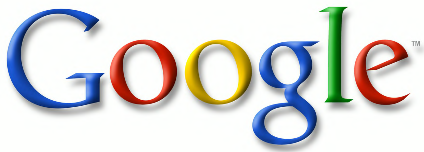


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

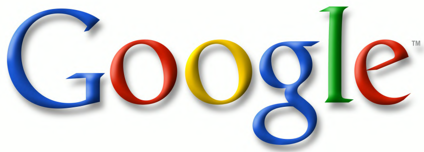
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

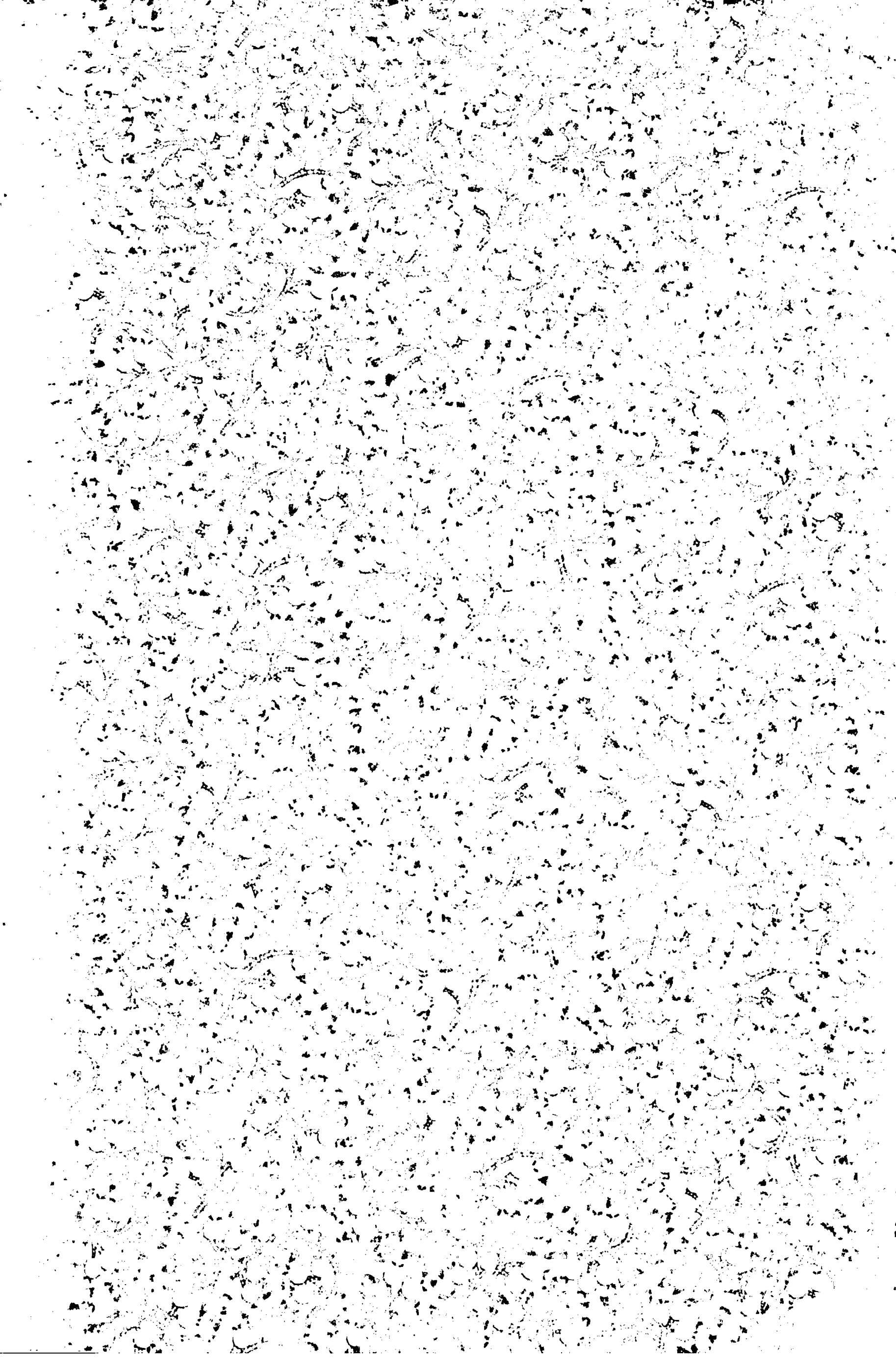
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Held und Kaiser.

Von

G. Samarow.


University of California:
Es lebe der Geist!
No
Ernst A. Denicke Fund



Held und Kaiser.

Erster Band.

Held und Kaiser.

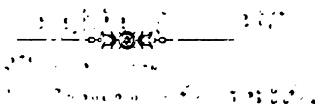
Fünfte und letzte Abtheilung
des
Roman-Cyklus „Um Szepter und Kronen".

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Erster Band.



Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1876.

Das Recht der Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck strengstens verfolgt.

UNIV. OF CALIFORNIA

Erstes Kapitel.

Die große Katastrophe von Sedan war vorüber, das kaiserliche Frankreich war niedergeworfen, aber die Hoffnung, welche die deutschen Truppen erfüllt hatte, als sie den gefangenen Kaiser über das Schlachtfeld dahinziehen sahen, diese Hoffnung, welche die Zurückgebliebenen in Deutschland theilten, daß ihnen nun endlich nach so furchtbarem Ringen zweier großen Nationen der Friede wiedergegeben werden würde, — sie hatte sich nicht erfüllt.

Die Regierung der nationalen Vertheidigung organisirte überall den Krieg bis auf's Messer. Der Fanatismus des Volks wurde auf das Höchste entzündet, indem man überall wiederholen ließ, daß der König von Preußen nur gegen den Kaiser Napoleon Krieg geführt habe, und daß er nun, nachdem der kaiserliche Thron zusammengestürzt, nicht gegen das französische Volk weiter kämpfen werde, — daß aber, wenn er dieß doch thun sollte, wenn er Ländergebiet oder Festungen von Frankreich verlangen

214547

möchte, das deutsche Volk sich erheben werde, um über den König und die Generale hin dem zur demokratischen Republik wiedererstandenen Frankreich die Hand zu reichen.

So war das Losungswort, welches man überall ausgab und an welches wohl kaum Einer der so plötzlich entstandenen neuen Souveräne Frankreichs glaubte, welches aber in den Massen mit jener dem französischen Volk eigenen, oft so unbegreiflichen Naivität Glauben fand. Man hatte mit kleinlichem Eifer alle Embleme und Chiffern des Kaiserreichs von den öffentlichen Gebäuden entfernt, und Jedermann that in Paris, als ob dieß Kaiserreich, das zwanzig Jahre lang so stolz und glänzend dagestanden, dem noch vor so kurzer Zeit so viele Millionen ihr zustimmendes Votum im Plebiszit gegeben hatten, — als ob dieß Kaiserreich nie bestanden hätte und nur ein flüchtig vorüberrauschender Traum gewesen sei.

Der König von Preußen war siegreich in Rheims, der alten Krönungsstadt der französischen Könige, eingezogen und seine Armeen näherten sich der Hauptstadt, dem „heiligen" Paris, wie man nach Viktor Hugo's Vorgang diese merkwürdige Stadt zu nennen begann, die man früher so oft als das moderne Babel bezeichnet hatte, so lange sie die glänzende, fröhliche, lachende und übermüthige Residenz Napoleon's III. war. Das Spartanerthum wurde Mode, wie ja in Paris Alles, auch der

leidenschaftlichste Aufschwung, bis zu einem gewissen Punkt Modesache ist und sein muß, wenn es überhaupt für einige Zeit Bestand und Bedeutung gewinnen will.

Der Kaiser Napoleon war nach Wilhelmshöhe gekommen, nachdem er von Donchery aus unter preußischer Kavalleriebedeckung in wildem Unwetter, unter zuckenden Blitzen und rollendem Donner die französische Grenze überschritten hatte, dieselbe Grenze, welche er schon dreimal flüchtig hinter sich zurückgelassen. Zum ersten Mal als Kind, nach dem Sturz seines großen Oheims, dann nach seiner Begnadigung durch Louis Philipp, als er in's Exil nach Amerika ging, und endlich in der Verkleidung des Maurergesellen Badinguet, als er das Schloß von Ham verließ, in welchem er während langer, einsamer Jahre über seinen Zukunftsplänen gebrütet hatte.

Damals, das letzte Mal, war er davongezogen unbeachtet und unerkannt, aber mit stolzer Zuversicht im Herzen, erfüllt von dem Glauben an seinen Stern. Dann war er zurückgekommen, um den Thron aufzurichten, von welchem herab er der lauschenden Welt seine Orakel verkündete.

Jetzt zog er in das Ausland mit allem kaiserlichen Pomp umgeben, seine Piqueurs ritten ihm voran, seine Adjutanten folgten ihm in den glänzenden Equipagen des kaiserlichen Marstalls, die feindlichen Truppen rührten

das Spiel und präsentirten die Waffen, wenn er an ihnen vorbeikam, und mit allen kaiserlichen Ehren wurde er an den Bahnhöfen empfangen.

Aber hinter ihm her schallten die Verwünschungen seiner Feinde aus allen Theilen Frankreichs. Seine Freunde schwiegen in dumpfer Bestürzung und Viele, die sich am lautesten seine Freunde genannt hatten, stimmten jetzt am eifrigsten in das Verdammungsurtheil über ihn ein.

Und in ihm selbst, — in ihm, der früher so fest an seinen Stern und sein Glück glaubte, lebte keine Hoffnung mehr, die Flamme war erloschen, die Kraft gebrochen und nur eine Sehnsucht erfüllte ihn, die Sehnsucht nach Ruhe und Stille, welche ihm die Gefangenschaft in Wilhelmshöhe fast wie eine Erlösung erscheinen ließ.

Die Kaiserin Eugenie, welche so kühn und siegesgewiß die Regentschaft übernommen hatte, als Napoleon zu diesem Feldzug voll so unerhörter Niederlagen auszog, war auf dem gastlichen Boden Englands angekommen und hatte ihren Aufenthalt im Marinehotel in Hastings genommen, am Fuß des hochragenden Felsens, zu welchem die Wellen des Meeres heranrollen. Und während der müde Imperator in durstigen Zügen die duftige Waldluft von Wilhelmshöhe einathmete, blickte die Kaiserin hinaus auf die rollenden Wellen, und tausendfältig, wie diese, wogten die Gedanken in ihr auf und nieder, Ent-

würfe durch Entwürfe verdrängend und zuweilen aufschäumend in der Sturmflut wilder Verzweiflung.

In Hastings hatte sich auch der kaiserliche Prinz zu seiner Mutter gefunden, dieß arme Kind, das so ganz betäubt war von den Schlägen, die urplötzlich die Welt zertrümmert hatten, in welcher er geboren und aufgewachsen war und welche ihm so unerschütterlich fest begründet geschienen hatte.

So schienen in dieser kurzen Zeit fast die Spuren und Erinnerungen des Kaiserreichs verweht und vergessen.

Und doch gab es einen Punkt in Frankreich, der noch nicht berührt war von der gewaltigen Wendung des Völkerschicksals. Dieser Punkt war Metz, hinter dessen Wällen sich der Marschall Bazaine mit einer Armee von hunderttausend Mann auserlesener Truppen, mit dieser ganzen prächtigen kaiserlichen Garde befand, welche so oft die Bevölkerung von Paris mit Stolz und Bewunderung erfüllt hatte und welche den fremden Souveränen vorgeführt worden war als ein schimmerndes Bild der französischen Waffenmacht.

Metz, diese alte, noch nie genommene Festung, stand da wie ein hochragender Felsen in dem ringsum flutenden Meer der feindlichen Armee, und Jedermann fühlte, daß hier ein großer Theil der Entscheidung über die Zukunft Frankreichs läge.

Auf Metz richteten sich daher die Blicke von allen Seiten her, theils mit Angst und Besorgniß, theils mit Muth und Hoffnung.

Der siegreiche König von Preußen und sein großer, schweigsamer Generalstabschef blickten nach Metz zurück auf ihrem schnellen Vormarsch nach Paris, denn für den endlichen Erfolg des Krieges war es von der höchsten Wichtigkeit, diese jungfräuliche Festung durch den festen Eisengürtel, mit dem der Prinz Friedrich Karl sie einschloß, zur Uebergabe zu zwingen.

Nach Metz blickten die regierenden Advokaten in Paris hin, denn sie trauten dem festen und entschlossenen Marschall nicht und Gerüchte drangen von dort her, daß in der eingeschlossenen Festung noch immer die Fahnen des Kaisers wehten, — des Kaisers, den auch der Feind noch immer ausschließlich als die einzige legale Regierung Frankreichs betrachtete.

Nach Metz richteten sich hoffnungsvoll die Blicke der Kaiserin von Hastings aus. Sie kannte den starren, entschlossenen Sinn des Marschalls Bazaine, und wenn irgend eine Transaktion zum Frieden führen konnte, so würde diese einzige organisirte und intakte Armee, die Frankreich noch besaß, der kaiserlichen Regierung gehören.

Und der gefangene Kaiser? — Schwer wäre es zu sagen, was er dachte. Er ging in den Alleen des Parks

von Wilhelmshöhe spazieren. Auf dem Tisch in seinem Kabinet lag eine Kriegskarte ausgebreitet. Sein vertrauter Sekretär Pietri studirte alle Zeitungen, welche Nachrichten vom Kriegsschauplatz brachten, und wenn der Kaiser von seinem Spaziergang zurückkehrte, so markirte er mit Nadeln die Bewegungen der Truppen und besprach mit den Generalen seiner Umgebung die strategische Lage des Marschalls Bazaine.

Aber er that dieß Alles mit einer so kalten, fast gleichgültigen Ruhe, als ginge ihn das Schicksal des Krieges, der dort geschlagen wurde und noch immer Tausende und Tausende von Menschenleben verschlang, gar nichts an, als wäre er ein einfacher Privatmann, der lediglich mit der Neugier eines interessanten Studiums die Ereignisse seiner Zeit verfolgte.

So war die Lage am 14. September, etwa zwei Wochen nach der Schlacht von Sedan.

Aus dem Vormittags von London in Hastings ankommenden Eisenbahnzug stieg ein Mann im Alter von etwa fünfzig bis sechzig Jahren in einem einfachen, saubern Reiseanzug. Das regelmäßige, scharf und kräftig geschnittene Gesicht dieses Mannes war gesund und voll, sein Mund und sein Kinn, von einem starken Schnurr- und Knebelbart bedeckt, zeigten willenskräftige Entschlossenheit, seine Augen blickten unter kräftigen Brauen hervor,

mehr mit dem Ausdruck eines schlichten, klaren Verstandes, als mit dem Licht hoher, außergewöhnlicher Intelligenz.

Doch lag in dem Blick dieser Augen eine gewisse unstäte, fast ängstliche Bewegung, welche nicht ganz mit der ruhigen Physiognomie und Haltung des Mannes zusammenpaßte. Einen ganz besondern Charakter gab dieser Erscheinung die weißgraue Farbe des Haares und des Bartes, welche so eigenthümlich gemischt war, daß es schien, als läge weißer Puder über dunklem Haar, — der ganze Mann sah aus wie der Haushofmeister eines alten, vornehmen Hauses.

Während die übrigen Angekommenen sich nach verschiedenen Seiten vertheilten, übergab dieser Mann sein einfaches Handgepäck einem Kofferträger und ließ sich von demselben nach dem großen Marinehotel führen, in welchem die Kaiserin Eugenie ihr vorläufiges Quartier genommen hatte.

Der Fremde fragte einen der auf dem Vestibül wartenden kaiserlichen Lakaien nach Madame Lebreton, der Vertrauten der Kaiserin.

Der Lakai betrachtete ihn prüfend und entfernte sich mit der Karte, welche der Unbekannte ihm reichte.

Nach einigen Augenblicken kehrte er zurück und führte den Fremden durch den Korridor in einen im hintern Theil des Gebäudes liegenden Salon, in welchem unmittel-

bar darauf Madame Lebreton erschien, eine Dame von mittlerem Alter, aber noch jugendlich frischen, regelmäßigen Gesichtszügen mit scharfen, klugen Augen.

Sie hielt noch die Karte, welche der Lakai gebracht hatte, in der Hand und sprach mit einer artigen Verneigung gegen den Fremden:

„Sie sind selbst gekommen, Herr Regnier, — das freut mich. Es wird mir besonders angenehm sein, mich mit Ihnen zu unterhalten, da Sie an dem Schicksal Frankreichs und des Kaisers ein so großes Interesse nehmen."

„Ich wünsche," erwiederte Herr Regnier, „das Unglück, das mit so erschütterndem Schlage unser Vaterland getroffen, auf das möglichst geringste Maß einzuschränken und zugleich Frankreich die Regierung zu erhalten, unter welcher es zwanzig Jahre lang glücklich gewesen ist, unter welcher es nach meiner Ueberzeugung für die Zukunft allein glücklich sein und an seine innere und äußere Wiederaufrichtung denken kann."

„Die Regierung zu erhalten?" erwiederte Madame Lebreton ein wenig erstaunt. „Es muß Ihnen doch bekannt sein, daß diese undankbaren Pariser die kaiserliche Regierung für abgesetzt erklärt haben —"

„Das ist gleichgültig!" rief Herr Regnier, „was in Paris in diesem Augenblick wilder Trunkenheit geschehen ist, hat keine verbindende Kraft für das Volk, für die

Armee und für die Flotte," fügte er mit Betonung hinzu. „Auch für die auswärtigen Mächte besteht in diesem Augenblick nur die kaiserliche Regierung. Aber es muß schnell, schnell gehandelt werden," fuhr er mit einer Art nervöser Unruhe fort, „wenn nicht die vollendete Thatsache sich befestigen und unüberwindlich werden soll. Haben Sie meinen Brief Ihrer Majestät der Kaiserin mitgetheilt?"

„Gewiß, mein Herr," erwiederte Madame Lebreton, „wie hätte ich wagen können, ein so wichtiges Schreiben der Kenntniß meiner Gebieterin vorzuenthalten!"

„Und was hat die Kaiserin gesagt? Wie hat sie meine Vorschläge aufgenommen?" fragte Herr Regnier, zitternd vor Ungeduld.

„Die Kaiserin," erwiederte Madame Lebreton, indem sie sich auf einen kleinen Lehnstuhl niederließ und Herrn Regnier ersuchte, neben ihr Platz zu nehmen, „die Kaiserin hat Ihren Brief zweimal durchgelesen und lange Zeit über den Inhalt desselben ernstlich nachgedacht, aber ich muß Ihnen sagen, daß sie nicht im Stande gewesen ist, sich vollständig Ihre Ideen anzueignen. Sie hat in denselben die Interessen der Dynastie zu sehr betont gefunden, und es widerstrebt dem Gefühl Ihrer Majestät, diesen Interessen der Dynastie den Vorzug vor denjenigen Frankreichs zu geben. Die Kaiserin ist mit ihrem ganzen Herzen Französin, und gerade, weil sie es durch die

Geburt nicht ist, möchte sie sich auch nicht dem Verdacht aussetzen, aus persönlicher Rücksicht für die Dynastie einen Schritt zu thun, der leicht zu einem Bürgerkrieg führen könnte, ja einen solchen Bürgerkrieg, das höchste Unglück, das Frankreich in seiner jetzigen Lage noch treffen könnte, fast wahrscheinlich macht."

Herr Regnier sprang auf.

„Mein Gott!" rief er, „welch' ein Unglück, welch' ein Unglück! — Wenn die Kaiserin nicht handeln will, wer soll dann in diesem Augenblick etwas thun, um Frankreich zu retten, das sich in sichern Ruin stürzt, während die siegreichen Heere des Feindes auf Paris marschiren! — Und der Kaiser ist in Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe, — er hat den Frieden nicht schließen wollen, durch den er sich und Frankreich hätte retten können, — was ich nicht habe begreifen können, — aber es ist geschehen, er ist für den Augenblick nicht in Berechnung zu ziehen, — also muß die Kaiserin für ihren Gemahl, für ihren Sohn handeln, sie hat ja die Vollmacht der Regentschaft, — hat denn Ihre Majestät nicht erwogen, wie ich in meinem Brief vorgestellt habe, daß die französische Flotte französischer Boden ist, und daß sie von einem Kriegsschiff aus ebensogut Frankreich regieren, ebensogut Frieden schließen kann, als wenn sie sich in den Tuilerieen befände? Ein eben so sicherer Zufluchtsort als die Flotte würde

Korsika sein, wo sich jede Hand zum Schutze der Kaiserin und der kaiserlichen Rechte erheben würde."

„Aber, mein Herr," sagte Madame Lebreton, „glauben Sie denn, daß die Kaiserin mit voller Sicherheit auf die Flotte würde zählen können? — auf Korsika vielleicht, aber was würden Dekrete, was würden Verhandlungen von Korsika aus nützen?"

„Sie würden das nützen," rief Herr Regnier, „daß die Kaiserin sich auf französischem Territorium befände und also alle ihre Dekrete, alle ihre Verhandlungen völkerrechtliche Gültigkeit hätten. Man müßte den General Fleury benachrichtigen. Sobald die Kaiserin auf französischem Boden sich befindet, würde der Kaiser Alexander mit ihr verhandeln, seine Vermittlung eintreten lassen, und ich bin fest überzeugt, daß der König von Preußen — selbst ohne die Vermittlung des ihm befreundeten russischen Kaisers — lieber mit der kaiserlichen Regierung Frieden schließen würde, als den Krieg gegen jene Wahnsinnigen in Paris fortsetzen."

„Aber wenn Frankreich," erwiederte Madame Lebreton, welche von den bewegten Worten des Herrn Regnier lebhaft berührt zu sein schien, — „wenn Frankreich einen solchen Frieden nicht anerkennen und gutheißen würde, wenn Paris —"

„Paris!" rief Herr Regnier. „Was ist Paris?

Haben wir nicht Metz? Haben wir nicht Bazaine mit seiner Armee und mit der kaiserlichen Garde, diesem einzigen großen Truppenkörper, der noch fest dasteht? Wenn die Kaiserin Frieden schließt, wird Bazaine frei, sie und der Prinz können sich in die Mitte dieser Armee begeben und Alles wird wieder zur ruhigen und festen Ordnung zurückkehren, — zweifeln Sie an der Treue und Ergebenheit des Marschalls Bazaine?“

„Nein,“ sagte Madame Lebreton; „die Kaiserin ist überzeugt,“ fügte sie hinzu, „daß der Marschall dem Kaiser ergeben ist und als ein einfacher Soldat streng an der Fahne hält, zu der er geschworen.“

„Nun denn,“ rief Herr Regnier, „wo ist eine Schwierigkeit? Wo ist ein Grund der Zögerung? Wenn die Kaiserin über einen Marschall von Frankreich, über eine große Armee gebieten kann, — wer wollte ihr Widerstand leisten? Wer wollte ihr vorwerfen, die Interessen des Landes hinter diejenigen der Dynastie zurückgestellt zu haben? O, ich bitte Sie, Madame, ich bitte Sie, gehen Sie noch einmal zu Ihrer Majestät, machen Sie, daß sie mich anhört. Meine Ueberzeugung steht felsenfest, daß noch Alles gerettet werden kann. Mein feuriger Eifer, dem Kaiser und dem Lande zu dienen, verzehrt mich. Oft schon hat ja die Vorsehung in der Weltgeschichte geringe Personen ausgewählt, um Großes zu vollbringen —“

„In der That, mein Herr,“ sagte Madame Lebreton, ein wenig zögernd, „Ihre Zuversicht muß auf einer sehr festen Ueberzeugung beruhen, und ich glaube es nicht verantworten zu können, die Sache damit beendet sein zu lassen. Wollen Sie mich einen Augenblick hier erwarten, ich will noch einmal mit Ihrer Majestät über die Sache sprechen.“

„Thun Sie das, Madame,“ rief Herr Regnier, „thun Sie das und geben Sie mir, wenn ich Sie bitten darf, einen Bogen Papier und eine Feder, damit ich meine Gedanken noch einmal niederschreiben kann; hoffentlich wird es mir gelingen, eine noch klarere und überzeugendere Form für dieselben zu finden.“

Madame Lebreton öffnete einen neben dem Fenster stehenden Schreibtisch, legte einen Bogen Papier auf denselben und verließ das Zimmer.

„Der gute Genius Frankreichs gebe Ihren Worten Kraft!“ rief Herr Regnier, indem er wie beschwörend die Hand gegen sie ausstreckte.

Dann ging er in heftiger Bewegung auf und nieder, leise Worte vor sich hinsprechend.

Nach einigen Augenblicken setzte er sich an den Schreibtisch, ergriff die Feder, und in hastiger Eile flog seine Hand über das Papier hin.

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als

Madame Lebreton wieder eintrat, begleitet von Herrn Fillion, dem Erzieher des kaiserlichen Prinzen, einem noch jungen Mann mit bleichem, regelmäßigem Gesicht von ernstem, fast strengem Ausdruck, und zwei anderen Herren in eleganter Civilkleidung, aber von militärischer Haltung.

Der Eine derselben mochte etwa dreißig Jahre alt sein, war hoch und schlank gewachsen, sein schönes, regelmäßiges Gesicht mit militärischem Bart und sorgfältig frisirtem Haar war leicht gebräunt und der Blick seiner dunklen Augen streifte hochmüthig über Herrn Regnier hin.

Der Andere war älter, sein Haar und Bart begann leicht zu ergrauen und seine Züge zeigten den Ausdruck gleichgültig verschlossener Höflichkeit, den man so häufig bei höheren Hofbeamten findet.

Madame Lebreton stellte Herrn Regnier vor und sagte dann: „Herr Fillion, der Erzieher des kaiserlichen Prinzen, ist von Ihrer Majestät mit diesen Herren beauftragt, mit Ihnen über Ihre Ansichten und Pläne zu sprechen —“

„Und diese Herren?“ sagte Herr Regnier, etwas betroffen, in fragendem Ton.

„Namen thun nichts zur Sache,“ erwiederte der jüngere der beiden Eingetretenen, „kommen wir auf den Gegenstand, der Sie hieher geführt.“

Der ältere der beiden Herren nickte bestätigend.

Herr Regnier zuckte zusammen. Eine heftige Entgegnung schien auf seinen Lippen zu schweben.

Herr Fillion trat zu ihm heran und sprach mit einer wohltönenden, ruhigen und sanften Stimme:

„Sie sind hieher gekommen, mein Herr, um, von treuem Eifer für das kaiserliche Haus und für Frankreich geleitet, Ihrer Majestät der Kaiserin Rathschläge zu geben und Ihre Dienste zu Ausführung derselben anzubieten —“

„Guter Rath und gute Dienste,“ fiel Herr Regnier mit einem scharfen Seitenblick auf die beiden Herren ein, „finden nicht immer Anerkennung und vielleicht ist es besser, mit denselben zurückzuhalten.“

„Jede gute Absicht findet die Anerkennung, die sie verdient,“ sagte Herr Fillion freundlich, „Sie werden aber auch begreifen, daß ein jeder Rath in einer so ernsten Lage, wie die gegenwärtige, auf das Sorgfältigste und Vorsichtigste geprüft werden muß, denn jede Uebereilung kann die verderblichsten Folgen haben —“

„Und die Zögerung führt sicher in das Unheil!“ rief Herr Regnier.

„Kommen wir also zur Sache!“ rief der ältere der beiden Herren, die Herrn Fillion begleiteten, im Ton ruhiger, kalter Höflichkeit. „Sie haben, mein Herr,“

fuhr er fort, „Ihrer Majestät den Vorschlag unterbreitet, sich auf die Flotte oder nach Korsika zu begeben und von dort aus, kraft ihrer Vollmacht als Regentin, mit den Feinden über den Frieden zu unterhandeln. Wir haben über die Sache eingehend mit Ihrer Majestät gesprochen und können der Kaiserin nicht dazu rathen, Ihre Vorschläge zu genehmigen. In der augenblicklichen Lage weiß ich nicht, ob man mit Sicherheit auf die Flotte rechnen könnte. Die neue Regierung, welche sich allerdings eigenmächtig eingesetzt hat, der aber die Armee von Paris gehorcht, hat auch an die Flotte bereits ihre Befehle gesendet, und Herr Duperré ist nicht mehr Kommandant des Taureau —"

„Aber, mein Gott," rief Herr Regnier, „wenn auch Herr Duperré nicht mehr Kommandant des Taureau ist, so wird er doch irgend ein Schiff zu seiner Verfügung haben! Und wenn die Kaiserin auf dem Verdeck eines französischen Schiffes ist, so ist sie in Frankreich. Die Befehle und Ernennungen der neuen Regierung werden nicht ermangeln, unter den Admiralen Eifersucht zu erregen, und das wird gerade dem Unternehmen, das ich der Kaiserin anrathe, förderlich sein."

„Das wäre der Bürgerkrieg," erwiederte der ältere der beiden Herren ruhig und kalt, „und gerade die Wahrheit Ihrer Bemerkung muß nach meiner Ansicht die Kai-

serin vor Allem abhalten, den durch Ihre Vorschläge angedeuteten Weg zu betreten."

Herr Regnier blickte wie Hülfe suchend zu Herrn Fillion, der sinnend und ernst dastand, während Madame Lebreton flüchtig das Papier überlas, das Herr Regnier beschrieben hatte.

„Mein Gott," rief dieser, „so soll denn Alles verloren sein, so soll denn durchaus nichts geschehen, um das Kaiserthum zu retten gegen den Angriff dieser verwegenen Abenteurer, welche in der allgemeinen Bestürzung sich der Regierung bemächtigt haben! Ich bitte Sie, meine Herren," sagte er, indem er schnell das Papier aus der Hand der Madame Lebreton nahm, „ich bitte Sie um Frankreichs willen, um des Kaisers willen, dem Sie ja ergeben sein müssen, da ich Sie in diesem Augenblicke hier begegne: bestimmen Sie Ihre Majestät, noch einmal über die Sache nachzudenken, bestimmen Sie die Kaiserin, wenigstens dieß Resumé noch zu lesen, das ich soeben niedergeschrieben habe."

Er reichte das Papier dem ältern der beiden Herren.

Dieser nahm es nach kurzem Zögern und sagte:

„Ich werde nicht ermangeln, Ihr Resumé der Kaiserin zu übergeben. Ich glaube Ihnen jedoch sagen zu müssen, daß ich nicht voraussetzen kann, Ihre Majestät werde ihren Entschluß ändern, — ich wenigstens," fügte

er, sich kalt verneigend, hinzu, „werde derselben nicht dazu zu rathen im Stande sein. Sollte aber Ihre Majestät in den Ausführungen, die Sie mir geben, etwas finden, was sie bestimmen möchte, aus ihrer wohlerwogenen und festbeschlossenen Zurückhaltung herauszutreten, so werden Sie darüber Nachricht erhalten."

Mit artigem Gruß verließ er das Zimmer. Sein junger Begleiter folgte ihm mit leichtem Neigen des Kopfes gegen Herrn Regnier, der den Beiden traurig nachsah und wie gebrochen in einen Lehnstuhl zusammensank.

„Ist es denn der Fluch aller sinkenden Dynastieen," rief er in tiefer Traurigkeit, „daß sie in ihrer Umgebung keine klaren Gedanken und keinen kräftigen Willen finden und daß sie den Rath und die Dienste ergebener Freunde zurückweisen?"

Madame Lebreton blickte den zusammengebrochenen Mann theilnehmend an.

Herr Fillion, der bisher fortwährend in tiefem Nachdenken dagestanden hatte, trat zu ihm und sprach freundlich:

„Es thut mir aufrichtig leid, mein Herr, daß Ihr Eifer und Ihre Ergebenheit für eine von so Vielen verlassene und aufgegebene Sache keinen Raum zur Thätigkeit findet. Es liegt in Ihren Gedanken Vieles," fuhr er fort, „was mich anzieht. Oft schon sind große Dinge geschehen durch eine kühne Benützung des Augenblicks.

Aber ein solch' kühnes, rücksichtsloses Erfassen des Moments ist zum Erfolg nöthig, und Sie werden begreifen, wie ich es anerkenne, daß die Kaiserin so zu handeln kaum im Stande ist. Bedenken Sie die Verantwortlichkeit Ihrer Majestät, — würde das Unternehmen, das Sie anrathen, üble Folgen haben, so würde alle Welt, auch die Freunde des Kaiserreichs, die Kaiserin verurtheilen, welche die Vollmacht der Regentschaft doch nur für die ruhige Fortführung der Regierung erhalten hat und es nicht wagen darf, Schritte zu thun, welche in einem kühnen und vielleicht gefährlichen Spiel die Zukunft ihres Gemahls und ihres Sohnes einsetzen. — — Ja, — wenn der Kaiser frei wäre," fügte er sinnend hinzu, „wenn er hier wäre, er könnte —"

„Welch' ein Gedanke!" rief Herr Regnier, plötzlich aufspringend, „der Kaiser, — ja, das ist es, — wenn er meinen Gedanken billigte, — wenn er seine Ausführung guthieße —"

„Dann würde Ihre Majestät," fiel Madame Lebreton ein, „gewiß keinen Augenblick zögern, auf Ihre Ideen einzugehen, in denen sie Vieles findet," fügte sie rasch hinzu, „was ihr sympathisch ist und ihrem zum entschiedenen Handeln geneigten Charakter entspricht."

„Dann zum Kaiser!" rief Herr Regnier. „Es ist keine Zeit zu verlieren. Eine innere Stimme sagt mir,

daß noch Alles gerettet werden kann, wenn nur eine Autorität da ist, um die sich die Treuen schaaren können und welche der angemaßten Regierungsgewalt in Paris entgegentreten kann. Doch," sagte er, plötzlich innehaltend und wieder ganz niedergeschlagen vor sich hinstarrend, „wie kann ich zum Kaiser gelangen? Werden mir dort nicht dieselben Schwierigkeiten entgegentreten, die sich hier unüberwindlich vor mir aufrichten?" fügte er mit bitterem Hohn hinzu. „O, mein Herr," sagte er, die Hand auf den Arm des Herrn Fillion legend, „wenn Ihre Majestät die Kaiserin mir wenigstens Eingang zum Kaiser verschaffte, wenn sie mir einen Auftrag ertheilte —"

„Das wird schwer sein," sagte Herr Fillion kopfschüttelnd, „der Kaiser ist Gefangener und seine Lage erfordert die delikateste Rücksicht, — ein politischer Auftrag, — ich glaube, daß das unmöglich ist —"

„Irgend einen Auftrag nur," rief Herr Regnier, „irgend eine Botschaft, damit mir nur die Möglichkeit gegeben wird, zu handeln, — o, die Unruhe und Ungeduld verzehren mich!"

„Wollen Sie mich einen Augenblick erwarten," sagte Herr Fillion, „ich kann vielleicht etwas thun, um Ihren Wünschen entgegenzukommen und um den Weg, den Sie betreten wollen, wenigstens offen zu halten, wenn die Vorsehung uns auf demselben Hülfe und Rettung zuführen will."

Er gab Madame Lebreton einen Wink.

Diese verließ mit ihm das Zimmer, und Herr Regnier blieb allein in tiefem, brütendem Nachdenken.

„Ich könnte ruhig leben," flüsterte er vor sich hin, „meine Familie ist in Sicherheit, meine Vermögensverhältnisse können nur wenig durch die Ereignisse berührt werden, und ich könnte die Entwicklung der Dinge sorgloser abwarten als so viele Andere: aber ein innerer Drang läßt mich nicht rasten, deutlich steht es in meinem Geist geschrieben, was geschehen muß, um mein Vaterland vor noch tieferem Fall zu bewahren, — so wie mir zu Muth ist, muß es einst gewallt und gewogt haben in der Brust jener Hirtin von Domremy, als sie aus ihrer bescheidenen Einfachheit hervortrat, während die Fürsten und Feldherren verzagten und verzweifelten."

Er drückte die Hände vor die Stirn, als wolle er seine unruhig sich durchkreuzenden Gedanken ordnen. Dann sank er wieder in seinen Sessel zurück und schien, tief in sich selbst versenkt, nichts von der Außenwelt zu bemerken.

Nach einiger Zeit trat Herr Fillion wieder in das Zimmer.

Herr Regnier sprang empor und eilte ihm entgegen, fieberhafte Spannung leuchtete aus seinen Blicken.

„Hier, mein Herr," sagte Herr Fillion, „bringe ich Ihnen Alles, was ich für Sie habe erreichen können.

Es ist eine photographische Ansicht von Hastings, unter welche der Prinz einige Worte geschrieben hat, welche völlig harmlos sind, aber doch — und vielleicht gerade dieser Harmlosigkeit wegen — im Stande sein werden, Ihnen Gehör beim Kaiser zu verschaffen. Ich darf bemerken," fügte er hinzu, „daß ich Ihnen dieß Blatt mit der Zustimmung der Kaiserin gebe, muß Ihnen aber auch ebenso sagen, daß Ihre Majestät mich dabei nochmals beauftragt hat, Ihnen zu bemerken, daß die Ausführung Ihres Vorhabens höchst gefährlich sei, und daß die Kaiserin Sie deßhalb bitte, doch lieber von der ganzen Sache abzustehen."

Herr Regnierr ergriff hastig die Photographie und las athemlos die darunter stehenden Worte:

„Mon cher papa, je vous envoie ces vues de Hastings, j'espère, qu'elles vous plairont.

Louis Napoléon."

„J'espère, qu'elles vous plairont," wiederholte Herr Regnier mit freudigem Ton, — „das genügt, das wird mir den Weg öffnen. Diese Worte seines Sohnes werden zum Herzen des Kaisers dringen. Er wird verstehen, daß der Gedanke, der mich erfüllt, unter seinem guten Stern entstanden ist. Ich danke Ihnen, mein Herr," rief er, Herrn Fillion's Hand drückend, „augenblicklich werde ich mich auf den Weg machen, sagen

Sie Ihrer Majestät, daß sie bald von mir hören soll.“

Er ergriff seinen Hut und eilte hinaus, während Herr Fillion ihm halb theilnehmend, halb verwundert nachblickte.

Herr Regnier ließ sich sein kleines Reisegepäck wieder nach dem Bahnhof tragen. Dort angekommen, löste er sein Billet zur Rückkehr nach London und ging, die Abfahrt des Zuges erwartend, auf dem Perron auf und nieder.

Soeben wurden die neuesten Zeitungen ausgeboten. Herr Regnier trat zu einem Verkäufer heran und kaufte eine Nummer des „Special Observer“. Flüchtig und gleichgültig überflog er die Spalten des Blattes, mehr mit seinen Gedanken als mit dem beschäftigt, was er las.

Plötzlich fuhr er zusammen.

„Mein Gott!“ rief er so heftig, daß einige der mit ihm auf dem Perron Wartenden erstaunt aufblickten, — „das kann alle meine Pläne zerstören,“ sprach er leiser weiter, „das böse Verhängniß Frankreichs überholt mich. Jules Favre soll eine Zusammenkunft mit dem Grafen Bismarck zu Meaux haben, — findet dort eine Verständigung statt, — die Anbahnung des Friedens, — dann ist das Kaiserreich verloren, — dann ist Frankreich auf lange hinaus der Anarchie preisgegeben, — die Zeit der

Reise nach Wilhelmshöhe und hieher zurück kann Alles wieder in Frage stellen. Was thun?" sagte er düster, das Zeitungsblatt in der Hand zerknitternd.

Nach einigen Augenblicken schien ein Gedanke in ihm aufzublitzen, er richtete sich empor. Muthiger Entschluß lag auf seinen Zügen.

„Ich muß diesem Sendboten der pariser Regierung zuvorkommen. Ich will allein handeln, ich will mitten hinein in die Armeen der Feinde, zu diesem unbeugsamen Mann, der heute das Schicksal Frankreichs in seinen Händen hält. Das Blatt, das mir den Weg zu dem gefangenen Kaiser öffnen sollte, wird mich auch beim Grafen Bismarck einführen; und er wird mich verstehen, er wird begreifen, daß die kaiserliche Regierung die einzige ist, welche Garantieen für einen sichern Frieden bieten kann. Jetzt ist mir leicht," sagte er, tief aufathmend, „jetzt liegt klar vorgezeichnet in meinem Geist da, was ich zu thun habe. Ich habe nur mit mir allein, mit meinem Willen, mit meiner Kraft zu rechnen, und meine Kraft wird aushalten, mein Wille wird nicht matt werden!"

Der Zug fuhr zur Abfahrt an den Perron. Herr Regnier stieg ein und einige Augenblicke darauf ertönte das Pfeifen der Lokomotive.

Während die deutschen Armeen immer fester ihren

eisernen Gürtel um die alte Festungsstadt Metz zusammenzogen und siegreich immer näher nach der Hauptstadt Frankreichs vordrangen, während in Paris der General Trochu die Vertheidigung organisirte und hinter der Regierung der Herren Jules Favre und Gambetta die finsteren Gestalten der Faubourgs St. Antoine und Belleville langsam heraufstiegen, während ganz Europa in angstvoller Spannung auf den gewaltigen Völkerkampf blickte, dessen Flammen in immer neuer Lohe aufschlugen, fuhr einsam und schweigend dieser einfache Mann, dessen Namen Niemand vorher genannt, der fern ab von dem Treiben der großen Welt gestanden hatte, auf dem brausenden Eisenbahnzug dahin, um mit seiner Hand in das gewaltige Rad der Völkerschicksale zu greifen, das in seinem vernichtenden Umschwung Heere von Tausenden niederwirft, das aber oft auch durch ein Atom in räthselhaft unerforschlicher Fügung aufgehalten und gewendet werden kann.

Zweites Kapitel.

In der Nähe der Bergschluchten, welche die Campagna bei Rom begrenzen, fuhr im Strahl der sinkenden Abendsonne ein offener Reisewagen mit vier Postpferden bespannt langsam die große Straße entlang, welche, von der Ebene aufsteigend, sich durch immer dichtere Waldpartieen hinzieht und nur selten, außer den größeren Stationen, einen Flecken oder ein bewohntes Gehöfte berührt.

Der Postillon saß auf dem Sattelpferd, ein alter Diener in dunkler Reiselivrée, eine Mütze von Wachstuch auf dem Kopf, nahm allein den breiten und bequemen Bock ein und schien nur mit Mühe der einschläfernden Wirkung der warmen Luft widerstehen zu können, denn von Zeit zu Zeit nickte er, das Haupt auf die Brust gesenkt, vornüber, und erst, wenn die Neigung seines Körpers so bedenklich wurde daß sie den Verlust des Gleichgewichts auf dem hohen Sitze drohte, fuhr er schnell empor und saß einige Augenblicke kerzengerade da, mit

großen Augen verwundert in die Gegend hineinschauend, um in kurzer Zeit wieder ebenso wie vorher in müder Selbstvergessenheit zusammenzusinken.

Auf dem hintern Trittbrett des Wagens war ein Koffer aufgeschnallt, dessen feste Solidität, auch ohne daß man sein Fabrikzeichen sah, das reisekundige England als seinen Entstehungsort verrieth, und in dem Wagen selbst saß, leicht in die weichen und elastischen Kissen zurückgelehnt, ein alter Herr in einem hellgrauen Reiseanzug, das Haupt mit einem Hut von weißem Leinen bedeckt. Seine Züge hatten in ihrem scharfen Schnitt eine Jugendfrische, welche mit dem fast weißen Haar und Bart nicht übereinstimmte, und seine Augen von wunderbarem Glanz und unbestimmbarer Farbe blickten scharf und forschend in die Schatten der Baumgruppen, welche immer dichter an den Weg herantraten, ohne daß man hätte bestimmen können, ob seine aufmerksamen Blicke der wunderbar pittoresken Naturschönheit galten oder ob er in diesem dunklen Waldesgrün irgend etwas Anderes suchte und erwartete.

Ein solcher Reisewagen auf der einsamen Landstraße im sinkenden Abenddunkel hätte an sich nichts Auffallendes gehabt; zu dieser Zeit und an dieser Stelle aber hätte er Jeden, der ihn begegnet haben würde, mit Erstaunen erfüllt, denn schon seit längerer Zeit waren die

Landwege in der nähern und weitern Umgebung von Rom vom Fremdenverkehr gemieden, da die Waldschluchten von kühnen und verwegenen Räubern wimmelten, und namentlich in der letzten Zeit, seit die französische Besatzung Rom verlassen hatte, wagten es selbst die kaltblütigsten englischen Touristen nicht mehr anders, als mit starker Bedeckung hier ihre Exkursionen zu machen. Aber selbst eine solche Bedeckung bot keine Sicherheit, denn es war vorgekommen, daß sie, von Briganten in überlegener Anzahl angegriffen, die Waffen gestreckt und ihre Schutzbefohlenen ihrem Schicksal überlassen hatte, wobei dann die Reisenden nicht nur alles dessen beraubt wurden, was sie mit sich führten, sondern noch obendrein nur gegen ein sehr hohes Lösegeld, das in kurzer Frist herbeigeschafft werden mußte, ihr Leben und ihre Freiheit retten konnten.

Alles dieß schien dem alten Herrn im bequemen Reisewagen völlig unbekannt zu sein, denn er fuhr ohne jede Bedeckung allein mit seinem Diener und dem Postillon so ruhig auf dem steil ansteigenden Wege dahin, als befände er sich in der allersichersten Gegend des geordnetsten Staates der Welt.

Die ruhig und sicher vorschreitenden, schwer athmenden Pferde, der halbschlafende Diener auf dem Bock — das Alles bot in der friedlichen Stille, unter dem Schatten

der Bäume, deren Wipfel immer höher hinauf von dem Strahl der zum Horizont herabsinkenden Sonne vergoldet wurden, ein Bild der ruhigsten und sorglosesten Sicherheit.

Der Postillon allein blickte zuweilen halb ängstlich, halb neugierig umher, als sei er verwundert, daß die Fahrt bis hieher so ruhig und ohne Unterbrechung fortgesetzt worden sei.

Der Weg hatte eine ziemlich steile Anhöhe erreicht, von welcher aus sich ein Blick von wunderbarer Schönheit über einen steil abfallenden Abhang hin nach der in dem eigenthümlichen violetten Abendschimmer daliegenden Ebene öffnete. Die Straße senkt sich nun, leise und unmerklich absteigend, in ein dichtes Gehölz hinab, das im Gegensatz zu der von dem letzten Sonnenstrahl beschienenen Lichtung in fast nächtlich dunklem Schatten dalag.

Der Reisende im Wagen richtete sich ein wenig empor und athmete mit tiefem Zuge die erfrischende Kühle ein, welche ihm aus dem schattigen Waldesdunkel entgegenstieg.

Auch die Pferde schienen den Einfluß der frischen Temperatur zu empfinden und zogen, ohne einen Antrieb von Seiten des Postillons, im kurzen Trab den Wagen auf der Straße fort.

Man hatte ungefähr zehn Minuten auf dieser Straße zurückgelegt, als man an eine hölzerne Brücke kam, welche

über einen die Straße durchschneidenden Waldbach führte, der von der seitwärts aufsteigenden Höhe rauschend und schäumend herabstürzte. Der Postillon hielt mit einem scharfen Ruck die Pferde an, um sie in langsamem Schritt über die etwas morsche und schadhafte Brücke gehen zu lassen.

In demselben Augenblick erschien auf der andern Seite dieser Brücke eine hohe Gestalt in einem dunklen, über die Schulter geworfenen Mantel, einen Hut mit breiter Krempe tief in die Stirn gedrückt, und rief mit einer lauten Stimme, welche in mehrfachem Echo von den Bergwänden wiederhallte, den Reisenden ein gebieterisches „Halt!“ zu.

Im Nu war der Postillon vom Pferde gesprungen, sank neben demselben auf die Kniee und rief, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände flehend emporstreckend, in lautem Jammerton um Gnade.

Der alte Diener auf dem Bock erwachte und schickte sich an, ebenfalls herabzusteigen.

Nur der Herr im Wagen blieb ruhig und unbeweglich sitzen und blickte erwartungsvoll, aber ohne jede Spur von Furcht und Schrecken, um sich her.

In einem Augenblick war der Wagen von ungefähr zwanzig Banditen in Blousen mit wettergebräunten Gesichtern und funkelnden Augen umringt. Blitzschnell wur-

den einige Fackeln entzündet. Man sah Dolchklingen blitzen, Karabinerläufe richteten sich von allen Seiten gegen den Wagen, von welchem in unglaublicher Schnelligkeit die Pferde abgeschirrt waren, die, sofort zur Seite geführt, unter den Bäumen neben der Straße verschwanden.

Der Mann, welcher auf der Brücke den Wagen zuerst angerufen, trat an den Schlag und sprach in einem deutlichen und verständlichen, aber sehr fremd accentuirten Englisch:

„Ich bedaure, mein Herr, daß ich Sie veranlassen muß, Ihre Reise zu unterbrechen und mir auf eine kurze Zeit zu folgen. Ich zweifle nicht,“ fügte er mit einer gewissen ironischen Höflichkeit hinzu, „daß wir uns bald und leicht verständigen werden, und daß Sie uns in die Lage setzen werden, Ihrer Reise weiter kein Hinderniß in den Weg zu legen.“

Der Reisende hörte die an ihn gerichteten Worte so ruhig an, als wäre diese Begegnung das natürlichste und gleichgültigste Ereigniß von der Welt. Er bog sich ein wenig über den Wagenschlag hinaus und blickte prüfend in das vom schimmernden Fackelschein beleuchtete Gesicht des Banditen, als forsche er nach bekannten Zügen. Dann fragte er mit einem Ton von fast befehlender Ueberlegenheit im reinsten accentlosen Italienisch:

„Führt nicht Barbarino Falcone den Befehl in diesen Wäldern?“

Betroffen fuhr der Räuber zurück. Diese unerwarteten Worte aus dem Munde des Reisenden, den er nach seiner ganzen Erscheinung für einen Engländer hatte halten müssen, dieser kurze, scharfe Ton, welcher fast derjenige eines Vorgesetzten gegen seinen Untergebenen war, ließen ihn einen Augenblick seine Fassung verlieren. Auch er blickte jetzt seinerseits forschend in das Gesicht des Reisenden, aber dasselbe schien keine Erinnerungen in ihm zu erwecken.

„Ich habe keine weiteren Erklärungen zu geben, Signor,“ sprach er dann mürrisch und ungeduldig; „und bitte Sie, mir ungesäumt zu folgen. Sie werden sich bald über die Persönlichkeit unseres Chefs vergewissern können,“ fügte er mit einem finstern, drohenden Seitenblick hinzu.

Der Reisende stieg aus. Einer der Banditen schritt mit einer Fackel voran, derjenige, welcher die Abtheilung befehligte und an den Wagen herangetreten war, ging neben ihm, die Hand am Dolch, den gespannten Karabiner im Arm. Zwei Andere hatten den Diener in die Mitte genommen. Der Postillon verkehrte freundschaftlich mit den Räubern und bot ihnen seine Feldflasche zum Trinken.

Mit sicherem Schritt drang der Führer in den Wald hinein, überall hinter Bäumen und vorspringenden Felsen schmale Wege und Durchgänge betretend, welche sich in dem scheinbar unwegsamen Dickicht öffneten.

Nach einer halben Stunde kam man an einen breiten Wasserfall, der von einer ziemlich bedeutenden Felshöhe herabstürzte und dessen Rauschen man bereits von weither vernommen hatte. Dieser breite, schäumende Fall fiel in einen kleinen Bergsee, der nach der andern Seite hin in mehreren Bächen seine Wasser weiterhin in die Ebene herabfließen ließ.

Der Fackelträger schritt bis unmittelbar an die Seite des Wasserfalls vor. Unter der mächtigen, schäumend herabstürzenden Wassermasse war ein bogenförmiger, freier Raum, über den der Fall wie eine Wölbung dahinströmte. Der Führer trat auf die Spitze des Felsvorsprungs, welcher sich bereits unter dem Wasserbogen befand, führte einen Finger an die Lippen und ließ ein scharfes, eigenthümliches Pfeifen ertönen.

Sogleich antwortete, wie aus der Tiefe heraufklingend, ein ganz ähnlicher Ton, und über die bewegte, mit weißem Schaum bedeckte Flut unter dem Wassersturz schob sich ein schmales Brett von der gegenüberliegenden Seite her.

Der Führer legte den Rand desselben fest auf den

Felsen und schritt auf dem leicht schwankenden Stege voran, seine Fackel, zuweilen von den herabfallenden Tropfen rasch aufzischend, beleuchtete von unten herauf den gewölbten Wasserstrahl mit wunderbaren, in diamantenem Farbenspiel schimmernden Lichtern.

Der Reisende folgte, ohne einen Augenblick zu zögern, auf diesem schmalen und unsichern Weg und schien ohne eine Spur von Furcht oder Besorgniß sein Auge an den unnachahmlich schönen Reflexen zu weiden, welche das rothe Fackellicht an dem herabstürzenden Wasser bildete.

Nach wenigen Schritten hatte man die andere Seite erreicht. Unter überhängenden, mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Felsstücken hervor trat man in eine große, runde, von hohen Bäumen umgebene Lichtung, welche ein romantisches, pittoreskes Bild darbot. An der einen Seite derselben brannte ein helles Feuer, an welchem mehrere Banditen beschäftigt waren, in Kesseln, die auf eisernen Gestellen über der Flamme hingen, eine Mahlzeit zu bereiten, deren Duft kräftig und einladend den Ankommenden entgegendrang. Ringsumher sah man beim Licht in die Erde gesteckter Fackeln andere Gruppen, auf ihren Mänteln am Boden gelagert, theils mit Karten- und Würfelspiel beschäftigt, theils unter Lachen, Scherzen und Singen den Inhalt strohumflochtener Flaschen schlürfend, welche jedenfalls einer andern Bestimmung zugedacht gewesen waren.

Im Hintergrund des freien Platzes öffnete sich der Felsen, der hier zwischen Bäumen hervortrat, zu einer Art von Portal, das mit schweren, kostbaren Teppichen verhängt war.

Zwei Fackeln auf hohen, in die Erde gerammten Pfählen erleuchteten diesen Eingang, vor welchem einer der Briganten, den Karabiner im Arm, langsam auf und ab schritt.

Der Fackelträger, welcher den Zug hieher geleitet hatte, trat zur Seite. Der Begleiter des Reisenden wechselte mit dem Wachthaltenden einige leise Worte und trat dann, mit einer gewissen scheuen Ehrerbietung den Teppich aufhebend, in das Innere des durch denselben verdeckten Raumes, während der Reisende ruhig und unbefangen die verschiedenen malerischen Gruppen betrachtete, welche ihrerseits die Ankommenden mit einem freudigen Ruf begrüßt hatten, sich aber nun weiter in ihren Beschäftigungen nicht stören ließen.

Nach wenigen Minuten kam der Führer der Expedition, welche den eben eingebrachten Fang gemacht, wieder zurück und führte den Reisenden an dem Wachtposten vorbei hinter den Vorhang, den er sofort wieder schloß.

Der Fremde stieß einen leichten Ruf des Erstaunens aus und blickte dann lächelnd in dem sich vor ihm

öffnenden Raum umher, der in der That geeignet war, hier in der einsamen, abgelegenen Waldschlucht einige Verwunderung zu erregen.

Es war eine tiefe und hohe, vollkommen geschlossene und mit zackig ausgebrochenen Felsen gewölbte Höhle. Der Boden derselben war geebnet und mit dichten, mehrfach übereinander gelegten weichen Matten bedeckt. Die Seitenwände waren hoch hinauf mit schweren dunkelrothen Teppichen behangen, deren tiefe, volle Farben noch prächtiger und glühender erschienen im Licht einer schön gearbeiteten Ampel, welche an silbernen Ketten von einer der Felszacken der Deckenwölbung herabhing.

Ein schwerer Tisch von schwarzem Ebenholz, reich mit Gold, Elfenbein und Perlmutter ausgelegt, stand in der Mitte des Raumes. Kleinere Tische von Marmor und kostbarem Holz standen an den Seitenwänden umher und trugen mannigfache goldene und silberne Gefäße von herrlicher Arbeit, mit blitzenden Edelsteinen besetzt. Prächtige Dolche und Stoßdegen lagen daneben.

Ein Theil der Höhle im Hintergrunde war mit einem seidenen Vorhang verdeckt, und vor dem großen Tisch in der Mitte stand ein breites Ruhebett mit schwellenden seidenen Kissen. Von diesem Ruhebett erhob sich beim Eintritt des Fremden ein kräftig und schlank gewachsener junger Mann in einem weiten und bequemen Anzug von

schwarzem Sammet, dessen etwas phantastischer Schnitt mit der ganzen Umgebung in Uebereinstimmung stand. Ein weites, faltiges Wamms, von einem ledernen Gürtel zusammengehalten, umschloß seinen schlanken und geschmeidigen Oberkörper. Faltenreiche Beinkleider fielen über glänzende, bis zum Knie hinaufreichende Stiefel herab. Das tiefschwarze, leichtgelockte Haar umgab ein gebräuntes Gesicht, dessen weiche und zarte Züge weder mit dem Ausdruck kalten, feindlichen Hohnes, der auf den Lippen des Mannes lag, noch mit den düsteren, wilden Blicken seiner dunkel brennenden Augen harmonirten.

Der junge Mann trat dem Fremden einige Schritte entgegen und blickte ihn prüfend an, als wolle er aus seiner Erscheinung einen Anhaltspunkt dafür gewinnen, wie hoch er ihn bei der unter diesen Verhältnissen üblichen Lösegeldbesteuerung zu taxiren habe.

Der Fremde nahm langsam seinen Hut, dessen Schatten sein Gesicht bedeckte, vom Kopf und stand im vollen Licht der von der Decke herabhängenden Ampel da. Seine großen, glänzenden Augen richteten sich mit einem eigenthümlich strahlenden und durchdringenden Blick auf den jungen Mann und mit einer tiefen, klaren Stimme sprach er:

„So hat man mich nicht getäuscht, als man mir sagte, daß ich hier in diesen Gründen Barbarino Falcone finden würde?“

Der junge Mann war, als das Gesicht des Fremden im hellen Lampenlicht vor ihm erschien, zuerst wie erschrocken zusammengefahren, als sei er in Zweifel, ob der Blick seiner Augen ihn nicht täusche. Dann war ein Schimmer der Freude über sein finsteres Gesicht geflogen. Er hatte die Arme ausgebreitet, als wolle er den Fremden an seine Brust drücken, aber schnell seine Bewegung bemeisternd, neigte er sich tief und ehrfurchtsvoll und sprach:

„Welche Freude und welches Glück für mich, daß Ihr, mein großer Meister, mich hier aufsucht und mich würdig findet, mir einen Auftrag zu ertheilen, — denn ich setze voraus, daß unsere heilige Sache meiner Dienste bedarf und daß Ihr kommt, um mir zu sagen, was ich zu thun habe. — Und zugleich wird mir Gelegenheit," fügte er mit warm leuchtendem Blick hinzu, „Euch meinen Dank auszusprechen für die Befreiung aus dem Kerker der Tyrannei, einen Dank, dessen ganze Empfindung nur Der kennen kann, der die Luft und das Licht der Freiheit entbehrt und den schimpflichen Tod unmittelbar vor sich gesehen hat."

„Ich kenne das," erwiederte der Fremde, „aber wer zu dem Bunde der Rächer gehört, wird, so lange mein Arm Macht hat, nicht in den Kerkern festgehalten werden. Ich habe Dich gerettet, weil Du treu zu unserem Bunde

gehalten, und ich komme jetzt, um Deine Kraft zu einem Dienst in Anspruch zu nehmen, der Geschicklichkeit und Gewandtheit erfordert, wie ich sie stets an Dir bemerkt und anerkannt habe."

„Ich bin Eures Befehls gewärtig," sagte Barbarino.

Und ehrfurchtsvoll sich verneigend, führte er den Fremden nach dem Divan.

„Aber Ihr werdet ermüdet sein, Meister. Darf ich Euch eine Erfrischung anbieten?"

„Ein Glas Wein und ein Stück Brod," erwiederte der Fremde, „das genügt mir, — es bedarf nur wenig, um meine Kräfte zu erhalten."

Barbarino ließ einen scharfen Pfiff auf einer kleinen silbernen Pfeife ertönen, die er an einer Kette um seinen Hals trug.

Fast unmittelbar darauf erschien einer der Briganten am Eingang, und nach einigen Minuten stand auf dem Tisch, auf einer silbernen Platte, eine schön geschliffene Krystallkaraffe mit jenem goldgelben Wein von Monte Fiascone, den der weinkundige Kellermeister eines reisenden Kardinals einst mit den Worten „Est, Est, Est" bezeichnete. Daneben einige vortreffliche Früchte, etwas Weißbrod, eine kalte Pastete und ein Stück des vortrefflichen Strachinokäses.

Barbarino nahm zwei hohe Krystallkelche von einem

der Seitentische, füllte diese bis zum Rande und sprach:

„Untergang der Tyrannei!“

Er leerte sein Glas bis auf den Grund, während der Fremde nur leicht die Lippen benetzte, eine Schnitte Weißbrod in seinen Wein tauchte und einige Bissen davon aß.

„So höre denn nun, um was es sich handelt. Die Sache erfordert schnelle Thätigkeit, Vorsicht und Gewandtheit.“

Barbarino hing mit gespannter Aufmerksamkeit an den Lippen des Sprechenden.

„Wie Du weißt, ist geschehen, was wir erstrebt und vorausgesehen haben. Dieser französische Imperator auf seinem innerlich unterhöhlten Flitterthron ist dahin getrieben worden, den Krieg gegen Deutschland zu führen, und seine Macht ist unter schnellen Schlägen, schneller noch als ich selbst es erwartete, zusammengebrochen. Er hat seine Hand von Rom, diesem Sitz der päpstlichen Tyrannei, zurückziehen müssen. Nun ist er gestürzt, seine Armeen sind zertrümmert, und nimmer wird er wieder diesen dreifach gekrönten Priester gegen den Willen Italiens, gegen den Willen der denkenden Menschheit auf seinem Stuhle halten können.“

„Ich weiß es, Meister,“ erwiederte Barbarino. „Und

ich weiß auch, daß in wenigen Tagen die Truppen Italiens in dieses Asyl finsterer Priesterherrschaft einbrechen werden, welches man das Erbtheil Petri nennt, um das alte Rom für immer der Freiheit wiederzugeben, damit es in Zukunft für die Welt ebenso der Mittelpunkt des Lichtes werde, wie es bis jetzt der Mittelpunkt der Finsterniß war. Kommt Ihr," rief er mit flammensprühenden Blicken, „um mir einen Platz in diesen Kämpfen anzuweisen — o, so laßt mich in dieser Stunde aufbrechen, damit ich, und wäre es an der untergeordnetsten Stelle, mit diesem Arm dazu beitragen könne, Rom zu befreien von der tausendjährigen Herrschaft blutiger und schimpflicher Tyrannei."

Ruhig schüttelte der Fremde den Kopf.

„Nicht deßhalb bin ich gekommen," sagte er; — „um Rom zu befreien, um die päpstliche Herrschaft zu stürzen, bedarf es jetzt unseres Bundes nicht. Wir können unsere Kräfte für weitere, für größere Aufgaben sparen. Der König Viktor Emanuel, welcher es zu allen Zeiten so vortrefflich verstanden hat, die Früchte zu pflücken, die Andere für ihn gezogen haben, wird das, was für den Augenblick zu thun ist, allein vollführen. Seine Truppen stehen bereit, und in wenigen Tagen wird der Papst ein Gefangener in der ewigen Stadt sein, in welcher er sich bis jetzt in übermüthigem Stolz für den Herrn der Welt hielt."

Barbarino blickte finster zu Boden.

„Und doch muß ich dabei sein," sagte er dumpf, „ich muß meinen Theil haben an diesem Werk gerechter Rache."

„Deiner wartet eine höhere Aufgabe," sagte der Fremde. „Was einfache Söldner thun können, daran dürfen wir unsere Zeit und Kraft nicht verschwenden."

„Aber wenn Rom befreit ist," rief Barbarino, — „wenn die päpstliche Herrschaft gestürzt ist —"

Ein fast mitleidiges Lächeln spielte um die Lippen des Fremden. Mit einer Handbewegung unterbrach er Barbarino und sprach:

„Höre mich weiter. Rom wird befreit werden, die päpstliche Herrschaft wird gestürzt werden, aber es wird befreit werden nicht für uns, nicht für das Volk, nicht für die Menschheit. An der Stelle des päpstlichen Thrones wird der Thron Viktor Emanuel's aufgerichtet werden, dieses Königs, der zwar durch das Volk emporgehoben ist und die demokratische Phrase im Munde führt, der aber darum nicht minder ein König ist, der darum nicht minder zu jener Rasse gehört, deren Blut sie zwingt, die Völker zu unterdrücken wie die Raubthiere, die sie in ihren Wappenschildern führen. Das Volk und die Freiheit werden nichts dabei gewinnen, als daß wir später im Augenblick der letzten Vollendung unseres Werkes hier

in Italien nur einen Streich zu führen, nur einen Thron niederzuwerfen haben," fügte er mit einem wild aufleuchtenden Blick seines sonst so klaren und ruhigen Auges hinzu. „Um aber diesen Augenblick der letzten Vollendung vorzubereiten, dazu bedürfen wir nicht Italiens allein, wir bedürfen auch Frankreichs. Wir müssen die Stütze zertrümmern, welche hier in Italien die königliche Tyrannei, welche der päpstlichen folgen wird, bei Frankreich gefunden hat und später wieder finden kann. Das Kaiserreich ist niedergeworfen, unser Ziel bei diesem Krieg ist erreicht. Frankreich darf nicht weiter besiegt, nicht weiter geschwächt werden. Es muß stark genug bleiben, um gegen die militärische Monarchie in Deutschland das Gegengewicht zu bilden, stark genug, um bei der großen Revolution der Zukunft — einer hoffentlich nahen Zukunft — Italien die Hand zu reichen und mit uns gemeinschaftlich den Völkern der Welt auf dem Wege der Freiheit voranzugehen."

Barbarino wollte sprechen.

Der Fremde legte die Hand auf seinen Arm und fuhr fort:

„Was wir bedürfen, ist ein starkes Frankreich und zugleich ein rein demokratisches Frankreich. Und um den Ereignissen diese Wendung zu geben, dazu müssen wir in diesem Augenblick eingreifen, wenn wir nicht die

Früchte des großen Kampfes, der den brütenden Despoten von seinem Thron gestürzt, verlieren wollen. Sie haben eine Republik in Paris proklamirt," fuhr er in höhnischem Ton mit leichtem Achselzucken fort, — „eine Republik, — aber wer führt diese Republik? Herr Jules Favre und seine Genossen, die Vertreter der feigen, hinterlistigen Bourgeoisie, welche die frühere Regierung nur gestürzt haben, um sich an ihre Stelle zu setzen und in ihre Fußstapfen zu treten. Rochefort ist ein Thor, und Gambetta, — seine Eitelkeit wird ihn verblenden und er wird gegen die Anderen ohnmächtig sein. Sie haben eine nationale Vertheidigung organisirt, aber es ist kein Nachdruck, keine Kraft, kein Wille in dieser Organisation, und selbst wenn sie es erreichen könnten, das Glück der Waffen wieder zu wenden, so wird aus dieser Republik doch nichts Anderes hervorgehen, als eine neue Monarchie, eine neue Stütze des Despotismus, die unter anderem Namen die alten Zustände wieder wird erstehen lassen, während bei uns in Italien das Königthum und das Papstthum trotz ihres jetzigen Streites sich wieder zusammenfinden werden, um das Volk und seine Freiheit zu unterdrücken. Dieß zu verhindern ist unsere Aufgabe, wir müssen Frankreich zu Hülfe kommen, um mächtiges Leben und kühnen Aufschwung in seine Vertheidigung zu bringen. Aber diese Hülfe muß von der reinen und

wahren Demokratie ausgehen, so daß, wenn Frankreich sich wieder erhebt, wenn es die Deutschen aus seinen Grenzen vertreibt, die wahre und reine Demokratie dort für immer ihre feste Herrschaft aufrichtet."

„Ich verstehe, Meister, ich verstehe," sagte Barbarino in zitternder Erregung. „Voll Bewunderung folge ich Euren so großen, so weit blickenden Gedanken. Aber wie kann ich in so hohen Dingen helfen, der ich nur gelernt habe und nur verstehe, den bewehrten Arm mit Verachtung der Gefahr und des Todes für unsere Sache zu erheben?"

Ohne seine Worte zu beachten, fuhr der Fremde fort:

„Frankreich kann nur gerettet werden, wenn das ganze Volk sich in einmüthiger Begeisterung erhebt und wie eine flammende Flut über den deutschen Heeren zusammenschlägt. Solche Flammen aber werden die Proklamationen des Generals Trochu und des Herrn Jules Favre nicht entzünden, und weder die Generale aus der Schule des Kaiserreichs noch die neugeschaffenen Strategen der gegenwärtigen Regierung werden eine solche Erhebung mit Nachdruck und wahrem Feldherrnblick leiten können. Einen Mann nur gibt es, der dazu im Stande ist, einen Mann, dessen Name und dessen Ruf das ganze französische Volk in seinen Tiefen erwecken kann, der im Stande ist, den Krieg so zu führen, wie es jetzt noth thut,

und der uns zugleich die Bürgschaft bietet, daß sein Sieg ein Sieg der wahren und reinen Demokratie sein wird, — und dieser Mann, der zugleich die Brüderschaft der Völker von Frankreich und Italien bedeutet, — dieser Mann ist Garibaldi, der traurig und still in Caprera sitzt, seufzend unter dem Schmerz der Wunde, die des Königs von Italien Dankbarkeit ihm geschlagen hat. Er muß seine Fahne erheben, er muß nach Frankreich gehen und seinen Ruf an das Volk erschallen lassen. Er allein kann Frankreichs Feinde über ihre Grenzen zurückdrängen, er allein kann wahres Leben und wahre Dauer der französischen Republik geben, welche einst dem Volk von Italien die Hand reichen wird, um den König und den Papst, die sich heute um die Herrschaft Roms streiten, für immer zu vertreiben."

Barbarino sprang auf.

„O Meister," rief er, „wie klein sind wir Alle gegen Euch! In Eurem Geist lebt die Welt, unter Eurer Führung müssen wir siegen! — Aber noch immer," fuhr er dann fort, „sehe ich nicht, wie ich —"

„Dich habe ich auserſehen," fiel der Fremde ein, „um die Feder in Bewegung zu setzen, welche das Räderwerk unserer Maschine vorwärts treiben soll. — Du bist im Stande," fragte er dann, „einen Stamm von kühnen und unerschrockenen Leuten zu bilden, welche nach Frank-

reich zu gehen bereit sein würden, um Garibaldi in der Bewaffnung und Organisation des französischen Volksaufstandes zu unterstützen?"

„Fast alle meine Leute," erwiederte Barbarino, „haben früher unter Garibaldi gefochten, — ebenso einzelne Banden, welche hier in der Umgegend zerstreut sind, sie verstehen alle den Guerillakrieg und scheuen vor keiner Unternehmung zurück. Ein Wort von mir wird genügen, um sie Alle dem General zur Verfügung zu stellen."

Er sagte dieß mit einem sichern, festen Ton. Doch plötzlich fuhr ein trüber Schatten über sein Gesicht, als erweckten die Ideen, die sich vor ihm öffneten, eine gewisse Verstimmung in seinem Innern.

„Du hast meine Gedanken und meine Pläne klar erfaßt?" fragte der Fremde weiter.

„Vollkommen," erwiederte Barbarino.

„So wirst Du sogleich mit mir abreisen und Dich nach Caprera begeben, um Alles, was ich Dir gesagt habe, dem General Garibaldi zu wiederholen. Du wirst hinzufügen, daß Du über eine Schaar tüchtiger, kriegsgeübter und unerschrockener Menschen verfügen kannst, um ihm die Herstellung von freiwilligen Legionen aus der französischen Bevölkerung, welcher eine solche Kampfesart noch neu ist, zu erleichtern, — es wird nur dieses

Anstoßes bedürfen, um den alten Löwen, in dem, wie ich überzeugt bin, ähnliche Gedanken bereits aufzusteigen beginnen, zu erwecken und in den Kampf zu rufen für die Sache, welche ja auch stets die seinige gewesen ist. Eile ist nöthig. Von der schnellen und sichern Ausführung Deines Auftrages hängt die Entscheidung der Ereignisse in Frankreich ab. In Deinen Händen liegt vielleicht in diesem Augenblick die Zukunft der Welt."

Er erhob sich, tauchte noch eine Brodschnitte in seinen Wein und schien zu erwarten, daß der junge Mann sich sofort anschicken werde, den ihm ertheilten Befehl auszuführen.

Aber Barbarino stand mit verschränkten Armen unbeweglich da und blickte finster zu Boden.

Der Fremde sah ihn erstaunt an, indem er langsam die letzten Tropfen aus seinem Glase schlürfte.

„Du bist traurig, ernst und unbeweglich," sagte er in vorwurfsvollem Ton, „Du zauderst und zögerst, während ich erwartet hatte, daß das ehrenvolle Vertrauen, das mein Auftrag Dir bezeugt, Dich freudig bewegen und zur Aufbietung Deiner ganzen Kraft und Deiner ganzen Thätigkeit anspornen würde?"

„Ich empfinde tief und dankbar," erwiederte Barbarino, ohne aufzublicken, „das Vertrauen, welches Euer Auftrag mir beweist, und mit freudiger Begeisterung

möchte ich hineilen, um mich dieses Auftrags werth zu zeigen, — aber, mein Meister," fügte er hinzu, indem seine Stimme dumpf aus den zusammengepreßten Lippen hervordrang, ich bitte Euch, ein anderes Werkzeug für Euren Auftrag zu suchen, — Ihr werdet Würdige genug finden, — ich — ich kann ihn nicht ausführen."

Ein Ausdruck grenzenloser Verwunderung erschien auf dem Gesicht des Fremden. Seine Augen schienen sich fast zu ihrer doppelten Größe zu erweitern, seine Blicke schleuderten drohende Blitze auf den jungen Mann, und mit scharfer, schneidender Stimme sprach er:

„Du kannst meinen Befehl nicht ausführen? — Das ist ein Wort, das ich nicht zu hören gewohnt bin und von Dir am allerwenigsten zu hören erwartet hätte. Weißt Du, was nach den Gesetzen unseres Bundes auf dem Ungehorsam gegen die Befehle der Oberen steht?"

„Der Tod!" erwiederte Barbarino immer in derselben Stellung und in demselben dumpfen Ton.

„Und wenn Du das weißt," sagte der Fremde, jetzt mehr erstaunt als zornig, „was kann Dich bewegen, diese Strafe, die unabänderlich ist, auf Dein Haupt herabzurufen? Ich frage Dich," fuhr er sanfter, mit wohlwollendem Ausdruck fort, „obwohl ich ohne weitere Erörterung die Strafe verhängen könnte, —

ich frage Dich, weil Du große Dienste geleistet hast und stets ein eifriges und tadelloses Mitglied unseres Bundes warst, — warum verweigerst Du die Ausführung eines Befehls, dessen Nützlichkeit Du einsiehst und in welchem Du ein ehrendes Vertrauen erkannt hast? Sprich," sagte er, zu dem jungen Mann herantretend und die Hand auf seine Schulter legend, „ich frage Dich jetzt nicht als der Meister des Bundes, sondern als Dein Freund, Dein väterlicher und liebevoller Freund."

„O, mein Meister," rief Barbarino, indem sein Gesicht in wilder Bewegung zuckte, „ich habe mein ganzes Leben, Alles, was ich bin und habe, unserem Bund und der heiligen Sache der Freiheit geweiht, ich werde niemals zögern, meinen letzten Blutstropfen für dieselbe hinzugeben. Eins aber, mein Meister, Eins kann ich nicht opfern, Eins muß ich für mich allein behalten, das Einzige, was ich noch mein nenne auf Erden, — das ist meine Rache."

„Deine Rache?" fragte der Fremde. „Sind wir denn nicht die Gesellschaft der Rächer? Ist es denn nicht ein Werk der Rache, der heiligsten Rache an der Tyrannei, zu der ich Dich entsenden will?"

Barbarino schlug die Augen mit einem so flammenden Ausdruck furchtbarer, grimmiger Drohung auf, daß die Gestalt des Andern in leichtem Schauder erbebte.

„O, mein Meister," rief er, „Ihr wißt, wie tief dieß Gefühl der heiligen Rache mich erfüllt, aber noch habe ich mich darum nicht ganz loslösen können von den eigenen und besonderen Gefühlen meines Herzens. Eben so glühend wie die Freiheit, ja, wie ich gestehen will, glühender noch, heißer und überwältigender habe ich ein Wesen geliebt, dem meine ganze Seele entgegenflog, wie der Adler dem Sonnenlicht, ein Wesen, von dem ich das Glück meines ganzen Lebens erwartete. Dieß Wesen, diese meine Geliebte ist mir gestohlen worden durch einen Fremden, durch einen jener Söldlinge der päpstlichen Tyrannei, der mit seinen gleißnerischen Worten ihr Herz vergiftete und zu sich lockte. Diese meine Hand," rief er, in wilder Bewegung den Arm erhebend, „hat den Stahl in ihr Herz gestoßen, ihr Blut, von dem ich jeden Tropfen mit meinem Leben erkauft hätte, klebt an der Klinge meines Dolches, — er aber lebt, er athmet die Luft der Freiheit und des Glückes, er hat mich von der Leiche meiner Lorenza fort in den Kerker geführt, aus dem Eure Hand mich befreite. Und da, mein Meister, in jener furchtbaren Stunde, in der mein gequältes Herz die Tiefen des Abgrundes durchmessen hat, welchen die Priester für die gemarterten Seelen ersonnen haben, — in jener Stunde habe ich mir geschworen auf den Stahl, der das Herz

meiner Geliebten durchbohrte, nicht eher zu rasten, als bis das Blut jenes Verführers zu meinen Füßen die Erde tränkt. Und diesen Schwur werde ich halten und sollte mein Leben dafür der Strafe des Ungehorsams verfallen. — Habe ich mir je ein Verdienst erworben," rief er, in flehendem Ton die Hände ausstreckend, „so bitte ich nur um die eine Gnade, die Strafe aufzuschieben, bis meine Rache erfüllt ist."

„Und wie denkst Du," fragte der Fremde, der seine ganze Ruhe wieder gefunden hatte, indem er mit einem leichten Lächeln freundlich und theilnehmend auf den jungen Mann blickte, — „wie denkst Du diese Rache auszuführen?"

„Ich habe ihn gesucht," rief Barbarino, „den Räuber meines Glücks, — in tausend Verkleidungen bin ich nach Rom gegangen, — ich hätte ihn auf offener Straße niedergestoßen, unbekümmert um Alles, was mit mir hätte geschehen mögen. Tagelang habe ich gewartet auf allen Plätzen, — in den Kirchen, — aber Alles war bisher vergebens, noch hat sein Verhängniß ihn mir nicht entgegengeführt, — jetzt aber, mein Meister, jetzt, in wenigen Tagen, wird der Angriff auf Rom stattfinden, er gehört zu jener fremden Söldnerschaar, welche aus allen Ländern zusammengeströmt ist zum Schutz des Papstes, — in diesem letzten Entscheidungskampf

wird er auf dem Platz erscheinen, ich werde dort sein — als was man will, als Soldat, als Freischärler, — ich werde dort sein, — dort wird er mir nicht entgehen, dort wird mein Dolch sein Herz finden, dort werde ich endlich meinen Fuß auf seinen zuckenden Leichnam setzen!“

„Du wirst ihn nicht finden,“ erwiederte der Fremde ruhig.

„Nicht finden!“ rief Barbarino, — „und wenn ich diese ganze Tyrannengarde Mann für Mann niederstoßen sollte, — und wenn er der Letzte von Allen wäre, — er soll mir nicht entgehen!“

„Du wirst ihn nicht finden,“ sagte der Fremde, „weil er nicht da ist, — ich kenne die Geschichte Deiner Liebe, ich kenne auch ihn, dem Du Rache geschworen hast. Er ist nicht mehr in Rom, er hat den Dienst des Papstes verlassen und ist nach seiner Heimat zurückgekehrt.“

„O,“ rief Barbarino, indem er die Hand des Fremden ergriff, — „wenn Ihr das wißt, wie Ihr ja Alles wißt, sagt mir, wo ich ihn finde, — und wäre es am Ende der Welt, ich will ihn entdecken und zu meinen Füßen niederwerfen!“

„Er ist,“ sagte der Fremde, indem er scharf und forschend in das Gesicht Barbarino's blickte, „er ist bei

den Armeen, welche in diesem Augenblick Frankreich besetzt halten und gegen welche der General Garibaldi den Volkskrieg organisiren soll."

Barbarino blieb einen Augenblick schweigend stehen, mit großen, weitgeöffneten Augen blickte er vor sich hin, dann flog ein Schimmer wilder Freude über sein Gesicht.

„O, mein Meister," rief er, „dann hält mich nichts mehr hier, — dann führt mich die Erfüllung meiner heiligen Pflicht gegen die Freiheit auch auf den Weg meiner Rache, nach welcher meine ganze Seele dürstet! — Gebietet über mich, — ich bin bereit, Euch zu begleiten!"

„Ich habe Dir gesagt," erwiederte der Fremde, „daß ich nur als Freund mit Dir gesprochen, und nur der Freund, nicht der Meister des Bundes, will es gehört haben, daß Du einen Augenblick im Gehorsam schwanktest. Führe meine Befehle pünktlich aus, — Dein Lohn soll sein, daß ich Dich seiner Zeit auf die Spur Deiner Rache führen werde."

Er reichte Barbarino die Hand, die dieser ehrerbietig drückte.

„Nun," sagte er, „begleite mich. Von der nächsten Station aus sollst Du nach Caprera abgehen, — aber nicht so," fügte er hinzu, indem er den Anzug des jungen

Mannes mit einem prüfenden Blick überflog, „Du darfst kein Aufsehen erregen, Deine Reise darf durch nichts gehindert werden.“

„Erlaubt mir, mich auf einige Augenblicke zurückzuziehen,“ sagte Barbarino, der seine frühere kalte Ruhe vollkommen wieder gewonnen hatte, „ich werde sogleich bereit sein.“

Er zog sich hinter den seidenen Vorhang in den Hintergrund der Höhle zurück und erschien nach einer Viertelstunde wieder, in einen grauen Touristenanzug gekleidet, einen weichen Filzhut auf dem Kopf, einen Mantel über dem Arm, Stock und Regenschirm und einen kleinen, eleganten Reisekoffer in der Hand.

„Es ist gut,“ sagte der Fremde, mit dem Kopf nickend, „hast Du Geld?“

Barbarino zog eine seidene Börse aus seiner Tasche, durch deren Maschen starke Goldrollen funkelten.

„Das wird genügen,“ sagte er.

Der Fremde neigte abermals zustimmend das Haupt.

„So laß uns aufbrechen!“

Barbarino hob den schweren Teppichvorhang empor und trat mit seinem Begleiter in den freien, von Fackeln beleuchteten Raum. Mit der kleinen Pfeife, welche er jetzt an der Kette seiner Uhr befestigt hatte, gab er ein kurzes, laut schallendes Signal.

Eilig, mit der Pünktlichkeit militärischen Gehorsams, lösten sich die verschiedenen Gruppen, die umherliegenden Briganten sprangen auf und schlossen, schnell heraneilend, einen Kreis um ihren Führer, indem sie verwundert den Fremden ansahen, welcher so kaltblütig und gleichgültig dastand, als ginge ihn diese ganze Szene nicht das Mindeste an.

„Ich werde einen Ausflug machen," sprach Barbarino mit lauter Stimme, „der mich mehrere Tage von hier entfernen wird. — Giuseppe Zappa," fuhr er fort, sich an Denjenigen wendend, welcher vorher den Reisewagen im Wald angehalten hatte, „ich übertrage Dir den Befehl, und ihr Alle werdet ihm gehorchen wie mir selber; bis zu meiner Rückkehr werdet ihr euch ruhig hier an dieser Stelle halten, kein gefahrvolles Unternehmen soll begonnen werden, ich werde euer Aller für ernste Dinge bedürfen."

In ehrerbietigem Schweigen hörten die Räuber die Worte ihres Führers an.

„Wo ist der Wagen?" fragte Barbarino.

„Er steht noch an derselben Stelle im Wald," erwiederte Giuseppe Zappa.

„Es sollen sogleich einige Leute vorauseilen und die Pferde wieder anspannen; wenn ich dort hinkomme, muß Alles zur Abfahrt bereit sein."

Mehrere Briganten eilten davon.

„Wenn es Euch nun gefällig ist," sagte Barbarino, sich zu dem Fremden wendend, — „ich werde Euch führen."

Giuseppe Zappa begleitete die Beiden bis zum Ausgang des freien Platzes. Hier verabschiedete er sich von Barbarino.

Einer der Briganten mit der Fackel trat voran, der Diener des Fremden folgte, und auf demselben Wege, den man gekommen war, unter dem Wasserfall hindurch, durch das dichte Waldgestrüpp hin, kehrte man zu der Stelle zurück, wo an der hölzernen Brücke über den Bergstrom der Reisewagen stand.

Die Pferde waren bereits wieder zur Stelle und einige Briganten mit dem Postillon beschäftigt, sie wieder an den Wagen zu spannen. Der Postillon schwang sich auf das Sattelpferd, der Diener bestieg den Bock. Barbarino setzte sich neben den Fremden, winkte noch einmal mit der Hand den Briganten, die ihm einen ehrerbietigen Abschiedsgruß zuriefen, und schnell fuhr das bequeme Fuhrwerk mit den beiden Reisenden auf der Landstraße dahin, welche bald von den Waldhöhen herab sich der Ebene zuwendete.

Drittes Kapitel.

In der alten Isle de France des königlichen und feudalen Frankreichs, dem heutigen Departement der Seine und Marne, liegt der Flecken Ferrières en Brie, einst der Hauptort einer besondern Grafschaft und der Sitz eines mächtigen Dynastengeschlechts.

Die alten Grafen sind verschwunden von dieser Stätte im Strom der Zeit, wie die Grafschaft untergegangen ist in der modernen Landeseintheilung. Aber an der Stelle, wo einst der feudale Sitz sich erhob, ragt, stolzer als jener, ein weithin schimmernder Schloßbau empor, und in demselben gebietet, mächtiger als alle jene ritterlichen Herren der Vergangenheit, der erste Fürst des neu erstandenen Universalweltreichs unserer Tage, des Reichs des Goldes und des Papiers: der Baron von Rothschild.

Aus den hohen Baumwipfeln des Parks blicken die vier hohen Thürme des Schlosses von Ferrières in das

Land hinein. Der große Ehrenhof in der Mitte, die Säulen und Marmortreppen der Fassade, welche sich in dem von sammetweichen englischen Rasen umfaßten See spiegelt, die Blumenparterres, die Marmorstatuen, der weite prächtige Park umher, das Alles zeugt in seinen großartigen Dimensionen und in seiner fast erdrückenden Pracht dafür, daß der Erbauer dieses Schlosses unumschränkt über die Macht des Geldes gebietet, welche in unserer Zeit über alle anderen Mächte sich erhebt und selbst Zeit und Raum dienstbar machen kann.

Der Kaiser Napoleon war hier als Gast seines großen Barons erschienen und mit einer Gastfreundschaft empfangen worden, welche an die Zeit Fouquet's und Ludwig's XIV. erinnerte, und seitdem waren in der großen Welt des Kaiserreichs die Einladungen nach Ferrières mehr als je gesucht, wenn der Baron Rothschild dort seinen Aufenthalt nahm und seine großen Jagden in den weiten Wildgehegen und den berühmten Fasanerieen abhielt.

Der kaiserliche Besuch sollte aber noch nicht den Höhepunkt in der Geschichte des Schlosses von Ferrières bilden. Es war diesem hochragenden Prachtbau vorbehalten, noch einen andern hochfürstlichen Gast in seinen Mauern aufzunehmen, einen Gast, der nicht bloß den Glanz und die Ehre seiner persönlichen Anwesenheit in

diese schimmernden Räume brachte, sondern mit dessen Fuß auch die Weltgeschichte diesen Boden betrat und demselben für alle Zeit ihre Spur aufdrückte.

Der König Wilhelm von Preußen hatte am 19. September 1870 die Verlegung seines Hauptquartiers nach Ferrières befohlen. Die Fouriere waren erschienen und hatten, geführt von dem Schloßkastellan des Barons von Rothschild, Quartier für die erste Staffel des königlichen Hauptquartiers gemacht, während die zweite Staffel in Lagny, etwas seitwärts von Ferrières, blieb. Graf Bismarck und der General von Moltke, sowie die unmittelbare persönliche Umgebung des Monarchen wohnten mit dem König im Schloß, allen Uebrigen waren ihre Quartiere in den Gärtnerwohnungen und den Bureaux der Schloßverwaltung angewiesen worden, da die großen, prachtvollen Gesellschaftsräume auf Befehl des Königs geschont und zu Wohnungen nicht verwendet werden sollten.

In düsterem Schweigen, aber höflich, artig und bereitwillig fügten sich die Beamten des Barons Rothschild, — der seine Stellung als preußischer Generalkonsul niedergelegt und sogar seine deutsche Köchin entlassen hatte, um den Franzosen seinen Patriotismus zu beweisen, — den Anordnungen der Fouriere, und bald war das große, prachtvolle Schloß von all' dem regen, waffen=

klirrenden Leben erfüllt, welches das Hauptquartier des königlichen Oberfeldherrn der deutschen Armeen umgab.

Spät am Abend kam der König an, die Stabswache voran, fuhr er in das Schloß ein und wurde in die für ihn hergerichteten Privatzimmer des Barons Rothschild geführt.

Lächelnd blickte der König auf alle diese von Gold, Seide und kostbarem Holz schimmernde Pracht. In dem großen Schlafzimmer des Besitzers angekommen, aus welchem bereits das ungeheure, von schweren Vorhängen umgebene Bett entfernt und durch das mit diesen Räumen sonderbar kontrastirende Feldbett des königlichen Soldaten ersetzt war, befahl Seine Majestät, ein kleines Seitenkabinet für ihn als Schlafzimmer herzurichten, und ließ ebenso sein Arbeitszimmer in dem Badekabinet einrichten, da ihm die großen Prunkräume des Geldfürsten nicht einfach und wohnlich genug waren.

Doch bevor noch Seine Majestät eingetroffen, war im leichten Jagdwagen der Graf von Bismarck vorgefahren und hatte den Befehl gegeben, ein Quartier für Herrn Jules Favre einzurichten, der sich Minister der auswärtigen Angelegenheiten der Regierung der nationalen Vertheidigung nannte und sofort erwartet wurde, um mit dem Bundeskanzler zu verhandeln.

Während der Graf Bismarck sich ein schnell hergerichtetes Diner serviren ließ, fuhr dann auch bald in einem

offenen Wagen, begleitet von dem preußischen Hauptmann von Winterfeld vom großen Generalstab, der viel genannte pariser Advokat und langjährige Führer der Opposition gegen das Kaiserreich, Herr Jules Favre, am Schloß von Ferrières vor.

Bei ihm befand sich Herr de Ring, Bureauchef des auswärtigen Ministeriums.

Man führte die beiden Herren nach dem Dorfe in die Wohnung des Régisseurs du Château, wo man ihnen ein bequemes, mit allem in Kriegszeiten möglichen Comfort ausgestattetes Quartier hergerichtet hatte.

Diese Abgesandten der Regierung von Paris waren der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und bei Allen, die sie ankommen sahen, regte sich von Neuem die Hoffnung, daß nun doch vielleicht endlich das eigensinnige Selbstgefühl Frankreichs zu der Ueberzeugung gekommen sein möchte, ein fortgesetzter Kampf könne keinen Sieg mehr bringen, und daß endlich der lang ersehnte Friede das blutige Kriegswerk abschließen werde.

Die Erscheinung dieser Vertreter der neuen, selbsteingesetzten Regierung kontrastirte merkwürdig mit dem frühern glanzvollen Auftreten der Botschafter und Gesandten des kaiserlichen Frankreichs, welche von dem stolzen Selbstgefühl erfüllt waren, daß hinter ihnen eine für unbesiegbar gehaltene Armee einherschreite.

Jules Favre, dessen große, volle Gestalt in ihrer Haltung und ihren Bewegungen stets etwas an das Pathos der Plaidoyers vor dem Barreau erinnerte, hatte in der letzten Zeit merklich gealtert und schien unter dem Druck der Situation tief niedergebeugt. Sein vorn über der Stirn hoch aufgekämmtes dichtes Haar war stark ergraut, seine großen, von dunklen Brauen überschatteten Augen, in welchen klare Intelligenz sich mit einem zuweilen aufleuchtenden Schimmer von phantastischer Schwärmerei vermischte, blickten trübe zu Boden, und schmerzliche Linien umzogen seinen großen, starken Mund, den ein kurzer grauer Vollbart umgab.

Herr de Ring, ein junger, schmächtiger Mann mit bleichem Gesicht und kleinem schwarzem Bart, beobachtete neugierig forschend alle Erscheinungen in dem Hauptquartier dieser Armee, welche in so unerwartet herandrängender Schnelligkeit den mächtigen Bau des Kaiserreichs niedergeworfen und Frankreich tiefer gebeugt hatte, als je zuvor in der Geschichte geschehen war.

Die Herren speisten flüchtig, und bald darauf erschien abermals der Hauptmann von Winterfeld, welcher Herrn Jules Favre ersuchte, ihm nach dem Schlosse zu folgen, wo der Graf Bismarck bereit sei, ihn zu empfangen.

Es war bereits spät am Abend, als der Abgesandte der pariser Regierung in das Bureau des Schloßkastellans

geführt wurde, wo der deutsche Bundeskanzler ihn erwartete.

Es war ein einfaches Zimmer, in welchem bisher die Angelegenheiten der Schloßverwaltung des Barons von Rothschild verhandelt worden waren, und in welchem wohl Niemandem zuvor der Gedanke gekommen sein mochte, daß hier die Vertreter zweier großen Nationen sich einst gegenüberstehen sollten, um in weltgeschichtlicher Unterredung über die Schicksale von Millionen zu sprechen.

Merkwürdig war der Kontrast der beiden Persönlichkeiten, die sich hier gegenüberstanden und die nicht nur zwei verschiedene gegen einander kämpfende Nationen, sondern auch zwei so ganz verschiedene, stets und unter allen Verhältnissen sich streitend gegenüberstehende Richtungen menschlicher Geistesentwicklung repräsentirten.

Des Grafen Bismarck hohe Gestalt stand da in der militärischen Uniform, dem Ehrenkleide seines Landes, fest, in strenger Gedrungenheit. Seine Haltung und seine Bewegungen waren militärisch wie sein Rock, der Blick seines Auges hell, scharf und gerade wie die Klinge seines Degens.

Jules Favre dagegen war in Haltung und Bewegung breit und pathetisch, — sein Blick verschleiert durch die Nebelwolken eigener subjektiver Doktrin und Phantasie, — so standen sie sich gegenüber: der Mann der That

und der Wahrheit dem Mann der Rede und der Illusion.

„Ich hoffe,“ sagte Graf Bismarck, indem er Herrn Favre mit leichter und freier Artigkeit begrüßte und einen Stuhl für ihn neben sich heranzog, „daß man meinen Anordnungen gemäß für Ihren Empfang gesorgt hat und daß Sie mit Ihrem Quartier zufrieden sind.“

„Ich danke Eurer Excellenz,“ erwiederte Jules Favre, „für Ihre freundliche persönliche Aufmerksamkeit, und ich wünschte,“ fügte er seufzend hinzu, „daß meine Vorschläge und Anerbietungen eine eben so gute Aufnahme gefunden hätten, als dieß meiner Person zu Theil geworden ist.“

„Ich habe Ihnen,“ erwiederte Graf Bismarck, „bereits heute Mittag bei unserer Unterredung im Schloß Haute Maison freimüthig erklärt, daß ich auf annehmbare Vorschläge hin lieber heut als morgen den Frieden zu unterzeichnen bereit sein würde, wenn ich die Ueberzeugung gewinnen könnte, daß dieser Frieden dann die Garantie der Dauer in sich trüge. Eine solche Garantie kann aber nur darin gefunden werden, daß Deutschland vor der Wiederkehr ähnlicher Angriffe nachdrücklichen Schutz findet, und dazu habe ich in Ihren Vorschlägen keine Grundlage entdeckeu können.“

„Ich habe,“ erwiederte Jules Favre, indem er mit der Hand durch sein dichtes Haar strich, „meinerseits die

Ueberzeugung aussprechen müssen, daß ein dauernder und gesicherter Frieden, den ich mit Eurer Excellenz für das nothwendige und einzig zu erstrebende Ziel unserer Verhandlungen halte, nur dann erreicht werden könne, wenn die nationale Ehre Frankreichs bei demselben nicht berührt wird. Würde dieß geschehen, so würde jeder Frieden nur die Natur eines kurzen und drohenden Waffenstillstandes annehmen. Die Abtretung von Festungen und Landgebiet würde Frankreich als eine Schmach empfinden, die ganze Nation würde fortan keinen andern Gedanken haben, als sich dazu vorzubereiten, diesen Flecken von ihrer nationalen Fahne wieder zu entfernen.“

Ein eigenthümlicher, scharfer, schneidender Blitz zuckte aus dem Blick des Grafen Bismarck. Aber sein Gesicht bewegte sich nicht und behielt seine kalte, eherne Ruhe.

„Ich habe Ihnen gesagt,“ fuhr Jules Favre fort, „daß wir bereit sind, Ihnen alles Geld zu zahlen, was Sie irgend verlangen wollen, aber Landabtretungen sind erniedrigend, entehrend für Frankreich, und ich kann, ich darf solche Bedingungen nicht annehmen, selbst auf die Gefahr hin, diesen unseligen Krieg noch weiter fortsetzen zu müssen.“

„Geld!“ erwiederte Graf Bismarck, — „es ist wahr, der Krieg hat Geld, viel Geld gekostet, und für dieses Geld muß Deutschland vollen Ersatz haben. Aber,“ fuhr

er fort, indem es durch den kalten, ruhigen Ton seiner Stimme wie eine fern heranrollende Drohung klang, „dieser Krieg hat mehr gekostet als Geld, er hat Blut gekostet, deutsches Blut, das in Strömen hat fließen müssen, um den ungerechten Angriff zurückzuweisen, — und dieses Blut kann mit allem Gold der Erde nicht bezahlt werden. Es ist eine heilige Pflicht gegen die Todten dieses Krieges, dafür zu sorgen, daß durch ihr vergossenes Blut ein Preis errungen werde, höher als Gold und Geldeswerth, — die künftige Sicherheit des Vaterlandes.“

„Der unglückselige Krieg,“ sagte Jules Favre, indem er leicht die Hand erhob, „in welchem sich Frankreich und Deutschland jetzt gegenüberstehen, ist durch die Macht eines Einzigen hervorgerufen, welcher Frankreich beherrschte. Ihn hat seine Strafe ereilt, er hat seine Krone und seine Macht verloren. Der Krieg hat damit seinen Grund und seine Berechtigung verloren. Frankreich ist wieder Herr seiner selbst geworden. — Ich, Herr Graf, kenne die Gesinnungen des Landes, ich kann Ihnen für die Friedensliebe des französischen Volkes einstehen. Diese Friedensliebe wird Ihnen bessere Garantieen bieten, als die Landabtretungen, welche den Geist der Rache in jedem französischen Herzen wach rufen würden.“

Ein flüchtiger Zug feiner Ironie zuckte einen Augen-

blick um die Lippen des Grafen Bismarck. Im Ton ruhiger, kalter Höflichkeit sprach er:

„Sie sagen mir, mein Herr, daß Frankreich den Frieden wolle und daß nur ein einziger Wille den Krieg hervorgerufen habe, — der Kaiser Napoleon hat mir gesagt, daß er den Krieg nicht gewollt und daß er durch die Nation zu demselben gezwungen worden sei —“

„Er hat,“ fiel Jules Favre lebhaft ein, „im Augenblick seines Falles die Unwahrheit gesprochen, wie er dieß sein ganzes Leben über gethan. Die Majorität des gesetzgebenden Körpers,“ fuhr er fort, „hat noch kurz zuvor dem Frieden akklamirt und die ganze Nation hat zweimal, bei den Wahlen von 1869 und bei dem Plebiszit im Frühjahr dieses Jahres, der Politik des Friedens und der Freiheit auf das Entschiedenste zugestimmt, denn mit einem Programm solcher Politik trat das Kaiserreich in bewußter Heuchelei vor das Plebiszit.“

„Und doch,“ erwiederte Graf Bismarck, „hat der gesetzgebende Körper die kriegerischen Reden des Herzogs von Gramont und des Herrn Ollivier mit lautem Beifall überschüttet.“

„Diese Majorität,“ rief Jules Favre, „war unter dem Einfluß des kaiserlichen Regiments gewählt und wagte nicht, demselben zu widerstehen!“

„Aber das ganze Volk,“ erwiederte Graf Bismarck,

„stand in seiner Presse, in allen seinen Kundgebungen hinter der Majorität und hinter den Ministern, welche heut auf der Höhe der Popularität stehen würden, wenn die Schlachten von Wörth und Sedan einen andern Ausgang gehabt hätten. Sie werden mir verzeihen," fuhr er fort, während Jules Favre mit dem Ausdruck einer gewissen Ungeduld den Kopf schüttelte, „wenn ich zu einer Friedensliebe, welche nach den Niederlagen kommt, kein unbedingtes Vertrauen haben kann, und wenn ich so wechselnden Stimmungen und so entgegengesetzten Erklärungen gegenüber meine Ueberzeugung auf einem festern, von den Strömungen der Gegenwart nicht berührten Fundament aufrichte, — auf dem Fundament der Geschichte. Die Geschichte aber lehrt mich, daß es stets der Wille der französischen Nation war, Deutschland anzugreifen und meinem Vaterland Theile seines Gebietes zu entreißen, und daß die größten Repräsentanten Frankreichs stets diesen nationalen Willen zur Ausführung gebracht haben, — von Ludwig XIV. bis auf Napoleon III."

„Es würde schwer zu unterscheiden sein," erwiederte Jules Favre, „ob bei den Thatsachen, die Sie anführen, Herr Graf, der persönliche Ehrgeiz der Regenten den Geist der Nation irre leitete oder ob der Wille des Volkes die Machthaber Frankreichs bestimmte. Jetzt — da Frankreich keine Machthaber hat, sondern Herr seiner

selbst ist, will es den Frieden. Aber es würde," fuhr er fort, indem er die Hand auf die Brust legte, „den Krieg wollen und immer wieder den Krieg, wenn ihm Straßburg genommen würde, Straßburg, das noch nicht erobert ist, Straßburg, auf dessen Wällen noch die französische Fahne weht, die zugleich die Ehre Frankreichs bedeutet."

„Straßburg ist noch nicht genommen," sagte Graf Bismarck, — „das ist wahr. Aber seine Einnahme ist eine Frage der Zeit, — einer kurzen Zeit, — es kann sich nicht mehr halten und kein Entsatz kann ihm zugeführt werden. Doch," fuhr er dann fort, indem seine Stimme einen festern, strengern und fast schneidend harten Ton annahm, „Sie sprechen von der Ehre Frankreichs. — Hat Frankreich eine andere Ehre als die übrigen Nationen, — eine andere Ehre als Deutschland? Es ist, so lange die Welt steht, das Loos des Krieges, daß ein besiegtes Volk Theile seines Machtgebiets abtreten muß. Dieß Loos hat noch in den letzten Zeiten Oesterreich betroffen, und Niemand hat behauptet, daß Oesterreichs Ehre dadurch geschädigt sei. Dasselbe Loos hat Frankreich stets unerbittlich dem Besiegten auferlegt, — hat es Deutschland vor Allem auferlegt, und ich glaube nicht, daß, wenn der Kaiser Napoleon in diesem Kriege Sieger geblieben wäre, die französische Nation

ihm erlaubt hätte, das deutsche Gebiet unberührt zu lassen. Sollen wir nicht thun dürfen, was Frankreich gethan hat und zweifellos wieder gethan haben würde, wenn es das Schlachtenglück an seine Fahnen hätte fesseln können? Wenn wir Straßburg und Metz nehmen, greifen wir damit in französisches Nationalgebiet? Waren Straßburg und Metz nicht deutsch? Sind sie nicht von Frankreich genommen nach dem Kriegsrecht des Siegers? Kann es Frankreichs Ehre schädigen, wenn wir im Vertheidigungskrieg zurücknehmen, was uns Frankreich einst im Eroberungskrieg entriß? Das französische Gefühl wird auch immer ohne Gebietsabtretung den Rachekrieg wollen. Es hat Waterloo nicht vergessen, wie es Sadowa nicht vergessen hat — Sadowa, welches doch Frankreich gar nichts anging — es wird auch die Kapitulation von Sedan nicht vergessen, welche es empfindlicher hat berühren müssen, als dieß die Abtretung von Straßburg würde thun können."

Jules Favre wollte sprechen. Mit einer schnellen Bewegung ihn unterbrechend, fuhr Graf Bismarck fort:

„Und Straßburg vor Allem. — Wenn es sich um den künftigen Frieden, um nachbarliche Sicherheit handelt — Straßburg ist der Schlüssel des Hauses, — den muß ich haben!"

„Und Sie glauben, Herr Graf," sagte Jules Favre

bitter, „daß der Friede gesichert werden könne, daß Frankreich in nachbarlicher Eintracht neben Deutschland leben könne, wenn Sie uns den Schlüssel unseres Hauses nehmen?“

„Ihres Hauses?“ rief Graf Bismarck, stolz das Haupt emporwerfend, „Straßburg ist der Schlüssel unseres Hauses, durch den ich die Thore Deutschlands gegen die Wiederkehr jahrhundertelanger Angriffe verschließen muß. Käme die nationale Ehre in Betracht, so könnte nur diejenige Deutschlands berührt werden, wenn es nach solchen Siegen, wie wir sie erfochten, eine alte deutsche Stadt in fremden Händen ließe. Hat nicht Frankreich Landau und Saarlouis zurückgegeben? — Sollten die Eroberungen Ludwig's XIV. mit der Ehre Frankreichs etwa fester verwachsen sein, als diejenigen der ersten Republik oder des ersten Kaiserreichs?“

Jules Favre neigte seufzend das Haupt. Der wortreiche Redner schien vergebens nach Worten zu suchen, die er diesem ehernen Willen, dieser unbeugsamen Logik gegenüberstellen könnte.

„Doch,“ sagte Graf Bismarck nach einigen Augenblicken in seinem frühern ruhigen und kalten Ton, „wir stehen in einer Zeit der That und der Realität, und ich glaube nicht, daß eine Beleuchtung der Gegenwart und Vergangenheit, — die ich,“ fügte er mit einem leichten

Lächeln hinzu, „fast eine akademische nennen möchte, dem Zweck unserer Zusammenkunft entsprechen kann.“

„Eure Excellenz haben Recht,“ erwiederte Jules Favre traurig, „ich glaube, daß die Friedensunterhandlungen in diesem Augenblick und bei diesen sich gegenüberstehenden Anschauungen aussichtslos sind und kann meinerseits ohne Berathung mit meinen Kollegen nicht weiter gehen. Die letzte Instanz über die Friedensbedingungen wird eine von dem französischen Volk frei gewählte Nationalversammlung sein müssen. Es käme daher darauf an, einen Waffenstillstand zu vereinbaren, während dessen eine solche Versammlung sich konstituiren könnte, und die Bedingungen dieses Waffenstillstandes festzustellen.“

„Damit betreten wir das praktische Gebiet,“ erwiederte Graf Bismarck, „und ich hoffe, daß wir uns auf diesem schneller und einfacher verständigen werden, als bei der Erörterung von Friedensbedingungen, zu deren Abschluß die gegenwärtige Regierung in Paris doch kaum im Stande ist. Denn,“ fügte er hinzu, „Sie werden mir zugeben, daß der Pöbel in Paris schon in einigen Tagen Ihre Regierung vielleicht stürzen kann, wie er in bewegten Zeiten schon so manche Regierung nach kurzem Dasein gestürzt hat.“

Jules Favre erwiederte, indem er die Hand ausstreckte, mit lauter, feierlicher Stimme:

„Es gibt keinen Pöbel in Paris, Herr Graf, und was man mit diesem Namen bezeichnen könnte, kann in diesem Augenblick der großen nationalen Gefahr keinen Einfluß ausüben. Es gibt in Paris nur eine intelligente, von patriotischer Begeisterung erfüllte Bevölkerung, welche mit Abscheu den Gedanken zurückweisen wird, sich zum Bundesgenossen des Feindes zu machen, indem sie der nationalen Vertheidigung Hindernisse in den Weg legte. Wir aber," fuhr er fort, „die Mitglieder der gegenwärtigen Regierung, sind in jedem Augenblick bereit, ja wir sehnen uns darnach, unsere Gewalt in die Hände einer souveränen Nationalversammlung niederzulegen."

„Ich erkenne vollkommen," erwiederte Graf Bismarck, „die Nothwendigkeit an, der französischen Nation Gelegenheit zu geben, eine Vertretung zu wählen, mit welcher wir zum definitiven Abschluß in völkerrechtlich gültige Verhandlungen treten können; — eine solche Versammlung allein würde im Stande sein, die Legitimation der gegenwärtigen Regierung genügend zu ergänzen, denn für uns, wie für ganz Europa existirt ja bis jetzt nur die von allen Mächten anerkannte kaiserliche Regierung, und wenn Frankreich sich eine neue Regierungsform geben will, so muß der Wille der Nation in einer gültigen und unbestreitbaren Weise dokumentirt werden."

„Das wird geschehen," erwiederte Jules Favre,

„sowie ein Waffenstillstand dem französischen Volk die Möglichkeit gibt, seine Vertreter zu wählen.“

Graf Bismarck sah einen Augenblick nachdenkend vor sich nieder, er schien seine Gedanken ordnen und formen zu wollen, dann richtete er den Blick scharf und fest auf Jules Favre und sprach:

„Sie werden anerkennen, daß ein Waffenstillstand für eine Armee, die in siegreichem Fortschreiten begriffen ist, schwere militärische Nachtheile mit sich bringt, weil er sie hindert, weiter vorzugehen und ihre Positionen zu verstärken. Auf der andern Seite aber würde gerade deßhalb ein längerer Waffenstillstand Frankreich sehr bedeutende Vortheile bringen. Sie nennen sich die Regierung der nationalen Vertheidigung; um aber eine Vertheidigung unternehmen zu können, müssen Sie erst wieder neue Armeen organisiren, denn Ihre alten Armeen sind zertrümmert und die letzte derselben ist in Metz eingeschlossen. Jeder Zeitgewinn ist daher für Sie von so hoher Bedeutung und für uns von so großem Nachtheil, daß Deutschland einen solchen Waffenstillstand nicht ohne wesentliche militärische Garantieen gewähren kann.“

„Liegen diese Garantieen nicht darin,“ fragte Jules Favre, „daß die gegenseitigen Positionen während des Waffenstillstandes unverändert bleiben?“

„Durchaus nicht, mein Herr,“ erwiederte Graf Bis=

marck, „die Positionen allein sind nicht entscheidend, wir stehen heut einem entwaffneten, fast kampfunfähigen Lande gegenüber, in vier Wochen würden wir vielleicht neugebildete, organisirte und bewaffnete Armeen uns gegenübertreten sehen. Denn,“ sagte er mit leichter Verbeugung, „ich traue Ihnen und der nationalen Energie Frankreichs in diesem Punkte sehr viel zu. Das bloße Aufrechthalten der gegenseitigen Positionen allein kann also nach meiner Ueberzeugung, wie ich wiederholen muß, die Grundlage des Waffenstillstandes nicht bilden.“

„Und worin, Herr Graf,“ fragte Jules Favre, „würden denn die Garantieen, welche Sie für nothwendig halten, zu finden sein?“

„Insoweit ich mir selbst darüber ein klares Bild machen kann, vorbehaltlich militärischer Prüfung und der Genehmigung Seiner Majestät des Königs, scheint es mir nothwendig, daß uns diejenigen Festungen übergeben werden, welche die Verbindung mit Deutschland erschweren, denn wenn durch den Waffenstillstand die Zeit verlängert wird, während welcher wir unsere Truppen durch Zufuhr aus Deutschland zu verpflegen haben, so müssen wir Gewicht darauf legen, daß uns diese Verpflegung erleichtert wird. Ich müßte daher vor Allem als Bedingung des Waffenstillstandes die Uebergabe der Festungen Straßburg, Toul und Bitsch verlangen.“

„Das hieße uns wehrlos machen!“ rief Jules Favre zitternd.

„Das glaube ich nicht,“ erwiederte Graf Bismarck, „diese Bedingung würde uns vielmehr in die Lage setzen, die Zeit des Waffenstillstandes in ähnlicher Weise für uns nutzbar zu machen, wie Sie das für die Organisation Ihrer Vertheidigung zu thun im Stande wären. Was nun die Festungen betrifft,“ fuhr er fort, „so würde ich bei Seiner Majestät dem Könige befürworten, den Besatzungen von Toul und Bitsch freien Abzug zu gewähren. Was Straßburg betrifft, so ist die Krönung des Glacis vollendet, die Einnahme des Platzes steht in kurzer Zeit bevor, und diese militärische Situation legt mir die Pflicht auf, zu verlangen, daß die Besatzung von Straßburg die Waffen streckt.“

Jules Favre zuckte zusammen, er preßte einen Augenblick die Hände vor die Stirn, dann sprang er auf und rief:

„Herr Graf, Sie sprechen zu einem Franzosen! Die heldenmüthige Besatzung von Straßburg erregt die Bewunderung Frankreichs, die Bewunderung der ganzen Welt. Diese Besatzung zu opfern, das wäre eine Feigheit, welche der jetzigen Regierung für alle Zeiten einen unauslöschlichen Flecken anheften würde. Ich kann Ihnen nicht versprechen, diese Bedingung meinen Kollegen auch nur mitzutheilen.“

Graf Bismarck schwieg einen Augenblick. Die schmerzliche Erregung des Herrn Jules Favre schien eine Empfindung des Mitgefühls in ihm zu erwecken. Mit einem sanftern Ton sprach er:

„Ich habe wahrlich nicht die Absicht, Ihre Gefühle zu kränken oder Frankreich zu erniedrigen, — ich habe mir schon vorhin erlaubt zu bemerken, daß die Gegenstände unseres Gesprächs in hohem Grade dem Gebiet der Realität angehören. Für die gegenwärtige Situation sind vor Allem die Gesetze des Krieges maßgebend, die Frage der Ergebung der Besatzung von Straßburg ist eine militärische. Wenn — was ich indeß nicht versprechen kann — der König einwilligt, so kann diese Bedingung modifizirt werden."

Jules Favre setzte sich wieder nieder und verharrte einige Augenblicke, in sich zusammengesunken, in düsterem Schweigen. „Kommen wir zu Ende," sagte er dann, „damit unsere gegenseitigen Auffassungen heute wenigstens ganz klar festgestellt werden. Es handelt sich bei dem Waffenstillstand wesentlich noch darum, Paris zu verproviantiren, damit die Versammlung und Berathung der Nationalversammlung in der Hauptstadt des Landes nicht unter dem Druck der Entbehrung und des Hungers sich vollziehe. Ich setze voraus, daß Sie gegen diese Bedingung nichts zu erinnern haben werden."

„Paris," erwiederte Graf Bismarck, „hat sich selbst für eine Festung und einen Waffenplatz erklärt und hat damit, wie Sie einräumen werden und ganz Europa anerkennen muß, jeden Anspruch auf die Berücksichtigung aufgegeben, welche eine offene Stadt, welche namentlich die Hauptstadt des Landes in jedem Kriege zwischen civilisirten Nationen für sich zu verlangen berechtigt ist. Paris ist heute für uns nur noch eine Festung, und die einzige Möglichkeit, diese so riesenhaft ausgedehnte Festung einnehmen zu können, beruht für uns in dem Aushungern derselben. Die Einschließung von Paris," fuhr er fort, „ist vollendet, und die Kapitulation der Stadt ist daher nur eine Frage der Zeit. Wenn wir die Verproviantirung des Platzes gestatten, so schieben wir die Frist für diese Uebergabe auf lange hinaus, während ringsumher im Lande sich Armeen organisiren und zum Entsatz heranrücken können; dadurch wird unsere militärische Position so wesentlich verschlechtert, daß ich auch hier wieder besondere Garantieen fordern muß. Ich bin daher bereit, die Zufuhr nach Paris vollständig frei zu lassen, wenn uns ein dominirender Theil der Festungswerke eingeräumt wird, durch den wir in die Lage kommen, jeden später versuchten Widerstand zu brechen."

Abermals fuhr Jules Favre empor, gewaltsam aber unterdrückte er seine Bewegung und sprach:

„Also sollte die Nationalversammlung Frankreichs unter der Mündung preußischer Kanonen berathen? Nein, Herr Graf, auch diese Bedingung kann ich nicht annehmen, auch diese Bedingung kann ich kaum meinen Kollegen mittheilen.“

„Dann,“ fuhr Graf Bismarck fort, „können wir unsererseits nicht in die Aufhebung der Absperrung von Paris willigen, dem Waffenstillstand muß dann die Beibehaltung des militärischen status quo vor Paris zu Grunde gelegt werden.“

„Erlauben Sie mir also,“ sagte Jules Favre, erschöpft aufathmend, „kurz die Grundzüge unserer Erörterung zu resumiren. Ich muß die Einräumung eines Theils der Befestigungen von Paris bestimmt ablehnen, ebenso die Kriegsgefangenschaft der Besatzung von Straßburg. Dagegen aber bin ich bereit, über den Waffenstillstand auf Grundlage der Aufrechthaltung des militärischen status quo vor Paris die Meinung meiner Kollegen einzuholen.“

Graf Bismarck neigte zustimmend den Kopf.

„Ich habe,“ sagte er, „Ihnen in unserer heutigen Unterredung nur diejenigen Gesichtspunkte ausgesprochen und die Bedingungen formulirt, welche sich für mich aus meiner Anschauung der Verhältnisse ergeben. Ich werde über die Sache Seiner Majestät dem König Vortrag halten,

dessen Befehle einholen und Ihnen dessen definitiven Entschluß dann mittheilen."

Jules Favre stand auf.

„Ich hoffe," sagte er, „daß bis dahin nicht zu viel Zeit vergehen wird."

Man hörte eine starke Bewegung und lautes Pferdegetrappel vor dem Schloß.

„Ich glaube," sagte Graf Bismarck, „daß Seine Majestät soeben ankommt. Es ist sehr spät geworden, ich werde heut Abend den König nicht mehr sehen können. Sie werden ohnehin auch der Ruhe bedürfen, und ich werde morgen in der Frühe — denn Seine Majestät ist sehr matineux — über unsere Unterredung Bericht erstatten und Ihnen die Allerhöchste Entscheidung mittheilen. Der Schlaf wird Ihnen wohlthun nach den Anstrengungen dieses Tages," fügte er mit wohlwollender Freundlichkeit hinzu, „und ich hoffe und wünsche von Herzen, daß Sie hier eine gute Nacht haben werden."

„Sie haben auf das Beste für mich gesorgt," erwiederte Jules Favre, „könnte der Schlaf mich das Unglück meines Landes vergessen lassen!"

Er verließ, von dem Grafen Bismarck bis zur Thür begleitet, das Zimmer.

„Er ist ein ehrlicher Mann," sagte Graf Bismarck, ihm gedankenvoll nachblickend, „aber ich werde mit ihm

zu keinem Abschluß kommen, denn er ist durchdrungen von der naiven Illusion, welche durch ganz Frankreich geht, daß wir nur gegen den Kaiser Napoleon Krieg geführt hätten und zufrieden sein müßten, denselben besiegt zu haben. Er kann es nicht fassen, daß Frankreich niedergeworfen sei und auch das Schicksal des Krieges ertragen müsse, das es uns stets so rücksichtslos auferlegt hat. Wir sind noch nicht am Ende," sprach er ernst und traurig weiter, „das blutige Werk muß noch fortgeführt werden, denn dießmal sollen sie es empfinden, daß man Deutschland nicht ungestraft angreift, und ich bin den künftigen Generationen dafür verantwortlich, daß all' dieß Blut nicht umsonst vergossen sei. Nun," rief er mit voller, durch das Gemach klingender Stimme, „ich stehe auf dem Platz und werde stets bereit sein, einst vor dem Richterstuhl der Geschichte zu erscheinen!"

Er ging hinaus und begab sich nach der für ihn eingerichteten Wohnung, wo ihn Herr von Keudell und der Graf von Hatzfeld erwarteten, mit denen er noch lange arbeitete in unermüdlicher, eiserner Anstrengung, bis er spät in der Nacht, fast der Letzte von allen Bewohnern des Schlosses, sich zur Ruhe begab.

Viertes Kapitel.

Während der König Wilhelm mit dem großen Generalstab und dem Grafen von Bismarck sein Hauptquartier in Ferrières bezog, war in Meaux, von wo das große Hauptquartier soeben abgegangen und welches dicht von preußischen Truppen besetzt war, ein einfaches Fuhrwerk mit einem schwer ermüdeten Pferde vor dem Hause des Maire der Stadt, des Herrn Geoffrey, vorgefahren.

Aus diesem Fuhrwerk stieg ein Mann in grauem Reisekostüm, drang durch das von preußischen Ordonnanzen und Einwohnern von Meaux dicht angefüllte Vestibül und trat in das Vorzimmer, in welchem mehrere Schreiber beschäftigt waren, die durch die feindliche Okkupation unendlich vermehrten und vervielfachten laufenden Geschäfte zu erledigen.

Der Angekommene verlangte mit allen Zeichen heftiger und unruhiger Aufregung sogleich in einer Sache,

die keinen Aufschub ertrage und von der höchsten Wichtigkeit sei, den Maire zu sprechen.

Nach einigen Verhandlungen entschloß sich der erste Schreiber, dem das Aeußere des Fremden, seine Haltung und seine Sprache die Bürgschaft zu geben schienen, daß er es mit einem Mann von respektabler Lebensstellung zu thun habe, in das Kabinet des Maire zu gehen, um den Angekommenen zu melden, und nach einigem weitern Zögern wurde derselbe durch das Bureau in das hintere Zimmer geführt, in welchem Herr Geoffrey, ein ernst und würdig blickender Mann, hinter einem mit zahllosen Papieren bedeckten Schreibtisch saß.

Er begrüßte den Eintretenden mit einer kurzen, etwas mürrischen Neigung des Kopfes, blickte ihn prüfend an und schien ebenfalls durch seine Erscheinung für ihn eingenommen zu sein, denn mit etwas milderem und höflicherem Ausdruck, aber immer noch in kaltem, abwehrendem Ton sagte er:

„Ich setze voraus, mein Herr, daß Sie mich wirklich in einer Sache von äußerster und dringendster Wichtigkeit zu sprechen wünschen, — diese traurige Zeit häuft eine solche Ueberlast von Geschäften auf mich, daß ich in der That keinen Augenblick übrig habe."

„Ich komme," sagte der Fremde, „in der dringendsten und wichtigsten Angelegenheit, welche es in diesem

Augenblick geben kann. Ich muß sofort und auf das Schnellste nach dem Hauptquartier des Königs von Preußen, das ich noch hier vermuthete, — das aber —"

„Eben nach Ferrières verlegt worden ist," fiel der Maire mit etwas ungeduldigem Ton ein.

„So muß ich sogleich nach Ferrières!" rief der Fremde. „Jede Minute Zögerung kann verhängnißvoll werden für die Zukunft Frankreichs. Sie müssen mir eiligst einen Wagen schaffen."

Der Maire blickte den Fremden voll Verwunderung forschend an, es schien einen Augenblick der Gedanke in ihm aufzusteigen, daß er es mit einem Mann zu thun habe, dessen Verstandesthätigkeit nicht in vollkommen regelmäßiger Funktion sich befände.

„Einen Wagen, mein Herr?" fragte er. „Das ist keine leichte Sache. Ich weiß nicht, ob in ganz Meaux ein einziges Pferd verfügbar ist. Alle Fuhrwerke sind von der deutschen Truppenverwaltung requirirt und jedenfalls gehört es nicht zu meinen Funktionen —"

Der Fremde trat ganz nahe an den Schreibtisch heran und sprach, sich zu Herrn Geoffrey hinüberbeugend:

„Ich bin überzeugt, mein Herr, daß Ihnen, wie jedem guten Franzosen, daran liegen muß, unserem armen Vaterland so schnell wie möglich den Frieden, die Ruhe und geordnete Zustände wiederzugeben, — wohlan, ich

bin im Stande, dieß Alles zu schaffen, und von der schnellen, ungesäumten Fortsetzung meiner Reise hängt der Erfolg meiner Schritte ab. Mein Name ist Regnier," fuhr er fort, während der Maire ihn noch immer verwundert und zweifelnd ansah, — „ich komme unmittelbar von Hastings, — hier meine Beglaubigung."

Er zog ein großes Briefcouvert aus der Tasche und zeigte Herrn Geoffrey die Photographie mit der Unterschrift des kaiserlichen Prinzen, welche er von Herrn Fillion erhalten hatte.

Der Maire warf einen Blick auf dieß Bild und die darunter stehenden Zeilen. Eine lebhafte Bewegung zeigte sich in seinem Gesicht.

„Und Sie wollen —?" fragte er.

„Ich will, — ich muß, —" rief Herr Regnier, „ohne jeden Verzug in das preußische Hauptquartier! Ich will den Frieden herstellen zwischen dem Kaiser und dem König von Preußen. Ich bin überzeugt, daß es mir gelingen wird, die Greuel und Leiden des Krieges aufhören zu machen und Frankreich den Händen jener Wahnsinnigen zu entreißen, welche in diesem Augenblick ohne jedes Recht sich die Regierung der nationalen Vertheidigung nennen und unser armes Vaterland, das schon so schwer gebeugt ist, dem vollkommenen Ruin zuführen werden."

„O, mein Herr," rief Geoffrey, indem er schnell

aufsprang und die Hand auf die Schulter des Herrn Regnier legte, „wenn Sie das könnten —“

„Ich kann es!“ rief Herr Regnier, „meine Ueberzeugung, meine Zuversicht steht felsenfest, wenn ich nur diesem unseligen Jules Favre zuvorkommen kann, der von der pariser Regierung in das feindliche Hauptquartier abgesandt ist.“

„Jules Favre ist vor Kurzem hier durchgekommen,“ sagte der Maire, „er hat, wie mir erzählt worden, den Grafen Bismarck unterwegs getroffen und muß jetzt auf dem Weg nach Ferrières sein.“

„O, mein Gott,“ rief Herr Regnier, indem er auf einen Stuhl sank und das Gesicht mit den Händen bedeckte, „sollte ich zu spät gekommen sein? Aber,“ fuhr er fort, „um Gottes willen, ich muß fort, vielleicht kann ich ihm doch noch zuvorkommen!“

„Ich werde Alles thun,“ sagte Herr Geoffrey, „um Ihnen einen Wagen zu schaffen, der Sie nach Ferrières bringen soll; — wenn Sie nicht aufgehalten werden —“

„Man wird mich nicht aufhalten,“ rief Herr Regnier, „der gute Genius Frankreichs schwebt über mir. Ein einzelner Mann, der offen auf der Landstraße dahinfährt, wird Niemanden verdächtig sein.“

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte Herr Geoffrey, „ich werde thun, was möglich ist, um Sie zu befördern.“

Er ging hinaus und kehrte nach einiger Zeit wieder zurück, um Herrn Regnier die Nachricht zu bringen, daß es ihm noch gelungen sei, ein kleines Fuhrwerk aufzutreiben, welches ihn nach Ferrières bringen werde.

Dann brachte er selbst eine Flasche Wein, Brod und ein Stück kalten Geflügels.

„Das ist Alles, was ich Ihnen in einer Zeit bieten kann, in welcher die einfachsten Nahrungsmittel zu seltenen Kostbarkeiten geworden sind.“

Als Herr Regnier hastig einige Bissen gegessen hatte, meldete einer der Schreiber, daß der bestellte Wagen bereit stände.

Herr Regnier verabschiedete sich unter herzlichen Danksagungen von dem Maire und bestieg den kleinen, offenen Wagen, auf welchem ein Mann in der Bauerntracht der Umgegend saß, und vor welchen ein großes, starkes Pferd gespannt war, das jedoch mit allen Zeichen der Ermüdung den Kopf hängen ließ.

Der Wagen fuhr durch die mit Truppen gefüllten Straßen von Meaux. Niemand hielt ihn auf. Man mochte diesen so anständig und unverdächtig aussehenden Mann, der von dem Hause der Mairie abfuhr, für einen Gutsbesitzer der Umgegend halten.

Als sie vor der Stadt auf der offenen Landstraße

angekommen waren, ging das Pferd, das bisher in kurzem Trabe gelaufen war, im Schritt.

„Vorwärts, mein lieber Freund, vorwärts!“ rief Herr Regnier. „Ich will Euch das Doppelte, das Dreifache geben, aber treibt Euer Pferd an, daß es mich schnell nach Ferrières bringt.“

„Unmöglich,“ sagte der Wagenführer achselzuckend, „das Pferd ist seit mehreren Tagen fast immer im Gang und hat kaum Viertelsrationen gefressen. Es wird zusammenbrechen, wenn es anders als im Schritt zu gehen gezwungen wird.“

„Ich zahle Euch seinen vierfachen Werth!“ rief Herr Regnier mit vor Ungeduld funkelnden Blicken.

„Dafür würde ich mir jetzt kein anderes Pferd anschaffen können,“ erwiederte der Mann, „und Ihnen würde auch wenig damit gedient sein, mein Herr, denn wenn das Thier zusammenbricht, werden Sie nicht nach Ferrières kommen.“

„Das ist wahr,“ sagte Herr Regnier, „also laßt es im Schritt gehen, vorausgesetzt, daß wir dann ankommen.“

Er schlug die Arme übereinander und lehnte sich an die harte, unbequeme Rückwand des Wagens.

Der Abend dunkelte herein, — die Nacht stieg herauf. In langsamem Schritt zog das müde Pferd den kleinen Wagen auf der Straße dahin, während der Geist dieses

Mannes, der über den Kanal gekommen war, um das Schicksal Frankreichs zu wenden, sich in fieberhafter Unruhe zerarbeitete, während seine brennenden Blicke, dem weißen Strich der Landstraße folgend, nach dem Horizont hinstarrten, um das Ziel seiner Fahrt zu entdecken, das immer und immer nicht erscheinen wollte.

Hin und wieder wurde er von preußischen Posten angerufen, auf seine Erklärung aber, daß er nach dem Hauptquartier wolle, um den Grafen Bismarck zu sprechen, immer wieder vorbeigelassen.

Endlich stieg die Morgensonne wieder am Himmel empor und in ihren Strahlen zeigten sich bald die hohen Bäume des Parks und die weithin sichtbaren Thürme des Schlosses des Barons von Rothschild.

„Das ist Ferrières,“ sagte der Fuhrmann, mit der Spitze seiner Peitsche dorthin deutend, „dort werde ich hoffentlich Futter für mein armes Pferd finden.“

„Endlich!“ rief Herr Regnier, tief aufathmend.

Und er ließ das lang ersehnte Ziel seiner Fahrt nicht mehr aus den Augen, indem er sich in zitternder Unruhe hin und her bewegte, als könne er dadurch das langsam dahin rollende Gefährt schneller vorwärts bringen.

Wie aber Alles ein Ende nimmt, auch die von ungeduldiger Erwartung zu Stunden verlängerten Minuten, so kam auch das hochragende Schloß von Ferrières immer

näher heran. Deutlich zeichnete sich bald im glänzenden Morgenlicht die Architektur der Thürme, — noch eine Viertelstunde und, in schnaufenden Athemzügen die Flanken bewegend, hielt das ermüdete Pferd vor der Säulenhalle des Schlosses an.

Herr Regnier sprang vom Wagen, zog eine Handvoll Goldstücke aus seiner Börse und reichte dieselben dem mit vergnügtem Lächeln dankenden Fuhrmann, der sich alsbald entfernte, um ein Unterkommen und das langersehnte Futter für sein Pferd zu suchen.

Herr Regnier trat in die Halle des Schlosses, setzte dort seinen Reisekoffer nieder und fragte eine der zum Dienst bereit stehenden Ordonnanzen nach dem Sekretär oder Adjutanten des Grafen Bismarck, den er in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Der Soldat wies ihn in ein Zimmer des Erdgeschosses, in welchem an mehreren Tischen Schreiber saßen, die mit derselben Ruhe, derselben Pünktlichkeit und Ordnung wie in der Wilhelmsstraße zu Berlin die Expeditionen erledigten.

Ein großer, schlanker Mann von vornehmer Haltung trat ihm entgegen und fragte ihn mit kalter, ruhiger Höflichkeit nach seinen Wünschen.

„Ich habe den dringenden Wunsch,“ erwiederte Herr Regnier, „womöglich sogleich, ohne jede Verzögerung,

seine Excellenz den Grafen Bismarck zu sprechen. Mein Name ist Regnier, ich komme unmittelbar von Hastings."

Der Herr, welcher ihn empfangen hatte, blickte Herrn Regnier prüfend an und erwiederte dann in reinem, accentlosem Französisch, indem er sich artig verneigte:

„Ich bin der Legationsrath Graf Hatzfeld, — ich glaube nicht, daß Seine Excellenz der Graf Bismarck im Stande sein wird, Sie zu empfangen. Er hat Herrn Jules Favre gesprochen, befindet sich jetzt bei Seiner Majestät dem König und hat Herrn Favre abermals um elf Uhr hieher beschieden, — indessen, wenn Sie von Hastings kommen —"

„Direkt von Hastings," fiel Herr Regnier ein, „und ich glaube, daß es für den Grafen Bismarck von Interesse sein möchte, mich zu sprechen, bevor er Herrn Favre eine definitive Antwort gibt."

Graf Hatzfeld verneigte sich und sagte:

„Ich werde den Herrn Ministerpräsidenten jedenfalls benachrichtigen. Wollen Sie die Güte haben," fuhr er fort, „mir nach meinem Zimmer zu folgen, wo Sie die Entscheidung besser abwarten können als hier."

Er führte Herrn Regnier nach einem in der Nähe liegenden Zimmer, ersuchte ihn, sich in einem großen und bequemen Lehnstuhl von der Reise auszuruhen, und schrieb einige Zeilen.

„Wollen Sie mich nach einigen Augenblicken erwarten,“ sagte er dann, ging hinaus und kehrte nach kurzer Zeit, welche Herr Regnier in unruhiger Erwartung verbrachte, wieder zurück, um demselben mitzutheilen, daß der Graf Bismarck von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt sei.

Nach einer Unterhaltung von etwa fünf Minuten, welche von den Herren in allgemeinen Bemerkungen geführt wurde, um die Zeit auszufüllen, wurde die Thür rasch geöffnet, und Graf Bismarck in dem blauen Kampagneüberrock mit dem gelben Kragen seines Kürassierregiments trat schnellen Schrittes ein.

Herr Regnier und Graf Hatzfeld erhoben sich.

Graf Bismarck begrüßte Herrn Regnier durch eine leichte Verbeugung und blickte ihn aus seinen klaren, grauen Augen scharf und forschend an, als suche er in seinen Erinnerungen, ob ihm dieß Gesicht jemals begegnet sei.

„Sie kommen von Hastings, mein Herr,“ fragte er, „und haben mir Mittheilungen zu machen?“

„Ich komme unmittelbar und ohne Aufenthalt von dort,“ erwiederte Herr Regnier, „und bin glücklich, daß ich so schnell die Ehre habe, vor Eurer Excellenz zu stehen.“

„Ihre Reise muß schwierig und beschwerlich gewesen

sein," sagte Graf Bismarck in artigem Konversationston, indem er fortwährend Herrn Regnier musterte, der seine prüfenden Blicke ruhig erwiederte.

„Es fehlte überall an Kommunikationsmitteln," sagte er, — „das war die Hauptschwierigkeit, die sich meinem Kommen entgegenstellte und meine Ankunft zu meinem tiefen Bedauern verzögert hat. Die preußischen Truppen haben mir nirgends ein Hinderniß in den Weg gelegt, sobald ich ihnen erklärte, daß ich Eure Excellenz zu sprechen wünschte."

„Zu unserem Hauptquartier hineinzugelangen," sagte Graf Bismarck lächelnd, „ist nicht so schwer. Die Vorpostenkette rückwärts zu überschreiten, würde Ihnen vielleicht nicht ganz so leicht werden, — indessen," fuhr er fort, „Sie haben mir Mittheilungen zu machen, — ich bin bereit, Sie anzuhören. Ich habe noch einige Zeit bis zur Ankunft des Herrn Jules Favre," fügte er mit einem scharfen Blick auf Herrn Regnier hinzu, welcher bei diesen Worten leicht zusammenzuckte, „Graf Hatzfeld wird die Güte haben, Sie zu mir zu führen und sodann auch für Ihr Unterkommen und Ihre Pflege so gut als möglich Sorge zu tragen."

Leicht das Haupt neigend, verließ er das Zimmer.

Graf Hatzfeld ordnete an, daß die Effekten des Herrn

Regnier vorläufig zu ihm gebracht würden, und ersuchte denselben dann, ihm zu dem Minister zu folgen.

Graf Bismarck war inzwischen die Treppe zum ersten Stockwerk hinaufgestiegen und hatte sich in sein mit aller Pracht des Rothschild'schen Schlosses ausgestattetes Arbeitszimmer begeben, in dessen Mitte ein großer, mit Papieren bedeckter Tisch stand, an dessen Seiten zahlreiche, verschließbare Mappen angelehnt waren; — erbrochene Briefcouverts und zerrissene Papierstücke lagen auf dem Boden.

Eine Chaiselongue stand vor dem Schreibtisch, ein Lehnstuhl derselben gegenüber.

„Ich habe diesen Mann nie gesehen," sagte der Graf, indem er sinnend vor seinem Schreibtisch stehen blieb, „und doch kenne ich so ziemlich die meisten Personen der kaiserlichen Umgebung, diejenigen besonders, denen man in diesem Augenblick eine so wichtige Mission anvertrauen möchte, — sollte das eine Mystifikation — eine Falle sein? — Es ist freilich so natürlich, daß von dorther eine Botschaft kommt. Ich bin erstaunt gewesen, daß die Kaiserin kein Lebenszeichen von sich gegeben, nachdem Napoleon mich an die Regentschaft verwiesen hat, — auch macht der Mann keinen schlechten Eindruck. Sein Aeußeres ist vertrauenerweckend, — indeß," fügte er hinzu, „Vorsicht kann nicht schaden. Der Fanatismus ist

angeregt und ich habe keine Neigung, mein Leben in dieser Weise auszusetzen."

Er nahm vom Tisch einen schön gearbeiteten, achtläufigen Revolver, spannte den Hahn und prüfte die Zündhütchen auf den Läufen. Dann legte er die Waffe auf seine Chaiselongue und deckte ein Taschentuch darüber.

Kaum war dieß geschehen, so öffnete nach einem kurzen Klopfen der Graf Hatzfeld die Thür, führte Herrn Regnier ein und ließ denselben mit dem Bundeskanzler allein.

Graf Bismarck lud Herrn Regnier ein, auf dem Lehnstuhl neben seinem Schreibtisch Platz zu nehmen, setzte sich selbst auf die Chaiselongue und erwartete ruhig die Anrede Desjenigen, der sich als einen Boten von Hastings bei ihm eingeführt hatte.

Herr Regnier zog aus seiner Tasche die photographische Ansicht von Hastings mit der Unterschrift des kaiserlichen Prinzen und überreichte das Blatt dem Grafen Bismarck.

Dieser nahm dasselbe, las langsam, genau die Schriftzüge prüfend, die darunter geschriebenen Worte, legte dann das Bild auf den Tisch und blickte Herrn Regnier schweigend und erwartungsvoll an.

Dieser schien ein wenig aus der Fassung zu kommen und sprach:

„Ich habe mich hieher begeben, um Eurer Excellenz die Bitte auszusprechen, mir einen Geleitschein zu geben, welcher mir die Möglichkeit gewährt, unverzüglich nach Wilhelmshöhe zu gehen, um die Ansicht des Kaisers Napoleon über einen möglichen Friedensabschluß einzuholen und zugleich dessen Autorisation zu den Verhandlungen über denselben zu erbitten."

Graf Bismarck saß einige Augenblicke schweigend da. Dann nahm er noch einmal das Bild, wie es schien, mehr um seine Gedanken zu fixiren, als um die Schrift unter demselben zu prüfen und sprach, die Augen fest auf Herrn Regnier richtend:

„Diese Beglaubigung, mein Herr, ist ein wenig allgemein, — indessen, davon will ich in diesem Augenblick ganz absehen. Wenn Sie von Hastings kommen, so setze ich voraus, daß Sie die Lage der Dinge, — daß Sie *unsere* Situation vollständig kennen und richtig würdigen. Uns sind die schweren Opfer eines großen Krieges aufgedrungen worden, der Sieg ist auf unserer Seite; — unsere erste Aufgabe, unsere dringendste Pflicht ist es, aus diesem Siege dauernde Vortheile zu ziehen und uns zu sichern, daß wir für eine lange Zukunft keinen neuen Krieg mit Frankreich zu führen haben. Die dazu nothwendigen Garantieen können aber nur durch eine Veränderung der französischen Grenzen gewonnen

werden, und auf einer solchen zu bestehen, ist daher für uns unumgänglich nothwendig."

Herr Regnier neigte schweigend den Kopf, als erkenne er die Nothwendigkeit dieser harten Bedingung an.

„Nun wohl, mein Herr," fuhr Graf Bismarck fort, „unter dem nothwendigen Gebot dieser Pflicht gegen Deutschland befinden wir uns in Bezug auf einen möglichen Frieden in einer äußerst schwierigen Lage. Wir stehen zwei französischen Regierungen gegenüber, eine derselben ist diejenige des Kaisers, welche völkerrechtlich zu bestehen nicht aufgehört hat, welche uns den Krieg erklärt und denselben bis jetzt geführt hat, und welche noch in diesem Augenblick von allen europäischen Mächten anerkannt ist."

„Ich bin glücklich, dieß aus Ihrem Mund zu hören," rief Herr Regnier lebhaft, indem er in schneller Bewegung die Hand gegen den Ministerpräsidenten ausstreckte, — „dieß ist der Boden, auf welchem ich stehe und auf welchem die Zukunft nach meiner Ueberzeugung aufgebaut werden muß."

Graf Bismarck hatte bei der raschen Gestikulation des Herrn Regnier seine Hand dem neben ihm liegenden Taschentuch genähert und fuhr, ihn scharf fixirend, fort:

„Diese völkerrechtlich anerkannte Regierung, mein Herr, hat aber in diesem Augenblick keine Gewalt in

Frankreich. Wir befinden uns vielmehr einer andern Regierung gegenüber, welche thatsächlich befiehlt und deren Befehlen fast alle Autoritäten des Landes gehorchen, obwohl dieselbe kein anderes Recht des Bestehens hat, als ihre eigene Selbsteinsetzung, und obwohl sie ebenso, wie sie aus einer Straßenbewegung in Paris entstand, durch eine solche wieder in das Nichts zurücksinken kann. Sie werden mir zugeben, mein Herr," sprach er weiter, „daß es jedenfalls für mich schwer, ja beinahe unmöglich ist, mit einer oder der andern von diesen Regierungen zu verhandeln, und auch die neutralen Mächte, deren Vermittlung man ja von Paris aus so eifrig nachsucht, befinden sich diesem Zustand gegenüber in gleicher Verlegenheit und würden sehr erfreut sein, wenn hierin eine Klärung einträte."

„Darum," rief Herr Regnier, „bin ich gekommen! Wenn meine Gedanken ausgeführt werden, so wird die Situation bald wieder vollkommen klar werden. Die Kaiserin Regentin —"

„Die Kaiserin," fiel Graf Bismarck ein, „hat Frankreich verlassen und wir haben hier nicht das Geringste von ihr gehört. Ich bin ein wenig befremdet gewesen," fuhr er fort, „daß die kaiserliche Regierung so vollständig und so schnell ihre Position aufgegeben hat, ich meinerseits hätte gern mit derselben Frieden geschlossen. Ich habe nach der Einnahme von Sedan den Kaiser darüber

gefragt, er lehnte aber jede Erklärung ab und verwies mich an die von ihm eingesetzte Regentschaft. Ich habe dem Grafen Castelnau und auch Pietri gegenüber andeutende Worte fallen lassen, hätte man dieselben verstanden, so hätte es zu Verhandlungen und vielleicht damals schon zu definitivem Abschluß kommen können. Man hat mich, wie es scheint, nicht verstehen wollen und dadurch ist die gegenwärtige Situation herbeigeführt worden, bei welcher die kaiserliche Regierung wahrlich nichts gewonnen hat, welche uns aber die Verpflichtung auferlegt, vor allen Dingen, je weniger die Zustände Frankreichs eine völkerrechtliche Festigkeit bieten, umsomehr auf materiellen Garantieen zu bestehen, welche uns jeder möglichen französischen Regierung gegenüber für unsere Interessen Sicherheit bieten."

„Und glauben Eure Excellenz," fragte Herr Regnier, indem er mit angstvoller Spannung in das Gesicht des Grafen Bismarck blickte, „diese Garantieen von der gegenwärtigen Regierung in Paris erlangen zu können?"

„Wir werden sie vor Allem," erwiederte Graf Bismarck ruhig, „durch uns selbst erhalten müssen, indem wir nehmen, was wir bedürfen und festhalten, was wir haben. Die pariser Regierung hat Herrn Jules Favre zu mir gesendet —"

„Und Eure Excellenz haben mit ihm über den Frieden verhandelt?“ fragte Regnier.

„Die pariser Regierung,“ erwiederte Graf Bismarck, ohne auf die gestellte Frage direkt zu antworten, „scheint nicht geneigt zu sein, Gebietsabtretungen zu bewilligen. Sie kann das auch wohl eigentlich nicht, da sie selbst den Mangel einer genügenden Legitimation empfindet, sie schlägt uns daher einen Waffenstillstand vor, um während der Dauer desselben das französische Volk eine konstituirende Versammlung wählen zu lassen und derselben die Frage des Friedensschlusses vorzulegen. Ich muß Ihnen sagen, mein Herr,“ fuhr er in leichtem Ton fort, „daß ich wohl Lust habe, darauf einzugehen; wenn Metz und die übrigen belagerten Festungen sich ergeben haben, was in kurzer Zeit der Fall sein muß, so haben wir fast sechsmalhunderttausend Mann in Frankreich, die den Winter über hier bleiben und sehr gut verpflegt werden können. Wir haben also vollständig die Zeit, um abzuwarten, bis Frankreich uns gegenüber durch eine Regierung vertreten wird, die sowohl das Recht, das heißt, die Wahl durch den Volkswillen, als auch die faktische Gewalt besitzt und mit der wir uns in völkerrechtliche Unterhandlungen einlassen können. Dann wird es auch Zeit sein, unsererseits unsere Bedingungen über den Friedensschluß bestimmt zu formuliren, für jetzt würde

das nur zu unnützen und resultatlosen Debatten führen, und ich muß mich daher jeder Negoziation von der einen wie von der andern Seite gegenüber darauf beschränken, das Prinzip von Gebietsabtretungen, welche zum Schutz Deutschlands nothwendig sind, als die unumgängliche Grundlage jedes möglichen Friedensschlusses zu bezeichnen."

Herr Regnier hatte mit scharfer Aufmerksamkeit den Worten des preußischen Ministerpräsidenten zugehört. Ein Strahl der Hoffnung leuchtete in seinem Gesicht auf. Er sah, daß ein Abschluß mit der pariser Regierung nicht erfolgt war und daß an einen solchen auch zunächst nicht zu denken sei. Er hatte also das Wichtigste gewonnen, was in solchen Augenblicken zu gewinnen ist: die Zeit.

„Ich möchte mir erlauben, Eurer Excellenz zu bemerken," sprach er in ruhigerem und kälterem Ton als vorher, „daß nach meiner Ansicht die Kaiserin allerdings den Fehler gemacht hat, daß sie nicht, nachdem sie gezwungen war, Paris zu verlassen, in Frankreich geblieben, oder daß sie nicht wenigstens, nachdem sie sich mit ihrem Sohn vereinigt, dahin zurückgekehrt ist. Ich glaube indeß, daß dabei für Ihre Majestät die Furcht maßgebend gewesen sei, man möchte ihr vorwerfen, sie hätte im Interesse ihrer Dynastie die nationale Vertheidigung gehindert oder zersplittert."

„Ich mache Ihrer Majestät keinen Vorwurf," sagte Graf Bismarck, „was versäumt ist, ist versäumt. Die Vergangenheit gehört der Geschichte, wir haben es nur mit der Gegenwart zu thun, lassen Sie uns daher von der Gegenwart sprechen."

„Ich möchte," erwiederte Herr Regnier, „in einem Punkt zu widersprechen mir erlauben. Ich glaube, daß vielleicht Vieles, wenn nicht Alles, von dem, was versäumt ist, wieder nachgeholt werden könnte. Die Kaiserin kann heute noch nach Frankreich zurückkehren, es gibt noch Theile des französischen Gebiets, auf welchen man sie mit Enthusiasmus empfangen würde, und jedenfalls würde sie auch auf einem Schiff der Flotte auf französischem Boden sein. Von dort aus könnte sie sich an das französische Volk wenden und auch Verhandlungen einleiten, welche jedenfalls als völkerrechtlich gültig anerkannt werden müßten."

„Aber welche praktischen Folgen könnten solche Verhandlungen haben?" fiel Graf Bismarck ein.

„Eure Excellenz," erwiederte Herr Regnier, „haben vorhin ausgesprochen, daß die gegenwärtige Regierung von Paris die faktische Gewalt in Händen habe, weil die französischen Autoritäten ihren Befehlen gehorche; — welche Autoritäten aber sind dieß? Die Präfekten und die Maires, — ich glaube nicht, daß diese Autoritäten

für Eure Excellenz und für die möglichen Friedensverhandlungen in Betracht kommen können. Bei der Frage, über welche ich die Ehre habe, mich mit Ihnen zu unterhalten, fallen überhaupt nur noch zwei Autoritäten in's Gewicht, dieß ist der Marschall Bazaine und der General Uhrich, welche die beiden bedeutendsten Waffenplätze des Landes in Händen halten und zugleich über die einzigen noch streitbaren Armeen verfügen. Diese beiden Autoritäten, Excellenz, gehören, wie ich glaube, der kaiserlichen Regierung, welche sie auf ihre Posten gestellt hat und in deren Namen sie dieselben vertheidigen. Wenn der Marschall Bazaine und der General Uhrich im Namen des Kaisers kapitulirten, so würde die kaiserliche Regierung neben ihrem, von Eurer Excellenz anerkannten Recht zugleich die einzige wirkliche und nachdrückliche Macht in Frankreich in ihren Händen halten und gewiß in der Lage sein, durch einen Friedensschluß Ihnen die nöthigen Garantieen zu gewähren, zugleich aber auch Frankreich bessere Bedingungen zu schaffen, als diejenigen sein werden, welche jene thörichten und eigensinnigen Advokaten in Paris zuletzt werden annehmen müssen, nachdem sie dem Lande durch die verblendete Fortsetzung des Krieges noch schwere Opfer an Blut und Geld werden auferlegt haben."

Graf Bismarck dachte einen Augenblick nach. Die

Bemerkungen des Herrn Regnier schienen ihn zu frappiren.

„Ich erkenne an, mein Herr," sagte er, „daß etwas Wahres in Ihren Worten liegt. Doch muß ich Ihnen sagen, daß nach meiner Unterredung mit Herrn Jules Favre die Regierung in Paris auf den Gehorsam und die Ergebenheit der Garnisonen von Metz und Straßburg mit Bestimmtheit zu rechnen scheint."

„Sie täuscht sich," rief Herr Regnier, indem er heftig auffuhr und sich zum Grafen Bismarck hinüberneigte, der abermals seine Hand dem neben ihm auf dem Sopha liegenden Taschentuch näherte, — „sie täuscht sich, und zwar ganz gewiß in Betreff Bazaine's. Bazaine ist zu sehr Soldat, er ist dem Kaiser zu sehr ergeben, um sich den Befehlen von Gambetta und Jules Favre zu unterwerfen, welche gar keine Berechtigung, gar kein Mandat in seinen Augen haben."

„Das sind Möglichkeiten, mein Herr," erwiederte Graf Bismarck, — „Hypothesen, die für mich keinen Anhaltspunkt, keine feste Grundlage bilden können. Ich wiederhole Ihnen, es ist viel versäumt, — wenn Sie eine Woche früher, wenn Sie nur einige Tage früher gekommen wären, — so wäre es vielleicht noch Zeit gewesen, — jetzt, fürchte ich, ist Alles zu spät."

„Warum zu spät?" rief Herr Regnier, „es ist nie

zu spät für eine gute Sache, für die Ersparung von Blut und Menschenleben, und ich sehe nicht ein, daß sich die Situation wesentlich verändert hätte. Wenn Eure Excellenz Zweifel über die Gesinnungen des Marschalls Bazaine und der noch existirenden Armee haben, so bitte ich Sie um die Erlaubniß, mich sogleich nach Metz begeben zu dürfen. Ich bin fest überzeugt, daß ich in kurzer Frist mit völlig genügenden und befriedigenden Erklärungen von dort zurückkehren werde."

Graf Bismarck blickte ihn einige Augenblicke scharf und durchdringend an. Er wollte eine Antwort geben, aber er hielt dieselbe zurück, zog seine Uhr hervor und sprach:

„Die Zeit ist da, mein Herr, zu welcher ich Herrn Jules Favre zu empfangen habe. Ich bedaure, daß es mir jetzt unmöglich ist, unsere Unterredung fortzusetzen."

Er erhob sich.

Herr Regnier stand ebenfalls auf und sagte, auf die Photographie des Prinzen mit der Unterschrift deutend:

„Ich erlaube mir, dieses Blatt hier zu lassen und Eurer Excellenz zugleich die erste Nummer der ‚Situation', des in London erscheinenden Blattes der kaiserlichen Partei, zu überreichen. Vielleicht wird es Sie interessiren, einen Blick auf dasselbe zu werfen."

Er legte die Zeitung neben die Photographie auf den Schreibtisch. Graf Bismarck schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Ich bitte Sie, mein Herr, wenn Sie nach Wilhelmshöhe kommen, Seiner Majestät dem Kaiser meine ehrfurchtsvollsten Huldigungen zu überbringen."

„Ich darf also hoffen," sagte Herr Regnier strahlenden Blickes, „daß Eure Excellenz meine Bitte um einen Geleitschein gewähren wollen, wenn Sie nicht vielleicht," fügte er mit Betonung hinzu, „zuvor sich für meine Entsendung nach Metz entscheiden sollten. Ich bitte um Erlaubniß, am Abend meine Papiere und meinen Paß abholen und Eurer Excellenz Lebewohl sagen zu dürfen."

Graf Bismarck verneigte sich schweigend und Herr Regnier zog sich zurück.

Im Vorzimmer fand er den Grafen Hatzfeld, welcher ihn erwartete, um ihn nach seinem Zimmer zurückzuführen. Als sie die Treppe hinabstiegen, begegneten sie Jules Favre, welcher kam, um sich die Entscheidung über sein Gespräch vom Tage zuvor von dem Grafen Bismarck zu holen. Sie gingen unmittelbar an einander vorüber, der Abgesandte der Todfeinde des Kaisers Napoleon, welche sich über seinem zusammengestürzten Thron als die Vertreter Frankreichs konstituirt hatten, und dieser eifrige Vertheidiger des sinkenden Kaiserreichs, welcher mit aller

Kraft eines begeisterten Fanatismus alle Hebel in Bewegung setzte, um den Lauf des Schicksals aufzuhalten und zu Gunsten dieser Dynastie zu wenden, die schon zweimal Frankreich auf den Gipfel der europäischen Größe geführt und zweimal in den flammenden Abgrund eines gewaltigen Völkerkrieges hinabgestürzt hatte.

Jules Favre, der ernst und gebeugt die Treppe hinaufstieg, grüßte den Grafen Hatzfeld artig und streifte Herrn Regnier mit einem gleichgültigen Blick, während dieser dem pariser Advokaten besorgt und angstvoll nachsah.

Dann folgte er dem Grafen Hatzfeld in dessen Zimmer, wo dieser ihm ein Frühstück serviren ließ, das der Küche des Barons Rothschild alle Ehre machte und nicht an die einfachen Mahlzeiten erinnerte, welche an anderen Orten im königlichen Hauptquartier stattfanden.

Jules Favre war inzwischen in das Kabinet des Grafen Bismarck geführt, der ihm artig entgegentrat und ihn, unter höflichen Erkundigungen nach seiner Unterkunft während der Nacht, auf demselben Lehnstuhl Platz nehmen ließ, welchen der Agent der kaiserlichen Sache soeben verlassen hatte.

„Sie haben mich hieher beschieden, Herr Graf," sagte Jules Favre mit dem Ausdruck unruhiger Spannung auf seinem bleichen, nervös bewegten Gesicht, „Sie haben mich hieher beschieden, um mir das Resultat Ihrer Er=

wägungen über unsere gestrige Unterredung mitzutheilen. Ich hoffe," fügte er hinzu, „daß Sie bei näherem Nachdenken über die Sache die Gründe gebilligt haben, welche ich Ihnen für meine Anschauung anführte und welchen Sie gestern keine Berechtigung zugestehen wollten."

„Ich bin heute nicht mehr in der Lage," erwiederte Graf Bismarck, „die Erörterungen fortzusetzen, welche wir gestern über die verschiedenen Auffassungen der Situation gehabt haben. Ich habe über unsere Unterredung ausführlich dem König Bericht erstattet, und Seine Majestät hat seine Entscheidung getroffen, über welche ich in eine weitere Diskussion zu treten nicht im Stande bin."

„Ich höre," sagte Jules Favre, indem er das Haupt auf die Brust niedersenkte.

„Seine Majestät ist bereit," sagte Graf Bismarck, jedes Wort scharf betonend, „einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen bis drei Wochen zum Zweck der Wahl einer konstituirenden Versammlung zu bewilligen, und zwar unter folgenden Bedingungen: Da Sie von vorn herein die Uebergabe eines dominirenden Theils der Festungswerke von Paris verweigert haben, so soll in und vor Paris der militärische status quo aufrecht erhalten werden."

„Gut," sagte Jules Favre leise.

„In und vor Metz," fuhr Graf Bismarck fort, „sollen auch während des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten fortdauern, wobei ein bestimmter Umkreis um die Festung näher bestimmt werden wird."

Jules Favre nickte zustimmend.

„Endlich," fuhr Graf Bismarck fort, indem er Jules Favre fest ansah, „müssen Straßburg, Toul und Bitsch übergeben werden. Die Besatzungen von Toul und Bitsch sollen freien Abzug haben. Dagegen hat sich Seine Majestät nicht dazu bestimmen können, der Besatzung von Straßburg, da der Platz in allernächster Zeit kapituliren muß, das gleiche Zugeständniß zu machen. Die Besatzung von Straßburg muß die Waffen strecken und sich kriegsgefangen geben."

Die breite Brust Jules Favre's arbeitete in schweren Athemzügen. Dann stand er auf und sagte mit fast erstickter Stimme, indem seine tief eingesunkenen, müden Augen fieberhaft glänzten:

„Ich habe mich getäuscht, als ich zu Ihnen kam, Herr Graf. Diese Täuschung ist schmerzlich und bitter gewesen, dennoch bereue ich es nicht, gekommen zu sein. Ich habe geglaubt, eine heilige Pflicht erfüllen zu müssen, indem ich versuchte, dem fernern Krieg Einhalt zu thun. Ich werde Alles, was Sie mir gesagt haben, meinen Kollegen mittheilen, und wenn dieselben ein Eingehen in

Verhandlungen auf dieser Grundlage für angemessen halten sollten, so werde ich wieder bei Ihnen erscheinen, so schmerzlich mir das auch sein würde."

Seine letzten Worte waren fast unverständlich in ihrem durch Schluchzen erstickten Ton. Thränen traten in seine Augen und rollten über seine Wangen hinab. Er wandte sich ab und stützte die Hand auf die Lehne des Sessels.

„Glauben Sie mir, mein Herr," sagte Graf Bismarck mit mildem Ton, „daß ich volles Verständniß für Ihre Gefühle habe. Ich habe aber in diesem Augenblick die deutsche Nation zu vertreten, welche Tausende ihrer Söhne in diesem Krieg geopfert hat, und die Interessen meines Volkes allein dürfen für mich maßgebend sein."

Jules Favre fuhr schnell mit der Hand über die Augen, wandte sich wieder dem Grafen Bismarck zu und sprach:

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, für das persönliche Wohlwollen, das Sie mir gezeigt haben. Ich bitte Sie, meine Schwäche zu entschuldigen, meine Kräfte sind erschöpft, ich habe die Nacht schlaflos zugebracht, und mein trauriger, tief erschütterter Geist findet keine feste Stütze mehr in dem fast zusammenbrechenden Körper. Ich fürchte," fuhr er mit festem und ruhigem Ton fort, indem er sich mit Anstrengung hoch aufrichtete, „daß wir

den Ereignissen ihren Lauf lassen müssen. Die Bevölkerung von Paris ist bereit, der Vertheidigung des Vaterlandes alle Opfer zu bringen. Sie können vielleicht die Ehre haben, diese Bevölkerung zu besiegen, Sie werden sie aber niemals unterwerfen, und die ganze Nation ist von derselben Gesinnung erfüllt. Wir werden den Krieg fortsetzen, so lange wir noch die Kraft des Widerstandes in uns finden, und es beginnt ein endloser Kampf zwischen zwei Nationen, welche dazu geschaffen sind, sich die Hände zu reichen. Ich entferne mich von hier sehr unglücklich, sehr traurig, denn ich hatte eine andere Lösung gehofft, dennoch aber bin ich voll Muth und Hoffnung, voll Zuversicht auf die Kraft des sich selbst wiedergegebenen Frankreichs."

Graf Bismarck hatte kalt und ruhig diese mit hohem Pathos gesprochenen Worte angehört.

„Und dennoch," erwiederte er, „hoffe ich, Sie wiederzusehen; — wenn Sie eine Beendigung des Blutvergießens wünschen, so werden Sie auch einsehen müssen, daß eine solche ohne vollständige Wahrung der Interessen Deutschlands nicht möglich ist. Sie werden den Hauptmann von Winterfeld draußen finden," sagte er dann, „er ist beauftragt, Sie durch die Vorposten zurückzuführen."

Jules Favre verneigte sich schweigend und verließ,

vom Grafen Bismarck zur Thür geleitet, das Zimmer, um sich nach Paris zurückzubegeben, wo die Regierung und die ganze Bevölkerung sich immer mehr in kriegerischen Fanatismus hineineiferte und aus den hochklingenden Proklamationen des Generals Trochu immer von Neuem die Ueberzeugung von der Unbesiegbarkeit Frankreichs schöpfte.

„Mit Diesen ist eine Verständigung unmöglich," sagte Graf Bismarck, indem er sinnend vor seinen Schreibtisch trat und die Photographie von Hastings in die Hand nahm, „sie werden in ihrer Verblendung nicht eher unsere nothwendigen Forderungen zugestehen, als bis noch viel Blut vergossen worden; sie haben die Verantwortung für das Blut Frankreichs zu tragen, aber meine heilige Pflicht ist es, deutsches Blut zu schonen, und wenn es möglich ist, den Preis des Kampfes ohne weitere Opfer zu sichern — —

„Wer ist dieser Herr Regnier?" sprach er nachdenklich, „diese wenigen Worte des Prinzen sind keine Vollmacht, keine Beglaubigung, — aber Verhandlungen wie diese beginnen ja stets durch Personen, die man desavouiren kann. Wenn die Ideen, die er mir ausgesprochen, feste Basis gewinnen, dann wäre es möglich, zu einem Frieden zu gelangen, der uns gerecht wird und zugleich die Möglichkeit der Aufrechthaltung geordneter

Zustände in Frankreich bietet; — wenn Bazaine wirklich im Namen des Kaisers kapitulirte, — — ich darf diesen Faden nicht abschneiden, ich muß ihn verfolgen und sehen, wohin er führt. Dieser Regnier hat sich bereit erklärt, nach Metz zu gehen, — wohlan, es sei, ich will nichts unversucht lassen, um den Frieden zu erreichen, und wenn diese pariser Regierung die Hand der Verständigung zurückweist, so will ich sehen, ob das Kaiserreich mir bietet, was ich fordern muß, und ob es noch die Kraft findet, sich in Frankreich zu halten.

„Doch jetzt frische Luft und Bewegung," rief er, „sie sind die einzigen Arkana, um die Körperkraft zu erhalten unter der Last der Riesenarbeit, welche diese Zeit mir auflegt!"

Er trat in das Vorzimmer und befahl einer dort wartenden Ordonnanz, sein Pferd vorzuführen.

Fünftes Kapitel.

Am Saum eines Waldes, der einen sanft abfallenden Hügel in der Umgebung von Metz begrenzte, auf der der Festung entgegengesetzten Seite der Cernirungsarmee, war eine preußische Feldwache von einem Offizier und fünfundzwanzig Mann aufgestellt.

Die sinkende Nachmittagssonne beleuchtete mit ihren schrägen Strahlen die herbstlichen, gelb gefärbten Blätter der Bäume und friedliche Stille herrschte an diesem ruhigen Platz, zu welchem nur von fern herüber das summende Geräusch der um die bisher unbezwungene Festung herum lagernden Armee herüberdrang.

Die Soldaten der Feldwache saßen am Abhang des Hügels, ihre Gewehre neben sich, aus dem Innern ihrer Brodbeutel hervorholend, was Jeder an Nahrungsmitteln besaß und eifrig ihren Feldflaschen zusprechend, welche sie in den Kellern der verlassenen Landsitze der Umgegend mit Cognac fine Champagne und Bordeauxwein gefüllt

hatten, von denen die früheren Besitzer sich wohl kaum hatten träumen lassen, daß diese vortrefflichen Getränke einst zur Stärkung der preußischen Soldaten dienen sollten, die man noch vor Kurzem im schnellen Siegeslauf vor sich her nach Berlin zu treiben die Absicht hatte.

In den leise geführten Unterhaltungen der Soldaten machte sich vorherrschend der spezifisch märkische Dialekt bemerkbar, und der unverwüstliche Humor sprach aus den gewechselten Bemerkungen, die in ihrer Derbheit und Schlagfertigkeit werth gewesen wären, dem berühmten Sänger des Kutschkeliedes zu entstammen, dessen persönliche Existenz sich, wie einst diejenige des großen Homer, in den Nebeln der Mythe verliert.

Der Offizier, welcher die Feldwache kommandirte, ein junger, schlanker Mann, in der Uniform der Linieninfanterie, saß einige Schritte von den Soldaten entfernt unter einer mächtigen alten Eiche, an deren Stamm er sich lehnte und die ihre breiten Aeste weithin über ihn ausbreitete, von Zeit zu Zeit ein gelb gewordenes, absterbendes Blatt dem Spiel des Windes überliefernd.

Der junge Offizier, dessen scharfgeschnittenes, bleiches Gesicht Willenskraft und muthige Entschlossenheit, aber auch eine stolz abwehrende Zurückhaltung ausdrückte, saß in tiefen Gedanken da und blickte in die einfache, aber anmuthige Landschaft hinaus.

Ein kleiner blonder Schnurrbart kräuselte sich über seinen fest auf einander gepreßten Lippen, und in seinen hellen grauen Augen lag eine solch' sinnende Tiefe, daß ihre Farbe beinahe dunkel erschien.

„Da liegen wir," sagte er in leisem Selbstgespräch, „hier vor der alten, mächtigen Festung, bis der Hunger und das Elend sie zwingen wird, sich uns zu übergeben — eine große, eine wichtige, eine entscheidende Aufgabe, aber doch traurig für das Herz des Soldaten, das nach frischem, fröhlichem Kampf auf offener Wahlstatt sich sehnt, und dem es widerstrebt, den Hunger zum Bundesgenossen zu haben, — für mein Herz besonders," fuhr er seufzend fort, „das die Hoffnung hegte, im Getümmel des Krieges vergessen zu können, — vergessen, was es gelitten und was es verschuldet hat."

Ein trockenes Blatt fiel aus der Krone des Eichbaumes zu seinen Füßen nieder. In leichtem, wirbelndem Spiel trieb es der Hauch des Herbstwindes vor sich her.

„Das ist das Spiel meines Lebens," flüsterte der junge Mann leise, — „weiter und weiter geweht, verliert sich dieß Blatt, das hoffnungsgrün in der blauen Himmelsluft hing, in unbekannter Ferne — vernichtet und vergessen! — Wenn mich das Verhängniß des Krieges dahinrafft, — wer wird meiner gedenken, wer wird mich

beweinen? — Mein alter Vater, — er wird sich trösten, daß sein Sohn einen ehrenvollen Soldatentod fand. Er wird mir bald nachfolgen aus diesem Leben, das auch ihm wenig mehr geboten hat, als das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Und wenn das Loos des Todes mich verschont, was werde ich heimbringen für mich aus diesem Kampf, der so reiche Kränze des Ruhmes und der Ehre über Alle ausschüttet, die das Glück haben, Gelegenheit zu kühnen Thaten zu finden, — ich, der ich zu stiller und unbeachteter Pflichterfüllung verurtheilt bin, — ich, dem die Blüte des Lebens geknickt wurde, noch ehe sie sich hat erschließen können."

Trübe verschleierte sich sein Auge, matt ließ er das Haupt auf die Brust niedersinken, plötzlich aber erleuchtete sich sein Blick; — er sah zum Himmel empor, an welchem die Sonne tiefer und tiefer niedersank.

„Aber ich werde meine Pflicht erfüllt haben," sagte er, „und ist das nicht das Höchste, das Edelste, das Unvergänglichste? — die Blume blüht und duftet, aber sie versinkt zu Staub, — die Sonne aber, die Sterne des Firmaments sie ziehen in kalter, stiller Einsamkeit auf den Bahnen dahin, die das Gebot Gottes ihnen vorgezeichnet hat, sie blühen nicht, sie duften nicht, aber sie leuchten in ewigem Glanz und ihr unvergänglicher Strahl weckt die Keime des blühenden Lebens in dem irdischen

Staub. Auch ich will meine Bahn gehen, mag sie mich im schnellen Abfall zum dunklen Horizont hinabführen oder hinauf zur Mittagshöhe der Ehre, — wenn ich mir nur selbst sagen kann, daß ich die Pflicht erfüllt habe, welche der Wille der Vorsehung mir vorschrieb, denn in diesem Zeugniß der eigenen Brust allein liegt der wahre Friede, das wahre Glück."

Er schloß die Augen, lehnte den Kopf an den Stamm der Eiche und versank in tiefes, schweigendes Nachdenken.

„Was ist das für ein Vogel," rief einer der Soldaten, „der von der Festung gerade hieher geflogen kommt?"

Er deutete mit der Spitze seiner kurzen Pfeife in die Höhe. Die Uebrigen folgten mit ihren Blicken der angegebenen Richtung.

Man sah in einiger Entfernung, scharf sich abgrenzend, an dem vom Abendlicht beleuchteten Himmel einen dunklen, kleinen Punkt, der sich rasch näherte und immer tiefer hinabsank.

„Wer fliegt da in der Luft herum," rief einer der Soldaten lachend, „das ist doch nicht Napoleum?"

„Der kann es ja nicht sein, — den haben wir ja bei Sedan erwischt und der sitzt in Nummer Sicher."

„Aber in Ordnung ist das nicht," rief ein Anderer,

„das ist irgend ein neuer Witz von den Franzosen, irgend so eine neue Erfindung wie die Kugelspritzen, von denen sie so viel gesprochen haben. Zu Land und zu Wasser haben sie uns nichts thun können, vielleicht versuchen sie es, uns durch die Luft beizukommen.“

Der dunkle Gegenstand näherte sich, stets größere Dimensionen annehmend, immer mehr, und schien gerade auf die Stelle zuzukommen, auf welcher die Feldwache lagerte.

Der junge Offizier war durch die Stimmen der Soldaten aus seinem Nachdenken erweckt worden, richtete sich ein wenig in die Höhe und erhob die Hand, um den Leuten Ruhe zu gebieten.

Der Unteroffizier der Wache stand auf, näherte sich dem Lieutenant in dienstlicher Haltung und sprach:

„Da kommt ein unbekannter Gegenstand durch die Luft hieher, Herr Lieutenant, und hier vor dem Feind müssen wir als Feldwache auch auf die Luft achten, denn diese Franzosen sind zu Allem fähig,“ fügte er halb scherzend, halb im Ton ernster Besorgniß hinzu.

Der junge Offizier nahm seinen Krimstecher aus dem über seiner Schulter hängenden Futteral und blickte in die Luft empor.

„Ihr habt Recht,“ sagte er nach einigen Augenblicken, indem er rasch aufsprang, „das müssen wir be-

achten, das ist ein Luftballon, den man jedenfalls aus der Festung hat aufsteigen lassen, um irgend eine Verbindung mit dem Lande herzustellen. Wir müssen die Richtung verfolgen, die er nimmt, — wenn es möglich wäre, ihn zu erlangen —"

„Er kommt hieher, er kommt hieher!" riefen die Soldaten, welche alle aufgestanden waren und mit höchster Spannung den Lauf des Luftballons verfolgten.

„Er kommt hieher! Wir müssen ihn haben!"

Der Ballon näherte sich in der That vom Winde getrieben immer mehr und senkte sich mit großer Schnelligkeit tiefer und tiefer herab. Man konnte deutlich seine Umrisse und ein unter ihm herabhängendes viereckiges Paket erkennen.

„Sollen wir darauf schießen, Herr Lieutenant? Wir können ihn erreichen!" riefen die Soldaten, ihre Gewehre anschlagend.

„Nein, nein," sagte der Offizier, „das dürfen wir nur im äußersten Fall thun. Die Schüsse würden Alles alarmiren."

Der Ballon schwebte, tiefer und tiefer sich senkend, fast unmittelbar über den Köpfen der Soldaten. Noch einige Augenblicke und er streifte die obersten Zweige eines schlanken, hochragenden Baumes am Waldrand. Die Stricke verwickelten sich in das Geäste und hielten

den Ballon, der sich in zitternden Schwingungen bewegte, fest.

„Den wollen wir bald haben!“ rief einer der Soldaten, indem er sein Gewehr niederlegte, „ich bin nicht umsonst als Junge in meines Vaters Garten auf die höchsten Kirschbäume geklettert.“

Geschickt und behend stieg er von Zweig zu Zweig in den Wipfel des Baumes. Nach einiger Mühe gelang es ihm, die schwanke Höhe zu erreichen, auf welcher der Ballon in den Zweigen fest saß. Mit dem einen Arm den Stamm des Baumes umschlingend, zog er mit der andern Hand ein Taschenmesser hervor, durchschnitt die Stricke und warf den an dem Ballon befestigten Gegenstand herab. Die Soldaten fingen denselben, noch ehe er den Boden erreicht hatte, auf und brachten ihn triumphirend dem Offizier. Es war eine Art von kleinem Lederkoffer, ähnlich wie die Gondeln bei den großen Ballons mit Stricken befestigt.

Der Offizier öffnete den mit einem Knoten verschlossenen Deckel und nahm aus dem Innern des Behälters ein in starkes Papier geschlagenes Paket heraus. Auf diesem Umschlag klebte ein amtlich untersiegeltes Dekret der Platzkommandantur von Metz, welches Jedem, der den Ballon finden würde, aufgab, den Inhalt desselben bei der nächsten Poststation abzugeben und für diese

Dienste bei dem Maire des betreffenden Orts die Summe von hundert Franken sich auszahlen zu lassen. In dem Umschlag selbst befanden sich eine sehr große Anzahl von kleinen Zetteln von Seidenpapier, welche auf der einen Seite die Adresse, auf der andern kurze, persönliche Bemerkungen der Offiziere und Mannschaften von der in Metz eingeschlossenen Armee enthielten.

Neugierig umstanden die Soldaten ihren Offizier, welcher einige der Zettel durchlas und dann das Paket wieder zusammenband.

„Es ist eine neue Art von Korrespondenz der belagerten Armee mit ihren Verwandten, weiter scheint nichts darin zu sein. Wir werden die Sache aber dem Kommando zur nähern Untersuchung abgeben müssen, — es könnten doch auch wichtigere Nachrichten darin enthalten sein, als ob Monsieur Charles oder Monsieur Louis sich wohl und munter befinden.“

Er gab den kleinen Koffer mit dem darin wieder eingeschlossenen Paket dem Unteroffizier der Wache zur Aufbewahrung, und die Mannschaften wollten sich eben wieder an ihren Lagerplatz begeben, als fernher aus der Tiefe des Waldes, an dessen Lisière sich die Feldwache befand, ein Ton wie ein Hülferuf erscholl, verworrenes Stimmengeräusch folgte darauf.

Der Offizier sprang empor. Die Soldaten blieben

unbeweglich stehen. Alle lauschten in athemloser Spannung. Da hörte man in derselben Richtung, von welcher die Stimmen gekommen waren, durch die Entfernung und das dichte Gesträuch sehr gedämpft, den Schall eines Schusses.

„Was geht da vor?“ rief der Offizier, indem er den Degen zog, „wir müssen dorthin, — es hat Jemand um Hülfe gerufen. Drei Mann bleiben hier,“ kommandirte er, „um den Posten besetzt zu halten. Die Uebrigen folgen mir.“

Im Laufschritt drang er auf der in den Wald hineinführenden Straße vor. Die Soldaten folgten ihm, trotz der raschen Bewegung sorgfältig rechts und links zwischen die Bäume und das Gestrüpp hineinspähend.

Das verworrene Geräusch laut durcheinander sprechender menschlicher Stimmen wurde immer deutlicher und deutlicher.

Immer schneller eilte der Offizier mit seinen Leuten auf der Straße in den Wald hinein.

Endlich an einer Biegung des Weges zeigte sich, etwa zwanzig Schritt voraus, ein Zug von drei bis vier bepackten Wagen, neben welchen sich eine Gruppe von etwa zwanzig bis dreißig Männern in den blauen Blousen der französischen Landbewohner befand, die, mit Karabinern und Hirschfängern bewaffnet, mehrere Personen

umringten, welche eng zusammengedrängt waren und, wie es schien, jeden Versuch eines Widerstandes aufgegeben hatten.

Der Offizier schwang seinen Degen und mit lautem Hurrah stürmten die Soldaten der Feldwache gegen die bewaffneten französischen Bauern vor.

Diese stoben auseinander und waren in wenigen Augenblicken nach allen Seiten hin im Dunkel des Waldes verschwunden. Der Offizier verbot ihre Verfolgung, zu welcher die Soldaten sich anschickten.

Noch einige Schüsse knallten aus den Büschen hervor, — aber sie waren schlecht gezielt. Die Kugeln pfiffen durch die Luft, ohne Jemanden zu treffen. Der Offizier wendete sich nun zu den Befreiten. Es waren Trainknechte, welche die Gespanne vor den mit Lebensmitteln, Wein und Cigarren bepackten Wagen geführt hatten. Sie waren, nur mit einem kleinen Seitengewehr ausgerüstet, nicht im Stand gewesen, den mit Karabinern bewaffneten Bauern Widerstand zu leisten.

In ihrer Mitte stand, im Zustand höchster Aufregung, ein kleiner Herr von etwa fünfzig Jahren, von voller und untersetzter Gestalt. Sein eleganter Reiseanzug war etwas in Unordnung gekommen, sein Hut war ihm vom Kopf gefallen und der Wind wehte durch sein leicht ergrautes, kurzes und kraus gelocktes Haar, sein Gesicht,

mit der vorspringenden, leicht gebogenen Nase, den etwas aufgeworfenen Lippen und den scharfen, dunklen Augen, war bleich und er zitterte vor tiefer Erregung.

Neben ihm stand ein langer, hagerer Mann von etwa vierzig Jahren, einen breitkrämpigen Hut tief in die schmale Stirn gedrückt, das glatte Haar fast bis zum Kragen seines Rockes hinabfallend und aus den tiefliegenden Augen seines blassen, bartlosen Gesichts um sich her blickend mit dem Ausdruck so tiefen Entsetzens, als könne er sich kaum klare Rechenschaft von der Lage geben, in der er sich befand.

Der Offizier trat zu den beiden Herren heran und sagte:

„Ich freue mich, noch zur rechten Zeit gekommen zu sein, meine Herren, um Sie gegen einen so feigen und hinterlistigen Ueberfall zu schützen. Ich bitte Sie, schleunigst weiterzufahren, in kurzer Zeit werden Sie in Sicherheit sein. Hier im Wald bleiben wir immer noch einigen Kugeln ausgesetzt, die, so schlecht sie auch immer gezielt sein mögen, dennoch gefährlich werden können."

„Herr Lieutenant," sagte der kleine, starke Herr mit bebender Stimme, indem er die Hand des Offiziers ergriff und gegen seine Brust drückte, „Herr Lieutenant, Sie haben mir das Leben gerettet, Sie können über mich gebieten; wenn Sie einen Wunsch haben, den zu

erfüllen in meiner Macht steht, so soll er erfüllt werden. Ich habe," fuhr er, schnell sprechend und in lebhafter Gestikulation seine Hand bewegend, fort, „ich habe es übernommen, im Auftrag unseres Vereins in Berlin, einen Transport von Liebesgaben hieherzuführen. Wir fanden die Eisenbahn so besetzt, daß wir einige Tage hätten warten müssen und haben diesen Weg genommen, um schneller das Hauptquartier Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl zu erreichen. Man hatte uns gesagt, daß hier gar keine feindlichen Truppen wären, daß der Weg ganz sicher sei, und nun sind wir hier doch von diesen bewaffneten Bauern überfallen, die uns ganz gewiß füsilirt hätten, wenn Sie uns nicht noch gerade im letzten Augenblick zu Hülfe gekommen wären."

Der junge Offizier, dessen Gesicht halb vom Schild seines Helms bedeckt war, hatte den lebhaft sprechenden alten Herrn, dessen Wangen sich allmälig wieder rötheten, mit einem eigenthümlichen Ausdruck, der halb aus feindlicher Bitterkeit, halb aus einer gewissen Verlegenheit gemischt war, betrachtet.

„Ich bin der Kommerzienrath Cohnheim," fuhr der Ueberbringer des Liebesgabentransports fort, „wenn Sie nach Berlin kommen, Herr Lieutenant, wird es mir die höchste Freude und Ehre sein, Sie in meinem Hause zu sehen und Ihnen zu zeigen, wie dankbar ich und die

Meinigen es erkennen werden, daß Sie mir hier in dieser drohenden Kriegsgefahr das Leben gerettet haben. Der Herr hier," fuhr er fort, indem er mit einer gewissen vornehmen Herablassung auf seinen Begleiter zeigte, „ist der Doktor Meierfeld, Redakteur und Korrespondent vieler Zeitungen, der unsere Gefahr und unsere Rettung durch Sie, Herr Lieutenant, mit seiner geschickten Feder für die Oeffentlichkeit darstellen wird."

Herr Meierfeld nickte bestätigend mit dem Kopf, doch schien er noch nicht ganz seine volle Fassung wiedergewonnen zu haben und blickte noch fortwährend mit starren, gläsernen Augen auf die rings umher stehenden Soldaten und das Gebüsch des Waldes, aus welchem die französischen Freischärler hervorgekommen waren.

Nach einem kurzen, unschlüssigen Zögern schien der junge Offizier einen Entschluß gefaßt zu haben und sprach mit fester, ruhiger Stimme:

„Ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Herr Kommerzienrath, und auch Sie werden sich vielleicht meiner erinnern, wenn auch wohl," fügte er, die Augen niederschlagend, in dumpfem Ton hinzu, „nicht in freundlicher Weise. Ich bin der Lieutenant von Büchenfeld."

Herr Cohnheim fuhr bei Nennung dieses Namens zurück. Eine dunkle Wolke flog über sein Gesicht, das nach der überwundenen Angst bereits wieder den Aus-

druck selbstzufriedener Heiterkeit angenommen hatte, und forschend blickte er unter den Helm des jungen Offiziers in dessen Gesicht.

„In der That, Herr von Büchenfeld,“ sagte er mit einiger Verlegenheit, — „ich hatte Sie nicht sogleich erkannt, die Strapazen verändern das Gesicht. — Nicht freundlich an Sie gedacht, sagten Sie? — nun, Herr von Büchenfeld, — Sie werden mir zugeben, daß ich dazu ein wenig Ursache hatte. Es war nicht hübsch von Ihnen, so von meiner Tochter zu sprechen, wie Sie es gethan haben, — doch, Sie waren aufgeregt, ich weiß es, junge Herren lassen sich leicht fortreißen. Ich war recht böse auf Sie, das ist wahr, — aber hätte ich vorher wissen können, was geschehen würde, — hätte ich wissen können, daß — Herr von Büchenfeld!“ rief er, nahe zu dem jungen Mann herantretend und ihm die Hand hinstreckend, während gutmüthige und herzliche Freundlichkeit den Blick seiner kleinen, scharfen Augen erleuchtete, — „Herr von Büchenfeld, Sie haben mir heute das Leben gerettet, Sie haben mich aus den Händen dieser barbarischen Freischärler errettet, welche mich am nächsten Baum erschießen wollten, — damit ist Alles, was je zwischen uns hat treten können, gut gemacht, mehr als gut gemacht, — ich bin in Ihrer Schuld, Herr von Büchenfeld, und wenn Sie je eines aufrichtigen und dankbaren

Freundes bedürfen, so denken Sie zuerst an den Kommerzienrath Cohnheim."

Er hielt noch immer die ausgestreckte Hand hin.

Der Lieutenant reichte ihm die seinige und sprach mit leichter Verwirrung:

„Sie rechnen einen Dienst zu hoch an, den ich zufällig geleistet; ich erfüllte nur meine Pflicht, indem ich hieher kam, die Gefahr dabei war wahrlich nicht groß. — Doch jetzt lassen Sie uns aufbrechen. Ich werde Sie sicher nach dem Hauptquartier führen, die Zeit meiner Ablösung ist da."

Die Trainknechte bestiegen wieder ihre Pferde, der Kommerzienrath und der Doktor Meierfeld schritten neben dem Lieutenant voran, die Soldaten umgaben den Zug, und nach kurzer Zeit kam man an die Stelle am Eingang des Waldes, an welcher die von Herrn von Büchenfeld kommandirte Feldwache vorhin den Ballon mit den Briefschaften aufgefangen hatte.

Das Ablösungskommando war bereits dort, und der Offizier desselben schickte sich eben an, seinem Kameraden in den Wald zu folgen. Die Ablösung erfolgte und Herr von Büchenfeld führte mit seiner Abtheilung den Zug mit Liebesgaben nach dem Hauptquartier, welches sich im Schloß von Corny befand.

Der Kommerzienrath Cohnheim und der Doktor

Meierfeld wurden mit ihren willkommenen Gaben auf das Beste empfangen und so gut als möglich einquartirt. Der Lieutenant von Büchenfeld erstattete seinen Rapport und erhielt den Befehl, die erbeutete Luftpost dem Höchstkommandirenden, Prinzen Friedrich Karl, selbst abzugeben.

Voll Stolz und Freude begab sich der junge Mann mit dem kleinen erbeuteten Briefkoffer über den Hof des Schlosses von Corny nach den Bureaux des Generalkommandos.

Dieses Schloß, ein Bau aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und im Styl jener Zeit gehalten, erhebt sich auf einer Hügelkette über dem wunderbar schönen Moselthal und gehört den Herren de Rougy et de Corny. An den einstockigen Mittelbau, dessen Hauptfront sich nach einer kleinen, in den Park hinabführenden Freitreppe öffnet, schließen sich zwei lange Seitenflügel und bilden, in zwei halbkreisförmigen Vorbauten auslaufend, einen Hof, durch dessen Eingangsthor man in einer schönen Allee zum Schlosse gelangt.

Ein reges und buntes Leben herrschte auf diesem Hof, Ordonnanzen kamen und gingen, französische Gefangene und Ueberläufer wurden eingebracht, Offiziere vom Generalstab gingen in einzelnen Gruppen auf und nieder, die Chancen der militärischen Ereignisse diskutirend. Dazwischen sah man Aerzte und Johanniter mit dem rothen

Kreuz auf der weißen Binde, barmherzige Schwestern und Diakonissinnen, die still und bescheiden aus den Seitenflügeln und Küchen kamen und von den Offizieren und Soldaten mit ehrerbietiger Höflichkeit gegrüßt wurden.

Durch all' dieß bunte, bewegte und doch so ernst bedeutungsvolle Leben hindurch schritt der Lieutenant von Büchenfeld dem Eingang des Schlosses zu und trat in das Bureau des Generalkommandos.

Hier herrschte, ganz im Gegensatz zu der regen, lebendigen Bewegung draußen, die tiefste Stille und Ruhe, während doch die sichere, geordnete, rastlose Thätigkeit hier in diesen Räumen all' das vielgestaltige Leben da draußen regelte und bestimmte.

Hier sah man an einem großen runden Tisch die Korpsschreiber ihre Ausarbeitungen unter der Leitung des Majors Schmidt vom großen Generalstab, eines frühern hessischen Offiziers, anfertigen. Daneben, an einem kleinen Arbeitstisch, saß der Major Graf Häseler, ein Mann mit einem scharf geschnittenen, außergewöhnlich ernsten und gedankenvollen Gesicht; seine schlanke, geschmeidige Gestalt mit den etwas hoch heraufgezogenen Schultern machte einen so jugendlichen Eindruck, daß man bei seinem Anblick durch den tiefen, ernsten Blick seiner großen, klaren Augen und durch die strenge Miene seines Gesichts fast überrascht wurde.

Der Lieutenant von Büchenfeld wandte sich zunächst an den Major Schmidt, an welchen, als den Chef des Bureau, alle Meldungen gerichtet werden mußten, und erstattete demselben seinen Bericht.

Major Schmidt hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, führte den jungen Offizier sodann in ein anstoßendes kleines Zimmer, in welchem der Oberquartiermeister der zweiten Armee, Oberst von Herzberg, mit Schärpe und Säbel, den Helm neben sich auf einem Stuhl, eifrig beschäftigt war, nach den mit kurzen Marginalien versehenen zahlreichen Papieren vor ihm, in schneller und sicherer Schrift die nöthigen Befehle zu entwerfen.

Während derselbe den Bericht anhörte, öffnete sich rasch eine Seitenthür und dieselbe hinter sich offen lassend, erschien ein auffallend hochgewachsener, schlanker Mann in der preußischen Generalsuniform. Sein elastischer Schritt, seine sichere und feste Haltung ließen ihn für den hohen Rang, welchen seine Uniform anzeigte, fast zu jung erscheinen. Es war der Chef des Generalstabs des Prinzen Friedrich Karl, General von Stiehle, welcher sich aus einem Linien-Infanterieregiment heraus zum Flügeladjutanten des Königs und zu einem der hervorragendsten Generalstabsoffiziere der preußischen Armee heraufgearbeitet hatte.

Der General sah heiter aus, er mußte zufrieden sein über die genaue Uebereinstimmung seiner scharfen Berechnungen mit den Ereignissen und den Bewegungen des Feindes. Ein feines Lächeln spielte um seinen ernsten und streng geschlossenen Mund. Herzlich drückte er dem Oberst von Herzberg die Hand und erwiederte mit kameradschaftlicher Höflichkeit den militärischen Gruß des Lieutenants von Büchenfeld.

„Das muß Seine königliche Hoheit sogleich erfahren!" rief der General dann, als der Oberst von Herzberg ihm die Bedeutung des kleinen Briefkoffers erklärt hatte. „Folgen Sie mir, Herr Kamerad," sagte er zu dem Lieutenant von Büchenfeld, und das Briefpaket in der Hand, kehrte er mit dem jungen Offizier in das Vorzimmer der Wohnung des Prinzen zurück.

Dieß Vorzimmer schien von der zerstörenden Hand des Krieges noch unberührt. Man hätte sich hier in der Ruhe und dem Comfort des tiefsten Friedens wähnen können. Holzschnitzereien bedeckten die Wände, an denen hohe, prachtvolle Spiegel hingen, welche die chinesischen Vasen, mit frischen Blumen gefüllt, die alten Krystallkronleuchter und die mit eleganten Stoffen überzogenen Divans wiederstrahlten.

In dem zweiten Saal befand sich, in der Uniform der Adjutanten, die Schärpe über der Schulter, der

Major von Krosigk, der persönliche Adjutant des Prinzen, ein kräftiger, schlanker Mann, in der Armee berühmt als kühner und geschickter Reiter.

Auf ein Wort des Generals eilte derselbe schnell in das Kabinet des Prinzen und kehrte nach wenigen Augenblicken aus demselben zurück, die Thür für den General offen haltend, welcher dem Lieutenant von Büchenfeld winkte, ihm zu folgen.

Der junge Offizier trat mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu in das Zimmer des siegreichen fürstlichen Heerführers, zu dessen Armee er gehörte, für den sein Herz mit Bewunderung erfüllt war, den er aber bisher noch niemals näher gesehen hatte.

Das Zimmer war das einfachste des Schlosses. Ein kleiner Tisch stand in der Mitte desselben, die Fensterflügel waren offen und gewährten einen weiten Blick über das Moselthal, das sich vom Schlosse abwärts im gelblichen Schimmer der Herbstsonne ausdehnte, und weit hinüber erhob sich das Fort St. Quentin, eines der Bollwerke von Metz, von welchem von Zeit zu Zeit ein dumpfer Kanonenschuß seinen Donner über das Thal hinrollte, als wolle der Marschall Bazaine ein Zeichen seiner Anwesenheit und seiner ungebeugten Kampfbereitschaft geben.

Der Prinz Friedrich Karl, in der Uniform des Ziethen-

Husarenregiments, vollkommen dienstmäßig adjustirt, den Säbel an der Seite, Mütze und Handschuhe auf einem Stuhl neben seinem Tisch, trat dem General, dem bewährten Chef seines Generalstabs, freundlich entgegen und warf, leicht den Kopf neigend, einen fragenden Blick auf den Lieutenant von Büchenfeld, welcher in dienstlicher Haltung in der Nähe der Thür stehen blieb.

Nach einigen erklärenden Worten des Generals von Stiehle erstattete Herr von Büchenfeld auf Befehl des Prinzen seinen Rapport, den Seine königliche Hoheit mit großem Interesse bis zum Schluß anhörte.

„Sie haben einen wichtigen Fang gemacht, Herr Lieutenant," sagte der Prinz, indem er den kleinen Koffer öffnete und die Briefe flüchtig durchblätterte.

„Der Inhalt dieser Korrespondenz wird kaum von Bedeutung sein. Es scheinen lauter Mittheilungen an die Angehörigen der Offiziere und Soldaten zu sein. Indessen ist dieß die erste Anwendung eines neuen Kommunikationsmittels, welches die eingeschlossenen Festungen mit der Außenwelt herzustellen suchen, und diesem ersten Versuch werden, wie ich voraussetze, bald mehrere folgen. Es wird nothwendig sein, eine Ueberwachung dieser neuen Luftpost zu organisiren. Unseren Ulanen," fügte er lächelnd hinzu, „wird da eine neue Aufgabe erwachsen."

Er hatte flüchtig einen der kleinen Zettel nach dem

andern durch die Hände gleiten lassen und auf den Tisch geworfen. Plötzlich wurde er sehr ernst und durchlas mit großer Aufmerksamkeit einen längern Streifen Seidenpapier, welcher sich unter den anderen befand.

„Wollen Sie einen Augenblick im Vorzimmer warten, Herr Lieutenant,“ sagte er zu Herrn von Büchenfeld, der sich augenblicklich zurückzog.

„Hier ist,“ fuhr der Prinz fort, als er mit dem General von Stiehle allein war, „ein Brief des Generals Coffinières, des Kommandanten der Festung Metz, welcher wichtiger ist als alle diese Versicherungen der französischen Offiziere, daß sie sich wohl und munter befinden und daß sie,“ fügte er achselzuckend hinzu, — „in so und so viel Schlachten siegreich gewesen seien. Der General schildert in seinem Schreiben die Zustände in Metz als vollständig verzweiflungsvoll, erklärt, daß die Stadt und Besatzung physisch und moralisch zu Grund gerichtet sei und beklagt sich bitter über den Marschall, daß derselbe mit seiner Armee die Vorräthe aufzehre und die Rettung der Festung unmöglich mache, statt einen Ausfall zu wagen und sich durchzuschlagen. Der Marschall weiß besser,“ fuhr der Prinz fort, „wie dieser General Coffinières, daß ein solcher Ausfall unnütz sein würde, und den Untergang seiner Armee, der letzten, welche Frankreich noch besitzt, zur sichern Folge haben müßte.“

Er reichte den feinen, durchsichtigen Brief dem General von Stiehle hin, welcher denselben rasch und aufmerksam durchlas, während der Prinz weiter die übrigen Briefschaften durchforschte und die Adressen derselben betrachtete.

„Das ist ein sehr wichtiges Zeugniß, Königliche Hoheit," sagte der General, nachdem er zu Ende gelesen. „Auch von einzelnen Ueberläufern und Gefangenen wird uns ja Aehnliches bestätigt, — ich hoffe," fügte er leuchtenden Blickes hinzu, „daß diese unbesiegbare Festung bald Eurer königlichen Hoheit ihre Schlüssel übergeben wird, die sie dem Kaiser Karl V. verweigerte."

„Hier ist noch ein Brief," sagte der Prinz, indem er dem General einen zweiten Streifen reichte, „der die Mittheilung des Generals Coffinières bestätigt. Er ist von einem englischen Korrespondenten, der in Metz eingeschlossen ist und diese Luftpost benützt, um die Nachricht nach London bringen zu lassen, daß die Festung sich nicht mehr halten könne und daß ihre Uebergabe unmittelbar bevorstehe. Ein solcher Mensch," fuhr er mit strengem Ton fort, „verdiente doch wahrlich, füsilirt zu werden, da er, um eine pikante Zeitungsnachricht in die Welt zu befördern, so mit der Ehre einer tapfern Armee spielt, — aber freilich, wenn der Kommandant der Festung ebenso schreibt, — so etwas ist empörend," rief er, „für mein

soldatisches Gefühl! Der Marschall Bazaine hat wahrlich keine leichte Aufgabe übernommen, ich habe hohe Achtung und Sympathie für ihn, er macht uns ernstlich zu schaffen, und wenn wir ihn überwinden, so können wir in der That stolz darauf sein, — wie traurig aber, daß gerade ein solcher General auf diese Weise von seiner Umgebung behandelt wird! Welch' ein Beweis für die Zustände in Frankreich! Fast scheint es, als ob dort Jeder nicht mehr an die Erfüllung seiner Pflicht, sondern nur daran denkt, wie er demnächst seine Verantwortung und die Schuld für das Unglück und die Niederlagen irgend einem Andern aufbürden könnte. Ich betrachte es als eine militärische Ehrenpflicht gegen den Marschall Bazaine, der mir im ehrlichen, ritterlichen Kampf gegenübersteht, ihm von diesen Dingen Kenntniß zu geben und dem Marschall diese Briefe zuzusenden."

Der General von Stiehle verneigte sich mit einer Miene, welche ausdrückte, daß er den ausgesprochenen Entschluß des Prinzen vollkommen billigte.

Prinz Friedrich Karl nahm die beiden Briefe, durchflog dieselben noch einmal und unterstrich mehrere Stellen derselben mit einem auf dem Tische liegenden Rothstift. Dann schrieb er ein kurzes Billet von einigen Zeilen und legte dasselbe mit den Briefen in ein Couvert, das er mit seinem Siegel verschloß.

„Der junge Offizier gefällt mir," sagte er dann zu dem General von Stiehle, „er hat einen offenen, freien Blick und eine jener Physiognomieen voll bewußter und doch bescheidener Kraft und Energie, wie ich sie an Soldaten liebe. Senden Sie ihn mit diesen Briefen an den Marschall zu den Vorposten und erkundigen Sie sich nach seiner Führung. Ich möchte ihn dem Hauptquartier attachiren, wir können tüchtige Leute gebrauchen."

Der General verneigte sich, nahm den Brief des Prinzen an den Marschall und ging hinaus.

„Ich habe eine Ehrenpflicht erfüllt," sagte der Prinz, indem er an das Fenster trat und seine Blicke über das schöne, im sinkenden Sonnenstrahl daliegende Moselthal hingleiten ließ, „ich will meine ganze Kraft, meine ganze Thätigkeit daran setzen, um dieß herrliche Lorbeerblatt zu pflücken, auf welchem die Einnahme der alten deutschen Veste steht, die bisher noch Niemandem ihre Thore öffnete. Aber ich will mit der Feigheit und dem Verrath keine Gemeinschaft haben, Auge in Auge, freien Blickes, die unbefleckte Waffe in der Hand, will ich dem Gegner gegenüberstehen und ihn bezwingen. Kein schmutziger Flecken soll an jenem Lorbeerblatt haften, nach dem ich meine Hand erhebe. Wie sie Alle abfallen von den Fahnen," sagte er finster, „zu denen sie geschworen haben, wie diese Generale alle hineilen zu dieser neuen

Advokatenregierung, die den von uns überwundenen Kaiser abgesetzt hat und ihr Land in eine Revolution stürzt in dem Augenblick, da wir vor den Thoren der Hauptstadt stehen. Welcher tiefen Zerrüttung geht ein Land entgegen, in welchem das Höchste und Heiligste, die militärische Fahnentreue, aus den Herzen der Soldaten verschwunden ist. Dieser Marschall Bazaine ist wahrlich ein anderer Mann. Er hält fest an der Fahne und steht auf seinem Posten, und ich danke Gott, daß ich ihm gegenüberstehe."

Langsam rollte der Schall eines Kanonenschusses vom Fort St. Quentin her, als wolle der französische Marschall mit militärischem Gruß für die Anerkennung aus dem Munde seines fürstlichen Gegners danken.

Einige Augenblicke noch stand der Prinz in sinnendem Nachdenken am Fenster.

Dann trat, nach einem kurzen Schlag an die Thür, der Major von Krosigk ein und meldete:

„Es ist ein Mann von Ferrières gekommen, Königliche Hoheit, ein Franzose Namens Regnier, mit einem vom Grafen Bismarck und dem Generalquartiermeister unterzeichneten Geleitschein. Er trägt eine Binde mit dem rothen Kreuz und wünscht Eure königliche Hoheit selbst zu sprechen. Der General von Stiehle hat ihn kurz angehört und mir aufgetragen, ihn zu melden."

Der Prinz neigte den Kopf, als käme ihm die Meldung nicht unerwartet.

„Führen Sie den Mann herein,“ sagte er. „Ein diplomatischer Faden,“ sprach er dann, als Herr von Krosigk sich entfernt hatte, indem er flüchtig ein auf seinem Schreibtisch liegendes Papier überflog, „ein diplomatischer Faden, wie sie so oft den Gang des Krieges durchziehen und wie sie so oft schon die Früchte der Kämpfe und Siege verkümmert haben. Lebten wir zu anderer Zeit und läge die Leitung unserer Diplomatie in anderen Händen, so würde ich diesen Faden kurz abschneiden. Aber der Mann, der unsere Politik führt, kennt den Werth und Preis deutschen Bluts, — er wird nichts verpfuschen lassen, was die Arbeit des Schwertes errungen, und die Fäden, deren Enden er in Händen hält, werden sich zu keinen Schlingen für uns zusammenziehen.“

Der Major von Krosigk öffnete die Thür und führte Herrn Regnier in das Kabinet des Prinzen.

Prinz Friedrich Karl stand in fester, ruhiger Haltung, hoch aufgerichtet, die Hand leicht auf seinen Schreibtisch gestützt, in der Mitte des Zimmers und erwiederte mit artigem Kopfneigen die tiefe Verbeugung des Herrn Regnier.

„Sie kommen von Ferrières, mein Herr, und

wünschen mich zu sprechen," sagte er, indem sein scharfer Blick das Gesicht und die Gestalt des Eintretenden musterte.

„Ich bin von England gekommen, Monseigneur," erwiederte Herr Regnier, indem er mit der Hand auf die an seinem Arm befindliche weiße Binde mit dem rothen Kreuz deutete. „Man hat uns da so viel von den entsetzlichen Leiden erzählt, welche durch die große Zahl der Verwundeten in Metz entstanden sind und welche das Mitleid aller Welt erregen müssen, daß wir an einen großmüthigen Feind die Bitte gerichtet haben, uns zu erlauben, den Leidenden zu Hülfe zu eilen."

Ein flüchtiges Lächeln zuckte um die Lippen des Prinzen.

„Das ist sehr edelmüthig, mein Herr," sagte er, „und den Kranken und Verwundeten Hülfe zu bringen, ist unter allen Umständen sehr wünschenswerth. Herr von Bismarck," fuhr er ernst, mit festem, auf Herrn Regnier gerichteten Blick fort, „hat mich von Ihrem Wunsch in Kenntniß gesetzt, sich nach Metz zu begeben, und es mir zur Entscheidung überlassen, ob es möglich wäre, Ihren Wunsch zu erfüllen."

„O, Monseigneur," sagte Herr Regnier, „dann darf ich Eurer königlichen Hoheit offen mittheilen, welcher Wunsch mich beseelt und welche Ziele ich erreichen will?

Ich wünsche," fuhr er fort, „meinem Land den Frieden wiederzugeben; einen möglichst vortheilhaften und ehrenvollen Frieden aber halte ich allein für möglich, wenn die Regentschaft, welcher der gefangene Kaiser alle seine Gewalt übertragen hat, über die Friedensbedingungen in Unterhandlung tritt. Dazu muß die Regentschaft sich irgendwo auf französischem Boden konstituiren, wo sie die Kammer und den Senat einberufen kann. Dieß ist aber nur erreichbar, wenn die Kaiserin sich auf eine französische Armee unter dem Kommando eines französischen Marschalls stützen kann. Es geschieht daher im Interesse meines Landes, im Interesse der französischen Dynastie und ebenso im Interesse Deutschlands, dem so sehr wie uns an einem schnellen, gesicherten Frieden liegen muß, wenn ich um die Erlaubniß bitte, mich nach Metz zu begeben und dem Marschall Bazaine meine Gedanken mitzutheilen."

Prinz Friedrich Karl, welcher fortwährend durchdringenden Blickes Herrn Regnier gemustert hatte, erwiederte ruhig und ernst:

„Ich bin General, mein Herr, und habe den Krieg zu führen. Das Ziel des Krieges ist jedoch ein ehrenvoller und sicherer Friede. Wenn Sie glauben, einen Weg zu diesem Ziel zu kennen, und wenn der Graf von Bismarck kein Bedenken dabei findet, daß Sie diesen

Weg verfolgen, so werde ich Ihnen meinerseits kein Hinderniß in den Weg legen. Ich wünsche Ihnen Glück und guten Erfolg, und hoffe, Sie bei Ihrer Rückkehr zu sehen."

Er trat rasch zur Thür und rief den diensthuenden Adjutanten.

„Ich glaube," sagte er, „der Rittmeister von Willisen beabsichtigt, einen Besuch bei den Vorposten zu machen, lassen Sie Herrn Regnier einen Paß ausfertigen und bitten Sie Willisen, ihn bis zu den Vorposten zu führen. Auf Wiedersehen, mein Herr."

Mit freudigem Dank verneigte sich Herr Regnier und verließ mit dem Major von Krosigk das Zimmer. Im Lauf einer Viertelstunde war ihm sein Passirschein eingehändigt und er bestieg den leichten, offenen Jagdwagen des Rittmeisters von Willisen, des Kommandanten des Hauptquartiers der zweiten Armee, welcher seinerseits die Zügel ergriff, um die kräftigen, muthigen Pferde aus dem Dorf Corny heraus auf die nach Metz hin führende Straße zu lenken.

Sechstes Kapitel.

In dem Präfekturgebäude von Metz hatte der Marschall Bazaine, welcher sich mit seiner Armee nach der Schlacht bei Gravelotte unter die Mauern der alten, unbezwungenen Festung zurückgezogen, sein Hauptquartier aufgeschlagen und rings umher in der Stadt und bis zu den äußeren Forts hin wimmelte es von Soldaten aller Waffen.

Noch reger und mannigfaltiger war das militärische Leben, das sich hier entwickelte, als in den Tagen des August, in welchen der Kaiser Napoleon hier an der Spitze der glänzenden und siegesgewissen Armee von Frankreich seinen militärischen Hof gehalten hatte.

Damals aber hatte die Stadt ein festliches Aussehen; rings umher hallte Alles von dem Jubel der kriegsfreudigen Truppen wider, und eine schimmernde Pracht entfaltete der kaiserliche Hof mit den herrlichen Pferden und Equipagen, den Hundertgarden und dem Generalstab

der Marschälle von Frankreich, welche ihn umgaben. Damen in eleganten Toiletten hatte man damals in den Straßen gesehen, mit den Offizieren plaudernd, mit wehenden Taschentüchern den Kaiser grüßend, wenn er zu den Zeltlagern der Truppen hinausritt, zu denen die Eisenbahnzüge reiche Ladungen von Wein und Lebensmitteln hinführten und denen der begonnene Krieg als ein großer Festtag erschien.

Wie anders war es jetzt! Die Marschälle und Generale gingen still und traurig, gesenkten Blickes über die Straßen hin — in so kurzer Zeit waren die Siegeshoffnungen, welche sie damals hier im Mittelpunkt der französischen Aufstellung beseelt hatten, zertrümmert, und die Lorbeeren, welche sie sich erkämpft hatten auf den Schlachtfeldern der Krim, Italiens und Mexikos, lagen zerrissen und verwelkt im blutigen Schlamm der Schlachtfelder von Weißenburg und Gravelotte.

Schweigend, matt und traurig standen die Soldaten auf den Straßen umher oder lagen vor ihren Zelten bei den Außenwerken der Festung. Sie waren besiegt und geschlagen, statt den geträumten Siegeslauf nach Berlin zu nehmen, waren sie wieder hieher zurückgekehrt nach dem Ausgangspunkt des Feldzuges, der nur Niederlagen und immer wieder Niederlagen für sie zu verzeichnen hatte.

Ihre Rationen waren bereits bis unter die Hälfte herabgesetzt, Hunger und Entbehrung begannen sich fühlbar zu machen, man schlachtete und verzehrte die Pferde, welche ihrerseits ebenfalls hungerten und die Köpfe senkten.

Die Lazarethe, welche schon mit Verwundeten überfüllt waren, reichten nicht mehr hin, um die Kranken aufzunehmen, deren Zahl sich täglich und stündlich vermehrte.

Die Einwohner von Metz sah man fast gar nicht mehr. Auch bei ihnen war Hunger und Entbehrung eingezogen und sie wagten nicht, ihre Häuser zu verlassen, aus Furcht vor dem Beginn des preußischen Bombardements. Sie waren bereit, sich jeden Augenblick in die Keller ihrer Häuser zurückzuziehen, in welchen sie bereits ihre liebsten und kostbarsten Habseligkeiten geborgen hatten.

Der Marschall Bazaine allein trug das Haupt hoch und stolz, und wenn man ihn, von seinem Adjutanten begleitet, auf seinem starken Pferd durch die Straßen reiten sah, um die Korps außerhalb zu inspiziren und die Vorposten zu besuchen, dann wollte sich zuweilen wieder die Hoffnung in den niedergeschlagenen Herzen regen, und die Soldaten hatten Vertrauen zu diesem festen und strengen Führer, der von unten auf gedient und sich seinen Marschallstab wirklich aus dem Tornister des gemeinen Soldaten geholt hatte. Man hörte hie und

da freudige Zurufe, wenn der Marschall vorbeiritt mit dem ernsten, ruhigen Gesicht, dem weißen Haar unter dem goldgestickten Käppi und dem dichten, schwarzen, militärischen Bart — und rasch mit den dunklen Augen seitwärts blickend, erwiederte der Marschall mit leichtem Kopfnicken die grüßenden Rufe.

Bald aber verschwanden wieder die Hoffnungen, welche sein Anblick und seine kaltblütige Sicherheit erweckt hatten, denn man wußte ja, daß der Platz so vollständig und so eng eingeschlossen sei, daß alle Boten, die versucht hatten, sich durch die feindlichen Linien zu schleichen, aufgehalten und meist wieder zurückgeschickt worden waren. Man wußte, daß die Vorräthe auch bei der allergenauesten Eintheilung nur noch auf eine bestimmte, ziemlich kurz berechnete Zeit ausreichen konnten, und daß der bedrängten Festung also nur von außen Hülfe kommen konnte.

Auf eine solche wagte man aber nicht mehr zu hoffen, denn trotz der Abgeschlossenheit der Festung waren dunkle Gerüchte von der Katastrophe bei Sedan unter die Truppen und die Bevölkerung gedrungen, und zu den schweren Schlägen, welche in so kurzer Zeit das französische Selbstgefühl und den französischen Ruhm getroffen hatten, gesellte sich die trübe und dumpfe Furcht vor noch weiterem und schwererem Unheil, das noch finsterer und drohender erschien, weil es ohne bestimmte Formen, wie

ein täglich sich verdichtender Nebel, auf alle diese in der Festung eingeschlossenen Menschen sich herabsenkte.

Es war etwa elf Uhr Abends. Der Marschall hatte bei dem einfachen Diner, in dessen Menu das Pferdefleisch eine hervorragende Rolle spielte, sich mit seinen Adjutanten und Ordonnanzoffizieren so ruhig, frisch und ungezwungen unterhalten, als befände er sich in seinem Hotel zu Paris in der Zeit des tiefsten Friedens.

Dann hatte er sich in das Nebenzimmer zurückgezogen und war im Begriff, mit dem Major Samuel, einem hochintelligenten und von ihm besonders bevorzugten Offizier seines Generalstabs, eine Partie Billard zu spielen.

Sein Diener meldete einen Offizier von den Vorposten, welcher den Marschall in dringenden Angelegenheiten sogleich zu sprechen wünsche.

Der Marschall Bazaine legte das Queue aus der Hand und trat erwartungsvoll dem Hauptmann der Franctireurs des Vosges entgegen, der ihm meldete, daß, von einem Offizier des Prinzen Friedrich Karl begleitet, ein Herr an den Vorposten erschienen wäre, welcher verlangte, augenblicklich zum Marschall geführt zu werden.

„Und wer ist dieser Herr?“ fragte der Marschall verwundert.

„Ein Franzose, wie er mir gesagt und wie ich an

seiner Sprache gehört, alles Nähere will er nur Eurer Excellenz sagen."

Kopfschüttelnd begab sich der Marschall in sein Kabinet und befahl dem Offizier, den Fremden dorthin zu führen.

Unmittelbar darauf trat Herr Regnier in das Kabinet, in welchem der Marschall ihn erwartete, die Hand auf einen in der Mitte stehenden Tisch gestützt, auf welchem, von einer herabhängenden Ampel beleuchtet, ein großer Plan der Festung Metz ausgebreitet war.

Herr Regnier näherte sich mit einigen schnellen Schritten und sprach, auf den in dem fragenden und verwunderten Blick liegenden Gedanken des Marschalls antwortend:

„Sie kennen mich nicht, Herr Marschall, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, mit Ihnen zu sprechen, aber in einer Zeit, wie die jetzige, müssen alle Freunde des bedrängten Vaterlandes sich verstehen und gemeinsam handeln. Ich komme zu Ihnen, um Frankreich zu retten vor noch tieferem Fall, und habe das feste Vertrauen, daß Sie mir dazu die Hand bieten werden. Hier meine Beglaubigung, die Ihnen beweisen wird, daß ich auf dem Boden der Thatsachen stehe und Sie nicht von Phantasieen unterhalten will."

Er zog aus seiner Tasche die Photographie von

Hastings und einen vom Grafen Bismarck unterzeichneten Geleitsschein hervor und reichte Beides dem Marschall.

Dieser prüfte beide Papiere genau und aufmerksam, reichte sie dann Herrn Regnier zurück und sprach in artigem, aber kalt zurückhaltendem Ton:

„Das ist in der That die Handschrift des kaiserlichen Prinzen und, wie ich glaube, auch die Unterschrift des Grafen von Bismarck. Was haben Sie mir zu sagen?“ fuhr er fort, — „denn in diesen beiden Unterschriften liegt in der That nichts, was Aufschluß über den Zweck Ihres Erscheinens geben könnte.“

„Ich habe Ihnen zu sagen, Herr Marschall,“ erwiederte Regnier mit vor Aufregung zitternder Stimme, „ich habe Ihnen zu sagen, daß Frankreich verloren ist und daß Sie allein im Stand sind, es zu retten, wenigstens sein Unglück so sehr als möglich zu mildern. Der Graf von Bismarck,“ fuhr er fort, „von dem ich soeben komme, nachdem ich zuvor in Hastings gewesen, erkennt die Regierung, welche sich eigenmächtig in Paris konstituirt, nicht als zu Recht bestehend an. Sie wissen, Herr Marschall,“ fuhr er sich unterbrechend fort, „daß in Paris eine Regierung existirt, die sich diejenige der nationalen Vertheidigung nennt und unter der Führung Jules Favre's, Gambetta's und Rochefort's steht.“

„Ich habe davon gelesen,“ sagte der Marschall etwas

zögernd, „in einzelnen Zeitungen, welche durch die Vorposten hieher gelangt sind.“

„Was Sie aber wohl nicht gehört haben, Herr Marschall,“ fuhr Regnier fort, „ist die Thatsache, daß Herr Jules Favre von der pariser Regierung in das Hauptquartier nach Ferrières gesendet worden ist, um über einen Frieden zu unterhandeln, den man nicht bewilligt hat, und über einen Waffenstillstand, den man zu bewilligen geneigt ist, um Frankreich Zeit zu geben, eine konstituirende Nationalversammlung zu wählen, welche dann über die Friedensbedingungen zu entscheiden haben würde.“

„Eine konstituirende Versammlung,“ rief der Marschall, „gewählt, während ein großer Theil des Landes vom Feind okkupirt, — während meine Armee hier in Metz eingeschlossen ist, — welche Bedeutung, welche Berechtigung könnte eine solche Versammlung haben?“

„Eine große Bedeutung, Herr Marschall,“ erwiederte Regnier, — „sie würde der Absetzung der kaiserlichen Dynastie die derselben bis jetzt mangelnde Legitimation geben und würde zugleich die Verantwortung des Friedens, dessen Bedingungen mit jedem Augenblick drückender und empfindlicher werden, von den Herren, welche jetzt in Paris regieren, abnehmen.“

„Das Alles sind Phrasen,“ erwiederte der Marschall,

„wesenlose Dinge! — Hier ist Frankreich, mein Herr, hier bei den Fahnen der letzten Armee, welche widersteht und noch lange widerstehen kann, bei der einzigen Armee, auf welche die Regierung unseres Landes sich ihren äußeren und inneren Feinden gegenüber noch stützen kann.“

„Ganz recht, Herr Marschall,“ erwiederte Regnier, „das ist auch meine Ueberzeugung, und von dieser Ueberzeugung ausgehend bin ich hier. Aber,“ fuhr er fort, „ich muß Ihnen sagen, daß Herr Favre dem Grafen Bismarck erklärt hat, er und seine Kollegen seien des Gehorsams und der Ergebenheit Eurer Excellenz und der Armee von Metz vollkommen sicher.“

Der Marschall Bazaine fuhr zusammen. Er biß in seinen Schnurrbart. Ein schneller Blitz zuckte aus seinen dunklen Augen.

„Meiner Ergebenheit gewiß?“ sagte er achselzuckend, „die Herren Rochefort und Gambetta? Ich möchte wohl wissen, woher ihnen die Kenntniß dieser Ergebenheit gekommen ist. Was ich Ihnen sagen kann, mein Herr,“ fuhr er sich stolz aufrichtend fort, „ist dieses: ich habe von dem Kaiser, den Frankreich gewählt und ganz Europa anerkannt hat, das Oberkommando über seine Armee erhalten. Ich habe dem Kaiser meinen Eid geleistet, aus seiner Hand empfing ich den Marschallstab von Frankreich,

dieß Symbol der höchsten Ehre. Die Fahnen meiner Truppen tragen die kaiserlichen Adler, und hier im Lager meiner Armee gibt es nur eine Autorität, das ist der Kaiser und die von ihm eingesetzte Regentschaft. Diese Autorität wird kein Gambetta und kein Rochefort brechen, bevor nicht mein Degen und mein Marschallstab zerbrochen ist, und über dieser Autorität steht nur die freiwillige Kundgebung des gesammten französischen Volkes, das den Kaiser auf seinen Thron gerufen und das noch vor wenigen Monaten ihm von Neuem ein so glänzendes Zeugniß seines Vertrauens gegeben hat. Eine freie und rechtsgültige Kundgebung des Volkes kann aber nur erfolgen, wenn kein feindlicher Soldat mehr auf dem Boden unseres Vaterlandes steht, und so lange," fuhr er, mit der Hand fest auf den Tisch schlagend, fort, „bin ich Marschall des kaiserlichen Frankreichs und," fügte er mit dem Ausdruck unendlicher Verachtung hinzu, „Herr Rochefort ist für mich weiter nichts als ein von den ordentlichen Gerichten meines Landes verurtheilter Pamphletist!"

Helle Freude erleuchtete das Gesicht des Herrn Regnier.

„O, Herr Marschall," rief er, „ich danke Ihnen für dieses Wort, in ihm liegt die Zukunft Frankreichs. Wenn Sie so denken, dann kann noch Alles gut werden, dann können wir das äußerste Unheil noch beschwören!"

Der Marschall blickte schweigend vor sich nieder.

„Und was, mein Herr," sagte er dann, „was glauben Sie, daß geschehen könne? — Ich weiß es," fuhr er fort, „daß draußen keine Armee mehr vorhanden ist, denn in meinen Augen werden diese Bataillone, welche Herr Trochu in Paris manövriren läßt, niemals eine Armee sein. Ich weiß es, daß hier noch allein die Möglichkeit eines Widerstandes liegt, ich weiß aber auch, daß ein unendlich fester Ring mich einschließt, den der Prinz Friedrich Karl, dieser Soldat von Stahl und Eisen, in seiner unbeugsamen Hand hält, und daß es nur mit unendlichen Opfern von Menschenleben möglich sein würde, diesen Ring zu durchbrechen, — wenn es überhaupt möglich ist."

Er hielt einen Augenblick seufzend inne.

„Was also," sagte er, den Blick scharf auf Herrn Regnier richtend, „was glauben Sie, daß geschehen könne?"

„Erlauben Sie," sagte Herr Regnier, „Ihnen meinen ganzen Gedanken zu entwickeln, Herr Marschall. Die Regierung in Paris unterhandelt wegen eines Waffenstillstandes, aus welchem eine konstituirende Nationalversammlung hervorgehen soll, um den Frieden zu sanktioniren, der für Frankreich schwere Beschädigungen und Demüthigungen enthalten wird, um so schwerer, je länger

er sich verzögert. Denn glauben Sie mir, Herr Marschall, jede Stunde kostet, nach meiner Ueberzeugung, Frankreich eine Million Franken —“

„Was will das bedeuten!“ fiel der Marschall ein, — „Geld — wir werden es haben, wir werden es zu schaffen wissen. Aber welche anderen Bedingungen —“

„Darauf wollte ich soeben kommen!“ rief Herr Regnier, ihn schnell unterbrechend. „Der Graf von Bismarck,“ fuhr er fort, „besteht auf Gebietsabtretungen, welche Deutschlands militärische Position stärken und ihm Garantieen für einen künftigen Krieg bieten.“

„Ich verstehe das,“ sagte der Marschall düster. „Er ist ein deutscher Staatsmann, er thut, was wir gethan haben würden, wenn wir gesiegt hätten.“

„Auch die Gebietsforderungen,“ sprach Herr Regnier weiter, „werden mit jeder Stunde höher steigen, und wenn diese Wahnsinnigen, welche gegenwärtig in Paris regieren, durch ein hoffnungsloses Fortsetzen des Kampfes Frankreich und Deutschland neue Opfer an Blut und Menschenleben auflegen, so werden wir für diese Opfer einen in arithmetischer Progression steigenden Preis zahlen müssen. Nun aber, Herr Marschall, muß es die Aufgabe der kaiserlichen Regierung sein, Jenen zuvorzukommen, so schnell als möglich einen wirklich gültigen Frieden abzuschließen und dem Land bessere Bedingungen zu bieten,

als Jene zu thun im Stand sind. Namentlich," fuhr er dringender fort, „muß der Friede geschlossen werden, so lange die Fahne Frankreichs noch auf den Wällen von Metz weht, — wenn Metz einmal genommen ist, glauben Sie mir, Herr Marschall, dieser Graf Bismarck hat eine eiserne Hand, — wenn Metz einmal genommen ist, — dann wird er es auch behalten."

„Und haben Sie," fragte der Marschall Bazaine, Herrn Regnier scharf fixirend, „haben Sie Erklärungen darüber erhalten, welche Gebietsabtretungen man jetzt bei einem Frieden mit der kaiserlichen Regierung fordern würde?"

Herr Regnier senkte einen Augenblick die Augen nieder. Ein leichter Ausdruck von Verlegenheit flog über sein Gesicht und mit etwas unsicherer Stimme antwortete er: „Ich glaube, Herr Marschall, daß es sich um eine Linie von Neubreisach bis Zweibrücken handeln würde, daneben könnte man an die früher bereits beabsichtigte Erwerbung Luxemburgs von Holland denken, um dieß Herzogthum an Preußen abzutreten, und wenn es nicht zu vermeiden ist, so könnte man durch das Zugeständniß der Schleifung der Festungswerke von Straßburg und Metz weitere und schwerere Bedingungen abkaufen — und die Kriegsentschädigung —"

„Lassen wir die Geldfrage," fiel der Marschall ein.

— „Was Sie mir sagen, ist hart, sehr hart, aber gewiß wäre es immer noch besser, als wenn die Herren Gambetta und Rochefort Frankreich bis auf das Aeußerste erschöpfen, innerlich zerrütten und endlich einen Frieden würden schließen müssen, der uns der vollständigen Ohnmacht preisgäbe. In Lagen, wie die gegenwärtige, kommt es weniger darauf an, das Unhaltbare halten zu wollen, als vielmehr das möglichst Geringe zu opfern. Und in welcher Weise glauben Sie," sagte er nach einem kurzen Nachdenken, „daß die Unterhandlungen zu einem solchen Frieden mit Erfolg aufgenommen werden könnten?"

„Nichts ist leichter," sagte Herr Regnier, „sobald Eure Excellenz die Hand dazu bieten, sich und Ihre Armee der Kaiserin-Regentin zur Verfügung stellen und im Namen des Kaisers kapituliren würden."

„Kapituliren!" rief der Marschall, „wie und in welcher Weise kapituliren? — Ich bin vor Allem Soldat, — wenn ich auch in einer Lage, wie die gegenwärtige, die Pflicht gegen den Kaiser und Frankreich habe, die politischen Verhältnisse in Erwägung zu ziehen, so darf ich doch die militärischen Rücksichten auf meine Armee nicht aus den Augen lassen. Eine Kapitulation jetzt, so lange ich mich noch zu halten und dem Feind noch zu schaden im Stand bin, müßte mit allen Kriegsehren ge-

schehen und meiner Armee den freien Abzug gestatten, wenn dieselbe noch für die Kaiserin eine Grundlage zu Verhandlungen und zum Friedensschluß bilden und der kaiserlichen Regierung eine Waffe gegen die Revolution bieten soll, die sich in Paris breit macht und die vor Worten nicht das Feld räumen wird."

„Ich zweifle nicht," erwiederte Herr Regnier, „daß man im preußischen Hauptquartier Ihnen eine Kapitulation mit allen Kriegsehren bewilligen wird, und zwar um so sicherer, je schneller diese Kapitulation erfolgt, denn wenn die gegenwärtigen Verhandlungen überhaupt zur Grundlage für einen Friedensabschluß dienen sollen, ist es ja nothwendig, daß Ihre Armee intakt bleibt, um dieselbe der kaiserlichen Regierung zur Verfügung zu stellen. Freilich würden Sie dann die Verpflichtung übernehmen müssen, diese Armee an den Feindseligkeiten nicht theilnehmen zu lassen."

„Das würde sich von selbst verstehen," fiel der Marschall ein, „wenn wirklich ernstliche Friedensverhandlungen begonnen würden."

„Doch," sprach Herr Regnier weiter, „wäre es vor allen Dingen nothwendig, eine bestimmte Erklärung zu haben, daß Sie und Ihre Armee unter allen Umständen nur den Kaiser und die von ihm eingesetzte Regentschaft als die gesetzliche Autorität in Frankreich anerkennen."

„Ich glaube, mein Herr," erwiederte der Marschall, „daß ich mich darüber sehr bestimmt ausgesprochen habe."

„Gewiß, Herr Marschall," erwiederte Regnier, — „doch das, was Sie die Güte gehabt haben mir zu sagen, haben außer mir nur die Wände dieses Zimmers vernommen. Es würde nothwendig sein, im preußischen Hauptquartier vollgültige Beweise liefern zu können —"

„Und in welcher Weise?" fragte der Marschall.

„Ich habe," erwiederte Herr Regnier, „ungefähr die Form einer solchen Erklärung nach meinen Ideen niedergeschrieben. Ich habe es während der Fahrt gethan, es ist daher etwas unleserlich, und ich bitte Sie um Erlaubniß, diese Aufzeichnungen Ihnen vorlesen zu dürfen."

Der Marschall nickte zustimmend mit dem Kopf.

Herr Regnier näherte sich der auf dem Tisch stehenden Lampe und las:

„Ich, der Unterzeichnete, Marschall von Frankreich, von Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon III. zum General en Chef der jetzt unter den Wällen der Stadt Metz lagernden Armee ernannt, bin bereit, nach Berathung und in Uebereinstimmung mit den Marschällen und Generalen dieser Armee, in dem Wunsch, die einzige Armee, welche Frankreich noch besitzt, für die Aufrechthaltung der Ordnung zu erhalten, die nachfolgende Kapitulation im Namen Seiner Majestät des Kaisers zu unterzeichnen."

Der Marschall beugte sich ein wenig vor, um kein Wort zu verlieren.

Herr Regnier fuhr fort:

„Die Armee wird ihre jetzige Stellung mit allen Kriegsehren, das heißt, mit wehenden Fahnen, klingendem Spiel, mit aller ihrer Artillerie, Munition und Bagage verlassen. Sie wird sich in einen genau zu bestimmenden Theil von Frankreich zurückziehen, dessen festgesetzte Grenzen sie bis zur Beendigung dieses gegenwärtigen Krieges nicht überschreiten darf. Die unterzeichneten Marschälle und Generale übernehmen die Verpflichtung, daß die Armee während des gegenwärtigen Krieges nicht auseinandergehen, die Waffen nicht gegen die preußischen Streitkräfte gebrauchen und diesen weder direkt noch indirekt irgend welchen Schaden zufügen wird.“

„Eine solche Kapitulation,“ sagte der Marschall nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, „würde allerdings den militärischen Ehrenpunkt mit den politischen Rücksichten vereinigen, indessen Sie werden begreifen, mein Herr, daß ich vor einem bestimmten Entschluß über einen so hochwichtigen, für die Zukunft Frankreichs entscheidenden Schritt eine doppelte Verpflichtung habe, — und zwar zunächst mich der unbedingten Zustimmung der unter mir kommandirenden Generale zu versichern und sodann die bestimmte Ueberzeugung zu gewinnen, daß die

Kaiserin, welche die legale Regierung Frankreichs repräsentirt, auf der Basis einer solchen Kapitulation wirklich in definitive Friedensverhandlungen einzutreten bereit sei. Denn ohne diese Gewißheit,“ fuhr er, Herrn Regnier scharf fixirend, fort, „würde ich eine schwere Verantwortung übernehmen und mich den schlimmsten Vorwürfen und Verdächtigungen für die Zukunft aussetzen.“

„Die Karte, welche ich Eurer Excellenz überreicht habe —“ rief Herr Regnier.

„Ist weder eine Legitimation, noch eine Vollmacht,“ fiel der Marschall ein, „und gibt mir keine Gewißheit über den Willen und die Absicht Ihrer Majestät.“

„Und welche Form würde Ihnen genügen, Herr Marschall?“ fragte Regnier.

„Glauben Sie, daß man preußischerseits gestatten würde,“ fragte der Marschall Bazaine, „einen General von hier nach Hastings zu Ihrer Majestät zu entsenden?“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiederte Herr Regnier. „Und wen würden Sie zu einer solchen Mission wählen?“

„Darüber,“ erwiederte Bazaine, „müßte ich nachdenken und mit meinen Generalen berathen. Sie müssen ja ohnehin die Nacht hier bleiben, und morgen Vormittag werde ich Ihnen darüber Bestimmteres sagen.“

„Ich darf also,“ sagte Herr Regnier, „darauf rechnen, daß Eure Excellenz den Ideen, die ich vor Ihnen aus-

zusprechen die Ehre gehabt, Ihre Unterstützung gewähren werden und daß Sie auf Ihre Armee in dieser Beziehung mit Sicherheit rechnen können?“

„Ich nehme keinen Anstand,“ erwiederte der Marschall, „diese Frage zu bejahen, ich muß Ihnen indeß dabei bemerken, daß ich nur von der unter meinem Befehl stehenden Armee vor Metz sprechen kann. Die eigentliche Garnison von Metz steht unter dem Kommando des Kommandanten der Festung, General Coffinières. Er wird nach eigenem Entschluß und nach seiner eigenen Verantwortlichkeit handeln müssen. Was meine Armee betrifft, so betrachte ich dieselbe als das Palladium des Kaiserreichs, sie wird sich unvergänglichen Ruhm erwerben, wenn sie dazu beitragen kann, Frankreich einen möglichst ehrenvollen und möglichst vortheilhaften Frieden zu schaffen. Wenn eine große Nation wie Frankreich,“ fuhr er fort, „eine Nation, die an Ehren und Lorbeeren so reich ist, von einem ebenbürtigen Feind geschlagen wurde, so ist es ihrer allein würdig, dieß offen einzugestehen. Wir haben schwere Niederlagen erlitten, aber deßhalb sind wir wahrlich noch nicht gezwungen, das künftige Schicksal unseres Landes der Gnade einer Handvoll Abenteurer auszuliefern, — von Menschen ohne Treu und Glauben, welche das Unglück ihres Vaterlandes zu einer Sprosse auf der Leiter ihres persönlichen Ehrgeizes

machen wollen. Die Armee ist das Symbol der Treue, und sie wird treu zu Demjenigen stehen, der ihr ihre Fahnen gegeben und ihren Eidschwur empfangen hat. Dieß, mein Herr, können Sie Jedermann wiederholen, auf dieses Wort können Sie bauen. Uebrigens," fuhr er fort, indem er Herrn Regnier durchdringend ansah, „ist es meine Pflicht, dabei zugleich bestimmt auszusprechen, daß man sich im feindlichen Hauptquartier täuschen würde, wenn man auf die Nothwendigkeit einer schnellen Ergebung meiner Armee rechnete. Der Gesundheitszustand meiner Truppen ist vortrefflich, ich habe viele kleinere Ausfälle gemacht und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß es mir gelingen würde, die feindlichen Linien zu durchbrechen, wenn ich ein Drittel meiner Truppen opfern wollte —"

„Unnütz und ohne Erfolg opfern" — fiel Herr Regnier ein.

„Kein Sieg ist unnütz," erwiederte der Marschall, „und mag er die schwersten Opfer kosten. Aber," fuhr er fort, „wenn ich durch die Erhaltung meiner Armee zugleich die Ordnung und Sicherheit und die gesetzliche, durch den Willen des Volkes konstituirte Regierung in Frankreich erhalten kann, — dann allerdings ist es meine Pflicht, vor einem solchem Opfer zurückzuscheuen."

„Und würden Eure Excellenz," fragte Herr Regnier,

„geneigt sein, mir durch ein Wort, durch Ihre Unterschrift zu bestätigen, was ich soeben die Ehre gehabt zu vernehmen?“

„Ich habe kein Bedenken, zu bestätigen, was ich gesagt,“ erwiederte der Marschall, — „Sie haben mir aber keine Vollmacht vorgelegt, mein Herr, — in welcher Weise könnte ich —“

Herr Regnier reichte ihm die Photographie mit der Unterschrift des kaiserlichen Prinzen.

„Wenn Eure Excellenz,“ sagte er, „Ihren Namen neben den des Prinzen setzen wollten, damit ich dem Grafen Bismarck zeigen könnte, daß Sie mich zu Verhandlungen autorisirt haben.“

Der Marschall Bazaine nahm das Blatt, trat an seinen Schreibtisch und setzte mit einem raschen Federzug seinen Namen auf das Papier. Dann öffnete er die Thür seines Vorzimmers und rief den dort wartenden Adjutanten Samuel.

„Ist es möglich, diesem Herrn,“ fragte er, „der ermüdet und an die Unbequemlichkeiten des Kriegslebens nicht gewöhnt ist, ein gutes und bequemes Unterkommen für die Nacht zu schaffen?“

Der Adjutant Samuel sann einen Augenblick nach.

„Wir haben,“ sagte er, „das Haus des Grafen Villebois mit Rücksicht auf den leidenden Zustand seiner

Tochter fast ganz von Einquartierung frei gelassen, nur in dem Parterreraum liegen einige Verwundete. Der Graf wird aber gewiß bereit sein, diesen Herrn bei sich aufzunehmen und ihm in seinem Hause allen Comfort zu gewähren, der in einer belagerten Stadt möglich ist."

„So führen Sie ihn dorthin," sagte der Marschall, „und ersuchen Sie den Grafen in meinem Namen um seine Gastfreundschaft. Und Sie, mein Herr," sagte er, sich zu Herrn Regnier wendend, „ruhen Sie sich aus, Sie werden morgen Weiteres von mir hören."

Er drückte Herrn Regnier die Hand, und dieser verließ mit dem Major Samuel das Zimmer, um sich durch die schweigenden und dunklen Straßen der Stadt, welche nur von gleichmäßig einherschreitenden Patrouillen durchzogen wurden, nach einem großen, in der Nähe der Esplanade liegenden Hause zu begeben, dessen Thür auf den Schall der Glocke von einem alten Diener mit weißem Haar geöffnet wurde.

Siebentes Kapitel.

Es schien nicht, daß der späte Besuch des Offiziers vom Generalstab des Marschalls in Begleitung eines unbekannten Fremden einen besonders erfreulichen Eindruck auf den alten Diener machte, denn er betrachtete die Ankommenden mit einer Miene nicht eben freudigen Erstaunens. Er führte dieselben jedoch mit der in den guten, altfranzösischen Häusern heimischen ruhigen Höflichkeit die Treppe hinauf und nach kurzer Anmeldung in das Zimmer seines Herrn.

Der Graf von Villebois, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von hoher, schlanker Gestalt, war eine jener Erscheinungen, welche den Eindruck machen, als gehörten sie einer vergangenen Zeitepoche an und paßten nicht ganz in die Umgebung der Gegenwart. Dieses scharfe Gesicht mit den lebhaften Farben, dem kleinen, aufgedrehten Schnurrbart, den dunklen, blitzenden Augen und dem kurzen, fast ganz ergrauten Haar schien in seiner charak-

teristischen Eigenthümlichkeit zu einem Kostüm aus der Zeit Heinrich IV. oder Ludwig XIII. zu gehören und aus einem jener Bilder herabgestiegen zu sein, welche man in den Ahnensälen der alten Schlösser findet.

Das große Zimmer, in welches der Kommandant Samuel und Herr Regnier geführt wurden, schien darauf hinzudeuten, daß der Geschmack seines Bewohners mit seiner äußern Erscheinung im Einklang stände. Es war ein lang ausgedehnter Raum, mit dunklem Holz getäfelt, alte Bilder und Schnitzereien bedeckten die Wände. An silbernen Ketten hing eine schön gearbeitete Lampe von der Mitte der Decke herab über einen ungeheuren eichenen Schreibtisch, dessen Platte auf marmornen Löwenfüßen ruhte und der mit Büchern und Papieren aller Art bedeckt war.

Der Graf von Villebois, in einen weiten Hausrock von schwarzem Sammet gekleidet, der ebenfalls zu seiner Erscheinung und Umgebung paßte, hatte sich bei der Meldung seines Dieners aus einem tiefen Lehnstuhl erhoben und begrüßte den Eintretenden mit der feinsten Artigkeit eines vornehmen Weltmannes.

Er erklärte sich auf die von dem Kommandanten Samuel im Auftrag des Marschalls Bazaine ausgesprochene Bitte sogleich bereit, Herrn Regnier bei sich aufzunehmen, ertheilte seine Befehle zur Herrichtung eines Zimmers

für ihn und ersuchte dann Herrn Regnier, nachdem der Offizier sich entfernt hatte, mit ihm vor dem Feuer, welches im großen Kamin seines Zimmers brannte, Platz zu nehmen, um das kleine Souper zu erwarten, welches er unter entschuldigender Hinweisung auf die Beschränktheit der Vorräthe während des Belagerungszustandes bestellt hatte.

„Man hat mich," sagte er, als Herr Regnier ihm sein Bedauern aussprach, daß er als ein störender Gast in seine Häuslichkeit bringe, „man hat mich auf meine dringende Bitte mit militärischer Einquartierung so viel als möglich verschont — ich habe im Parterre meines Hauses mehrere Zimmer für Verwundete hergerichtet, welche die Ruhe nicht stören, deren ich dringend bedarf. Mein Sohn steht bei der Armee Mac Mahon's, — ich habe seit langer Zeit keine Nachricht von ihm, was mich in schmerzliche Unruhe versetzt, aber er erfüllt die Pflicht des Soldaten, diese erste Pflicht eines jeden Edelmanns gegen sein Land, die Pflicht, die so viele meiner Vorfahren erfüllt haben, und das tröstet mich und läßt mich in Ergebung erwarten, was die Vorsehung über ihn beschlossen. Der Grund aber für die besondere Ruhe, deren ich hier bedarf, ist die Gesundheit meines zweiten Kindes, meiner Tochter, welche, immer von zarter Konstitution, durch die so furchtbar erschütternden Ereignisse

der letzten Zeit in ihrem Nervenleben schwer angegriffen ist und tiefer Ruhe und sorgfältiger Pflege bedarf."

„Aber, mein Herr Graf," fiel Herr Regnier ein, „wenn Sie ein krankes Kind haben, so begreife ich nicht, daß Sie hier in Metz bleiben, wo Entbehrungen aller Art, das Getümmel und der Lärm des Krieges Sie umgeben und wo alle diese Leiden sich vielleicht immer mehr bis zur Unerträglichkeit steigern können. Man würde Ihnen doch gewiß erlauben, die Festung zu verlassen."

Der Graf Villebois kräuselte leicht seinen aufwärts gerichteten Schnurrbart zwischen den Fingern.

„Die Besitzungen meiner Familie," sagte er dann, „liegen in der Nähe von Metz, ich habe deßhalb nach dem Beispiel meiner Vorfahren meinen Wohnsitz hier, wenn ich nicht auf meinen Gütern bin. Ich bin hieher gekommen, als der Krieg begann, und man soll nicht sagen, daß ich einen Platz verlasse aus Furcht vor dem Feind meines Landes und vor den Gefahren, welche doch die übrigen Bewohner der Stadt ebenfalls mit den Truppen theilen müssen. Ich habe gewünscht, meine Tochter von hier zu entfernen, aber sie lehnt es ab, die Stadt zu verlassen, obgleich sie die Unruhe um das Schicksal ihres Bruders, an dem sie mit einer fast unnatürlichen krankhaften Liebe hängt, geistig und körperlich aufreibt, und bei ihrem etwas überreizten Zustand fürchte

ich, daß ein Drängen auf ihre Entfernung wider ihren Willen ihr gefährlicher werden könnte, als der Aufenthalt hier. So suche ich denn," fuhr der Graf fort, „das traurige Schicksal so gut als möglich zu ertragen, indem ich die Verwundeten und Kranken, so viel ich kann, unterstütze und indem ich mich in meine Studien vertiefe, die mich zu den großen Geistern der Vergangenheit und zu den Forschungen nach der ewigen Wahrheit führen, welche hoch über den Kämpfen und Leiden des irdischen Menschengeschlechts dasteht."

„Ich kann mich leider nicht," erwiederte Herr Regnier, „zu dieser philosophischen Ruhe erheben unter den furchtbaren Schlägen, welche Frankreich betroffen haben. Ich bin hieher gekommen, um eine Mission zu erfüllen, zu welcher eine mächtige Stimme in meinem Innern mich drängt und an welche ich alle meine Kraft zu setzen entschlossen bin, die Mission, Frankreich den Frieden wieder zu geben und ihm zugleich die kaiserliche Regierung zu erhalten, welche, wie ich überzeugt bin, allein im Stande ist, unserem Vaterland sichere Ordnung und dauernden, festen Wohlstand zu gewähren. Ich weiß nicht, ob Sie in dieser Beziehung mit mir übereinstimmen, Herr Graf?" fügte er in fragendem Ton hinzu.

„Mein Sohn," erwiederte der Graf von Villebois,

„gehört, wie ich die Ehre hatte Ihnen zu bemerken, zur kaiserlichen Armee."

„Sie sprechen," sagte Herr Regnier, „hier in Metz von einer kaiserlichen Armee, — im übrigen Frankreich kennt man eine solche nicht mehr. In Paris hat sich eine neue Regierung konstituirt, an deren Spitze Herr Gambetta, Jules Favre und sogar Rochefort stehen."

Traurig seufzte der Graf auf. „Ich habe etwas davon gehört," sagte er, „so abgeschlossen wie wir sind, so dringen doch zuweilen Nachrichten zu uns durch aufgefangene Zeitungen und auch durch jenes eigenthümliche Miasma, welches besonders geschaffen zu sein scheint, die Kunde großer Ereignisse durch die Luft fortzutragen. Ich sehe das für eine Krisis an, welche Frankreich in diesem Augenblick durchzumachen hat —"

„So glauben Sie also," rief Herr Regnier freudig, „an den Bestand und die Nothwendigkeit der kaiserlichen Regierung?"

Der Graf von Villebois blickte einige Sekunden in die züngelnden Flammen und sprach dann, indem er langsam den Blick zu Herrn Regnier erhob:

„Ich bin zu wenig unterrichtet, mein Herr, über das, was draußen vorgeht, um mir ein Urtheil darüber bilden zu können, ob die kaiserliche Regierung diese Krisis überdauern werde. Jedenfalls glaube ich nicht an den

Bestand einer Autorität der Herren Gambetta und Rochefort — solche Leute verstehen nicht zu regieren, sie stehen nicht auf dem Boden der Geschichte, sie haben keine Fühlung mit dem Volk und seinen Bedürfnissen. Derartige Regierungen gehen stets vorüber wie Aprilschauer in der Zeit des Uebergangs von einer Jahreszeit zur andern. Es gibt nur eine Macht, welche dauert und in ihren Grundelementen immer wiederkehrt, das ist der alte landsässige Adel einer Nation."

„So glauben Sie also," fragte Herr Regnier ganz erstaunt, „daß die legitime Monarchie der Bourbons aus der gegenwärtigen Krisis heraus wieder zur Herrschaft gelangen werde?"

„Das glaube ich nicht," erwiederte der Graf Villebois kopfschüttelnd, — „ich habe mich nicht klar ausgedrückt und Veranlassung zu einem Mißverständniß gegeben, indem ich sagte, daß ich den landsässigen Adel für ein unzerstörbares und immer wiederkehrendes Element sicherer Herrschaft und fester Ordnung halte. Ich habe nicht damit diese oder jene Monarchie gemeint: der Adel, der im Volk wurzelt, der den Grund und Boden des Landes, die Quelle seines Reichthums und seiner Stellung seit Jahrhunderten in seinen Händen hält, hat allein das tiefgehende und instinktmäßige Verständniß für die wahren Interessen der Nation und die wahren Bedürfnisse des

Volks; — zu ihm wird, unter welcher Regierungsform es auch immer sei, die Herrschaft früher oder später zurückkehren, zu ihm wird das Vertrauen des Volks sich wenden, denn das Volk fühlt ebenfalls instinktmäßig, daß sein Wohl und Wehe, seine Größe, sein Ruhm und sein Wohlstand mit dem seines alten Adels identisch ist."

„Aber," sagte Herr Regnier, „der alte Adel Frankreichs ist ja seit langer Zeit fast ganz aus unserer Geschichte verschwunden. Er sitzt zurückgezogen im Faubourg St. Germain — und kümmert sich wenig um Alles, was in unserem Land und mit unserem Land geschieht," fügte er mit einer gewissen Bitterkeit hinzu.

„Ich bitte um Verzeihung," erwiederte der Graf von Villebois ruhig, „wenn ich Ihnen darin nicht ganz Recht geben kann. Es sind viele Familien des alten Adels in den Dienst des Kaiserreichs getreten, wie zum Beispiel der Herzog von Gramont —"

„Der Frankreich in diesen unglückseligen, verderblichen Krieg stürzte —" rief Herr Regnier.

„Und der dabei doch nur," fiel der Graf von Villebois ein, „dem Willen und dem Gefühl der ganzen Nation Ausdruck gab, wie das der alte Adel stets im Bösen wie im Guten gethan hat. Doch," fuhr er fort, „abgesehen von den einzelnen Namen, welche im unmittelbaren Dienst des Kaiserreichs standen, — glauben Sie,

mein Herr, daß der Kaiser Napoleon sich jemals hätte auf den Thron heben oder sich auf demselben erhalten können, wenn überall in Frankreich der landsässige, historische Adel ihm ernstlich widerstanden hätte? Der alte, im Volk wurzelnde Adel hat durch seinen Einfluß die Plebiszite möglich gemacht, trotz aller Deklamationen der Advokaten und Kammerredner, und hätte er es nicht gethan, so hätten weder die Bauern für den Kaiser gestimmt, noch hätte sich die Armee für ihn geschlagen."

Herr Regnier blickte ganz erstaunt auf diesen Mann, welcher so ruhig und bestimmt, mit voller, fester und klarer Sicherheit Sätze aufstellte, die in den politischen Anschauungen unserer Tage nirgends mehr Platz finden.

„Aber," sagte er, „ich kann nur wiederholen, Herr Graf, daß das ganze Faubourg St. Germain, das doch den alten Adel, den Sie im Sinn haben, repräsentirt, sich in kalter und feindlicher Abgeschlossenheit von der kaiserlichen Regierung zurückgehalten hat."

„In abgeschlossener Zurückhaltung — ja —" erwiederte der Graf, „nicht in feindlicher. Denn wäre dieß der Fall gewesen, so hätte, wie ich schon zu bemerken mir erlaubte, nach meiner Ueberzeugung die kaiserliche Regierung nicht bestehen können. Aber auch diese Zurückhaltung, mein Herr, war nach meiner Ueberzeugung ein Fehler. Der alte Adel darf sich nicht von den öffent-

lichen Angelegenheiten zurückhalten, denn seine Dienste und seine Thätigkeit gehören dem Land, das ewig bleibt, nicht der einen oder der andern der Regierungsformen, welche kommen und nach längerem oder kürzerem Bestehen wieder vergehen, — wie sie ja in der Geschichte Frankreichs schon so oft gekommen und vergangen sind. Ich habe es nie begriffen, warum so viele unserer alten Familien sich mit Eigensinn an die Erinnerungen der bourbonischen Monarchie klammern und diese Erinnerungen zu einem geheiligten und unantastbaren Prinzip erheben. Waren nicht vor den Bourbons die Valois, vor den Valois die Capetinger und Karolinger, welche wieder die merowingischen Herrscher vom Thron gestoßen haben? Alle diese einzelnen Familien, denen Glück und Verdienst die Krone gegeben, haben kein älteres, kein heiligeres Anrecht an die Herrschaft, als alle anderen Familien des angesessenen Adels, welche mit dem Schicksal ihres Landes Eins sind. Die bourbonische Monarchie, mein Herr, ist nach meiner Ueberzeugung unwiderruflich vergangen, sie ist eine Erinnerung, eine auch für mich ehrwürdige Erinnerung, aber sie ist kein Prinzip. Mein Prinzip ist allein Frankreich, und Dem, der Frankreich würdig und kraftvoll repräsentirt, gehören meine Ergebenheit und meine Dienste. — Ich glaube nicht,“ fuhr er fort, „an die Möglichkeit einer Dauer großer Republiken.

Könnte eine solche Möglichkeit aber eintreten, warum sollte Frankreich nicht als Republik groß, mächtig und blühend sein? Nur müßte dann freilich diese Republik nicht von Herrn Gambetta und Rochefort, sondern von dem alten Adel des Landes regiert sein. Jene Herren sind Individuen, die entstehen und vergehen, und keine innere Beziehung zur Nation, zum Land haben. Der alte Adel aber ist die Vertretung einer Rasse und diese Rasse ist wieder die Inkarnation des wahren Volksgeistes. Sie sehen also," fuhr er lächelnd fort, „daß ich kein Gegner des Kaiserreichs bin, daß ich aber die napoleonische Tradition in der historischen Entwicklung Frankreichs ebensowenig für ein unantastbares Prinzip halten kann, wie diejenige des bourbonischen Königthums. Vielleicht," sagte er sinnend, „ist das Kaiserreich für uns heute eine Nothwendigkeit und wird es so lange bleiben, als es versteht, Frankreich in sich zu verkörpern, wie dieß Ludwig XIV., Franz I. und alle großen Vertreter der vergangenen Dynastieen verstanden."

Herr Regnier schüttelte schweigend den Kopf. Er schien diese Auffassung nicht recht zu begreifen, aber auch einen Grund gegen dieselbe nicht zu finden oder sie nicht diskutiren zu wollen.

Die Thür des Zimmers wurde geöffnet, und unter Vortritt des alten Dieners trugen zwei Lakaien einen

bereits servirten Tisch mit drei Couverts herein, den sie in die Nähe des Kamins stellten.

„Ich biete Ihnen, mein Herr,“ sagte der Graf von Villebois, „was wir hier in der belagerten Festung haben können. Ich kann Ihnen keine Probe von dem jetzt hier so viel konsumirten Pferdefleisch geben. Ich habe mich noch nicht dazu entschließen können, zu diesem Nahrungsmittel zu greifen —“

„Ich muß gestehen,“ fiel Herr Regnier ein, „daß ich auch einen starken Widerwillen dagegen haben würde.“

„Es ist nicht das,“ erwiederte der Graf von Villebois, „das Pferd wird nicht anders ernährt, als die übrigen Gras und Kräuter fressenden Thiere und könnte mir deßhalb keinen Widerwillen erregen. Aber es ist ein zu edles Geschöpf, es ist der Gefährte des Menschen in der Arbeit, im Vergnügen und im Kampf; dieses Thier zu essen würde mir, ich muß es gestehen, ein wenig kannibalisch vorkommen; — solange meine Vorräthe reichen, werde ich mich davon fern halten. Jetzt bin ich noch auf einige Zeit versehen, da ich vor dem Beginn der Einschließung darauf Bedacht genommen habe, mich zu verproviantiren.“

In der That konnte das kleine Souper, welches man in das Zimmer getragen, Herrn Regnier den Zustand der Belagerten noch nicht in gar zu trostlosem Licht er=

scheinen lassen. Es bestand aus Terrinen von Straßburg und Nérac, aus komprimirtem Gemüse und aus Bouillon von jenen kondensirten Fleischkugeln, zu denen der große deutsche Gelehrte die Idee und die australischen Rinderheerden ihr Fleisch hergegeben haben.

Nach einigen Augenblicken trat eine junge Dame in schwarzer Toilette, von schlanker, fast gebrechlich zarter Gestalt, in das Zimmer. Die Farbe ihres reichen Haares glänzte in jenem eigenthümlichen, tiefdunklen Kastanienbraun, welches wie ein leichter goldener Hauch über einem schwarzen Untergrund erscheint. Die großen, mandelförmig geschnittenen Augen hatten die so seltene, eigenthümlich anziehende rehbraune Farbe, die Züge des Gesichts waren vom edelsten Schnitt, und die junge Dame wäre von vollendeter Schönheit gewesen, wenn nicht ein Ausdruck von tiefer Kränklichkeit auf ihrem Gesicht gelegen hätte, vermischt mit einem Zug abstoßenden, höhnischen Hochmuths, der ihren feinen Mund entstellte.

„Ich habe die Ehre, Dir Herrn Regnier vorzustellen, meine Tochter," sagte der Graf von Villebois mit ausgezeichnetster Höflichkeit, „der uns die Freude macht, bis morgen unsere Gastfreundschaft anzunehmen."

Fräulein Hortense von Villebois streifte Herrn Regnier mit einem schnellen Blick, der nicht gleichgültiger

hätte sein können, wenn er auf einen Stuhl oder irgend ein anderes Möbel des Zimmers gefallen wäre. Die Neigung ihres Kopfes, mit welcher sie die tiefe Verbeugung des Herrn Regnier erwiederte, war kaum zu bemerken und hätte ebenso gut eine unwillkürlich zufällige Bewegung, als ein Gruß sein können, und als Herr Regnier einige Worte des Bedauerns darüber an sie richtete, daß eine junge Dame von zarter Gesundheit gezwungen sei, die Entbehrungen und Leiden einer Belagerung durchzumachen, erwiederte sie mit kurzem Ton:

„Es ist in der That recht unangenehm und langweilig, aber es muß durchgemacht werden."

Und ohne Herrn Regnier auch nur anzusehen oder den Kopf nach ihm zu wenden, nahm sie vor dem Couvert in der Mitte des Tisches Platz, während der Graf und Herr Regnier, der ganz erstaunt war über diese mit der feinen Höflichkeit des Hausherrn so wenig übereinstimmende Behandlung, an ihrer Seite Platz nahmen.

„Es ist der eigene Wille meiner Tochter," sagte der Graf, indem er forschend und unruhig in das Gesicht des Fräulein Hortense blickte, auf welchem tiefe Blässe und schnell vorüberfliegende Röthe mit einander wechselten, — „es ist der eigene Wille meiner Tochter, hier zu bleiben, ich bin überzeugt, daß man ihrer Entfernung durch die Vorposten kein Hinderniß in den Weg legen

und ihr gewiß gern erlauben würde, sich auf das Schloß einer Cousine von mir hinter der Loire zu begeben, wo sie mehr Ruhe und Pflege finden würde als hier, und vielleicht auch Nachforschungen nach meinem Sohn anstellen könnte, dessen Schicksal sie und mich so sehr bekümmert. Herr Regnier ist gewiß derselben Ansicht —"

Das Gesicht der jungen Dame färbte sich bei den letzten Worten ihres Vaters mit einer dunklen Purpurröthe, und mit blitzenden Augen erwiederte sie:

„Die Ansicht dieses Herrn über meine Handlung und über das, was möglich und richtig wäre, kann mich nicht bestimmen. Mein Entschluß ist gefaßt, mein Platz ist hier an Deiner Seite, mein Vater, und meinen armen Bruder," fügte sie, schnell wieder erbleichend, hinzu, „würde ich dort hinter der Loire doch nicht finden, er ist gewiß nicht dort, wo man vor dem Feind sicher ist."

Herr Regnier blickte bei diesen, in fast beleidigendem, hartem und feindlichem Ton gesprochenen Worten ganz verwundert den Grafen an, der ihn mit einem Wink seiner Augen und einem leichten Achselzucken zu bitten schien, das Betragen seiner Tochter zu verzeihen.

Fräulein Hortense ergriff die Krystallkaraffe, in welcher der dunkelrothe Wein von Bordeaux funkelte, und füllte das Glas ihres Vaters. Dann färbte sie durch einige Tropfen das klare Wasser in einem großen, vor

ihr stehenden Krystallkelch mit einem leichten, röthlichen Schimmer und winkte darauf den im Hintergrund des Zimmers stehenden alten Diener herbei, um Herrn Regnier einzuschenken.

In gedrückter Stimmung, fast schweigend, verlief das Souper. Die junge Dame aß nur wenige Bissen und benetzte kaum ihre Lippen. Nach einer Viertelstunde erhob sie sich, bot ihrem Vater mit kindlicher Ehrerbietung ihre Wange zum Kuß, neigte, ohne die Augen aufzuschlagen, den Kopf ein wenig nach der Seite des Herrn Regnier hin und verließ das Zimmer.

„Ich bitte Sie, mein Herr," sagte der Graf von Villebois, „das eigenthümliche, abstoßende und verschlossene Betragen meiner Tochter nicht übel zu nehmen. Sie ist leidend, ihr Nervensystem ist in hohem Grad abgespannt, und seit wir hier eingeschlossen und ohne Nachricht von meinem Sohn geblieben sind, hat sich ihrer eine menschenfeindliche Stimmung bemächtigt, welche ich durch keine Bitten und Vorstellungen überwinden kann. Sie spricht fast nichts, bleibt in sich zurückgezogen und hat," fügte er seufzend hinzu, „zuweilen Anfälle eines starrkrampfähnlichen, magnetischen Schlafs, während dessen sie in einzelnen mühsam hervorgestoßenen und unzusammenhängenden Worten von ihrem Bruder spricht, dessen Bild ihr in ihren Träumen vorzuschweben scheint, dabei ver-

weigert sie auf das Bestimmteste, Metz zu verlassen, und so oft ich in sie dringe, geräth sie in einen Zustand heftiger Gereiztheit.“

Herr Regnier verneigte sich schweigend und führte das Gespräch auf andere Gegenstände.

Der Graf von Villebois vermied es mit zarter Rücksicht, auf den Zweck der Anwesenheit seines Gastes in Metz zurückzukommen, und entwickelte in zwangloser, leichter und freier Unterhaltung einen so reich gebildeten Geist und so viele mannigfaltige Kenntnisse, daß fast eine Stunde unmerklich verflogen war, als Herr Regnier sich erhob und um die Erlaubniß bat, sich zurückzuziehen, um seinen Wirth nicht länger zu stören und seine eigenen Kräfte für den folgenden Tag wieder zu sammeln.

Der Graf bewegte die Glocke und befahl dem alten Kammerdiener, Herrn Regnier nach dem für ihn bereiteten Zimmer zu führen. Er begleitete seinen Gast bis zur Thür und verabschiedete sich mit einem herzlichen Wunsch für dessen ruhige Nacht, als schnell die Thür des Zimmers von außen sich öffnete und unmittelbar vor dem Grafen und Herrn Regnier auf der Schwelle Fräulein Hortense von Villebois erschien.

Die junge Dame trug ein schneeweißes Nachtgewand von feinem Batist, in welchem ihre Gestalt noch zarter und ätherischer erschien, als vorher in der dunklen Toi-

lette. Die Flechten ihres schönen braunen Haares hatten sich gelöst und hingen über die von dichten Spitzen umhüllten Schultern herab. Ihre Augen standen groß offen und leuchteten in einem wundersamen Glanz, der fast fühlbare Strahlen auszuströmen schien, ihre Züge waren belebt durch eine Art geistigen Lichts, — aber in ihrem ganzen Gesicht war nichts mehr von jenem kalten, verletzenden Hochmuth, von jener abwehrenden Gleichgültigkeit, deren Ausdruck vorher so unangenehm berührt hatte, — — stille Ruhe, fast demüthige Sanftmuth lag in ihrem Blick und in dem Lächeln ihres sonst so strengen und schmerzhaft verzogenen Mundes.

Sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und streckte die Hand gegen den Grafen und Herrn Regnier aus, als wolle sie dieselben zurückhalten. Die beiden Herren blickten ganz bestürzt auf die so unerwartete und so außergewöhnliche Erscheinung dieses jungen Mädchens im Nachtgewand, mit den so vollständig veränderten Zügen, — der alte Diener hob den silbernen Armleuchter, den er in der Hand hielt, um Herrn Regnier nach seinem Zimmer zu geleiten, hoch empor und sah die Tochter seines Herrn so erschrocken an, als wäre ein Gespenst vor ihm erschienen, und im Vorzimmer stand, mit allen Zeichen höchster Angst und Unruhe, eine Kammerfrau, welche ihrer Herrin gefolgt war.

„Bleibe hier, mein Vater," sagte das junge Mädchen mit einer sanften, weichen, demüthig bittenden Stimme, — „und Sie, mein Herr," fuhr sie fort, sich zu Herrn Regnier wendend, „bleiben Sie — Hortense muß sprechen, — sie dankt Gott, daß sie es kann, daß der finstere Bann, der auf ihrem Herzen und ihrer Zunge lag, gelöst ist, — ihr Blick ist klar und frei geworden, — sie kann schauen weithin in den Raum und die Zeit, und sie kann die Worte finden, um ihren Gedanken Ausdruck zu geben."

Der Graf von Villebois schien durch den sanften und freundlichen Ton seiner Tochter ein wenig beruhigt, — er winkte mit der Hand, — der alte Diener verließ das Zimmer — auch Herr Regnier wollte sich zurückziehen — da rief Fräulein von Villebois schnell mit beinahe ängstlicher Stimme:

„Bleiben Sie, mein Herr, — Hortense hat mit Ihnen zu sprechen, — Sie sind hieher gesendet zu ihrer Rettung und ihrem Heil, Sie werden sie aus Metz führen, — sie wird ihren Bruder sehen, — sie wird ihn retten, — und dann — dann — wird sie der Zukunft entgegengehen, die Gott ihr bestimmt hat."

Eine dunkle Röthe überzog das Gesicht des jungen Mädchens, in lieblicher Verwirrung schlug sie die Augen nieder und ein glückliches, verklärtes Lächeln spielte um ihren Mund.

Der Graf von Villebois zog einen Sessel heran, Fräulein Hortense wies denselben mit einer schnellen Bewegung der Hand zurück, trat mitten in das Zimmer, und in dem vollen Licht der Ampel, das von oben auf sie herabfiel, stand sie in feenhafter, fast überirdischer Schönheit da. Sie legte ihre schlanken Hände, die fast ebenso weiß waren wie das Spitzengewand, das sie umgab, über der Brust zusammen, richtete ihre großen, glänzenden Augen auf ihren Vater und sprach mit einer Stimme, die weich und melodisch aus den fast unbeweglichen Lippen hervordrang:

„Hortense ist glücklich, — der Schleier, der ihren innern Blick verdunkelte, ist von ihr genommen, ihre Angst und Beklemmung ist gewichen, — sie hat ihren Bruder Charles gesehen, — er lebt, — er ist verwundet, aber nicht schwer, — er ist krank, sehr krank, — er liegt mit anderen gefangenen Verwundeten, die man nicht weiter hat transportiren können, in einem kleinen Hause eines Dorfes, zwei Meilen nördlich von Metz, — dieß Dorf heißt Barlon und liegt ganz in der Nähe des Schlosses von Villebois —“

„Meines Schlosses, — des alten Stammsitzes meiner Familie!“ rief der Graf erstaunt, — „in der That,“ sagte er zu Herrn Regnier, — „ich erinnere mich, daß es dort ein kleines Dorf Barlon gibt, — es gehört

nicht zu meinen Besitzungen, liegt aber hart an der Grenze."

„Hortense wird ihren Bruder nach dem Schloß von Villebois führen," sprach das junge Mädchen in demselben Ton und mit demselben verklärten Lächeln weiter, — „dort wird sie für viele Verwundete ein Asyl schaffen, sie wird ihren Bruder retten und mit ihm viele andere Brüder und Söhne trauernder Frauen, — dort," sagte sie, abermals erröthend und die Augen niederschlagend, — „dort wird sie auch ihr Glück und ihre Zukunft finden."

„Wenn Du Dich entschlossen hast, Metz zu verlassen, meine Tochter," sprach der Graf, „so möchte es jetzt vielleicht besser sein, daß ich den Versuch mache, Dich zu begleiten —"

„Nein," rief Fräulein von Villebois lebhaft, — „nein, — Du würdest Schwierigkeiten finden, — auch gegen Deine Ueberzeugung handeln, — nein, Hortense wird allein gehen, — sie muß allein gehen, denn so will es die Bestimmung der Vorsehung, — Herr Regnier wird sie geleiten," fuhr sie immer schneller sprechend fort, — „er wird morgen die Festung mit mehreren Aerzten verlassen, — Hortense wird ihn begleiten in dem Gewand einer Krankenpflegerin der barmherzigen Schwestern, — sie wird dieß Gewand nicht mit Unrecht tragen,

nicht als eine bloße Verkleidung, denn sie wird sich dem Beruf der Pflege der Verwundeten mit aller Kraft und aller Liebe widmen, — das rothe Kreuz wird ihr Heil und Glück bringen!"

„Aber, meine Tochter," sagte der Graf kopfschüttelnd, — „auf diese Weise — allein — unter feindlichen Armeen, — Herr Regnier wird sich nicht weiter um Dich kümmern können, — er muß seine Geschäfte verfolgen —"

„Wenn man sie hier zurückhält," rief Fräulein Hortense, indem ein Ausdruck unsäglicher Angst auf ihrem Gesicht erschien, — „so wird sie sterben! — Verzeihen Sie," sprach sie dann, indem sie einen Schritt näher zu Herrn Regnier trat, — „verzeihen Sie der Kranken ihre Unart, — sie hat viel zu leiden gehabt, sie wird auch morgen wieder in ihre Unart verfallen, wenn sie zu ihrem gewöhnlichen Leben wieder erwacht, — aber nehmen Sie sie mit sich — führen Sie sie ihrer Heilung, ihrem Glück entgegen, — sie wird Ihnen gehorchen, wenn Sie mit festem Willen zu ihr sprechen, — Sie werden nicht lange für sie zu sorgen haben, bald wird sie die ihr bestimmte Führung finden, und Sie, mein Herr," fuhr sie mit tiefem Ernst fort, indem ihre Augen sich noch größer öffneten und in weite Fernen zu schauen schienen, — „Sie werden Ihren Weg verfolgen."

„Und wohin wird dieser Weg mich führen?" fragte

Herr Regnier zusammenschauernd unter dem so starren und doch von so fremdartigem, tief innerlichem Leben erfüllten Blick des jungen Mädchens.

„Sie gehen über das Meer,“ sagte Fräulein Hortense, — „ein großes Gebäude wankt und kracht in seinen Fugen, — seine Säulen neigen sich, — seine goldnen Kuppeln erbeben, — woher nehmen Sie den Muth, diesem Zusammensturz sich entgegenstellen zu wollen? — Sie werden den Bau, den der Blitz des Himmels getroffen, nicht halten, — die Säulen brechen, — die Kuppeln stürzen — und aus den versinkenden Mauern schlagen die Flammen auf, — der Himmel verhüllt sich, — die Hölle ist heraufgestiegen, — ihre wildesten Dämonen regen die Flügel über Schutt und Asche, über verkohlten Leichen auf blutgetränkter Erde. — Armes Frankreich,“ sagte sie leise, die Hand abwehrend gegen das Bild ausstreckend, das ihre Augen zu sehen schienen, „armes Frankreich, — denn Frankreich ist der herrliche, stolze Bau, der in Blut und Flammen dort zusammenstürzt, — Frankreich, das Hortense ihr Vaterland nannte, — und das sie bald verlassen wird,“ fügte sie in kaum verständlichem Flüstern hinzu.

„Mein Gott,“ rief Herr Regnier, „sollte es möglich sein, — sollte sich wirklich die Zukunft dem menschlichen Blick entschleiern können? — Sollte dieß das Bild der Zukunft sein?“

Der Graf von Villebois sah düster und traurig auf seine Tochter hin, deren Blicke immer heller glänzten und sich immer schärfer auf ein vor ihr stehendes Bild zu konzentriren schienen.

„Trauern Sie nicht, mein Herr," sprach sie, — „die Buße muß vollzogen werden, Diejenigen, an welche Sie denken, können Frankreich nicht retten, denn Schuld, blutige Schuld liegt auf ihnen, — und sie müssen diese Schuld sühnen, — harte Kämpfe, — schwere, reinigende Arbeit wird folgen, — aber Frankreich sinkt nicht für immer, eine reine Hand nur kann es retten, und diese Hand wird es retten, — die Hand eines Kindes, heute noch eines Kindes, das keinen Theil hat an der Schuld der Vergangenheit, — keinen Theil an dem Blut, dessen unauslöschliche Flecken an dem Lilienschild haften und das von den Fängen des Adlers trieft, — eines Kindes, das lernen wird und vergessen, — und das einst mit der Fahne des Friedens und der Versöhnung zu dem schwer geprüften Volk zurückkehren wird."

Sie sah noch einige Augenblicke schweigend in das Leere, — dann senkten sich ihre Augen, — ein leichtes Zittern lief durch ihre Gestalt.

„Und dieß Kind?" fragte Herr Regnier in athemloser Spannung.

„Das Bild verschwindet," sagte Fräulein Hortense

leise, — „ihr Geist zieht sich zurück in seine irdische Beschränkung, — sie sieht nicht mehr, — der Schlaf zieht seinen Schleier um ihr Haupt, — vergeßt nicht, sie hinauszusenden, — befolgt ihre Worte, — ihr Leben hängt daran —“

Ihre Worte erstarben, — sie schwankte, — der Graf eilte zu ihr hin und fing sie in seinen Armen auf.

Sanft ließ er sie auf einen Sessel nieder, — schwer sank ihr Haupt auf seinen Arm, — sie athmete tief in festem, ruhigem Schlaf.

„Welch' ein wunderbarer Anfall!“ rief der Graf in angstvollem Ton, — „in solcher Ueberreizung habe ich sie noch nie gesehen, — doch ihr Herz schlägt ruhig, — ihr Athem ist regelmäßig —“

„Es ist ein Somnambulezustand,“ sagte Herr Regnier, noch ganz bewegt von dem Eindruck der sonderbaren Szene, — „man hat manche Beispiele, daß in solchem Zustand der geistige Blick weit hinausschaut über die Grenzen, die uns sonst einschließen.“

Er trat an den Kamin und blickte in tiefem Sinnen in die erlöschenden Flammen, während der Graf den alten Diener rief und mit demselben seine Tochter auf dem Sessel in ihr Schlafzimmer trug, wo die erschrockene Kammerfrau sie zu Bett brachte, ohne daß sie aus dem tiefen und ruhigen Schlaf erwachte, in den sie versunken war.

Der Graf blieb ernst und tiefbewegt am Bett seiner Tochter sitzen, — Herr Regnier wurde in sein Zimmer geführt und in seine unruhigen Träume hinein tönten die Worte des jungen Mädchens: „nur eine reine Hand kann Frankreich retten!“

Achtes Kapitel.

Vor dem Eingang des Schlosses von Corny stand eine Gruppe von jungen Offizieren verschiedener Waffen in lebhaftem Gespräch zusammen.

Es waren Nachrichten von den Ausfällen der pariser Besatzung, von Gefechten, welche unter den Wällen der befestigten Riesenstadt stattgefunden hatten, hieher gedrungen und allgemein war die Spannung, mit der man den nächsten Ereignissen entgegensah.

Die ganze augenblickliche Lage beruhte auf drei festen Plätzen, Paris, Metz und Straßburg. Während bisher die ganze Aktion in offenen Schlachten im freien Feld bestanden hatte, kam es jetzt darauf an, mit zäher Beharrlichkeit diese drei Belagerungen durchzuführen und zum guten Ende zu bringen, wenn nicht die bisher erzielten Erfolge wieder in Frage gestellt werden sollten. Gelang es den Feinden, namentlich bei Paris und bei Metz, auf irgend einem Punkt den eisernen Ring zu

durchbrechen, der sie einschloß, so wurde die Lage der deutschen Armee bei dem Hereinbrechen des Winters und bei der schon jetzt zuweilen hervortretenden Schwierigkeit, die Verpflegungsmittel von Deutschland heranzuziehen, eine sehr bedenkliche, und deßhalb fühlten Offiziere und Mannschaften die Nothwendigkeit, auch in dieser neuen Art der Kriegführung mit der höchsten Aufopferung ihre Pflicht zu thun, um den vollen Preis der bisherigen Siege zu erringen.

„Man sollte wahrlich denken," rief ein junger Ulanen-offizier, „daß der Krieg zu Ende wäre, wenn man eine Reihe großer Schlachten gewonnen und den feindlichen Kaiser gefangen genommen hat, und nun fängt die Geschichte erst recht an, wir liegen hier vor den langweiligen Wällen, wo für eine ordentliche Kavallerie gar nichts zu thun ist, und man muß in steter Besorgniß sein, hinter einem Busch hervor von einem hinterlistigen Franktireur erschossen zu werden, was doch wahrhaftig die nichtswürdigste Todesart ist, die sich ein ordentlicher Soldat nur denken kann. Wahrhaftig," rief er, den Säbel aus der Scheide ziehend und klirrend wieder niederstoßend, „wenn wir dieß Paris erst wieder haben, müßte man ein Beispiel statuiren und diese übermüthige Stadt, die sich herausnimmt, auf eigene Hand den Krieg weiter führen zu wollen, der Erde gleich machen."

„Dagegen würde ich nichts erinnern,“ erwiederte ein Artillerieoffizier mit einem langen Vollbart, „und ich würde mit besonderem Vergnügen aus meinem Geschütz einige glühende Kugeln in dieß Babylon werfen, das sie jetzt ihr heiliges Paris nennen, als ob diese Stadt, von der jederzeit der meiste Unfug in der Welt ausgegangen ist, etwas Anderes wäre, als alle anderen Städte. Was übrigens die jetzige Kriegführung betrifft,“ fuhr er lächelnd fort, „so wird die leichte Kavallerie bei derselben nicht überflüssig sein. Sie haben angefangen, ein neues Luftkorps zu arrangiren, gestern ist schon ein solcher Ballon abgefaßt worden. Es wird ein Feld sein, auf welchem sich die Schnelligkeit und Allgegenwart der Ulanen im schönsten Licht zeigen kann.“

„Das wird besorgt werden,“ sagte der Ulanenoffizier kaltblütig, — „ein richtiger leichter Kavallerist ist auf alle Elemente zugeritten, — ich habe auf der Schule schon in der Mythologie gelernt, daß Kastor und Pollux die Harpyen einfingen, die auch durch die Luft herangeflogen kamen, — und Kastor und Pollux waren altgriechische leichte Kavalleristen, wie man deutlich aus ihren Bildern sehen kann, — wenn sie also die Harpyen fingen und hatten nicht einmal Lanzen dazu, — warum sollten wir nicht die Luftballons fangen?“

Er drehte den kleinen, zierlichen Schnurrbart und

blickte forschend zum Himmel auf, als bedürfte es nur der Erscheinung eines feindlichen Ballons, um die Ueberlegenheit eines preußischen Ulanen über die leichtberittenen Dioskuren thatsächlich zu beweisen.

„Es ist wieder ein großer Zug mit Liebesgaben angekommen," bemerkte ein Infanterieoffizier, — „es ist in der That sehr hübsch, daß unsere Landsleute dort hinten an uns denken, zuweilen beginnt es hier doch knapp zu werden und da thun die Sendungen von Hause recht wohl, namentlich die wollenen Decken, — wenn man nur die Cigarren nicht rauchen sollte —"

„Ich habe neulich eine Liebescigarre geraucht," rief der Ulanenoffizier, — „und sie hat mir vortrefflich geschmeckt, es war freilich ein toller Sturm und der einzige trockene Fleck war der Sattel, auf dem man saß, — da haben es die Herren Johanniter besser," sagte er, indem er sich zu einem schlanken jungen Mann wendete, der die Johanniteruniform mit einer gewissen leichten Eleganz trug und grüßend zu der Gruppe der Offiziere trat, — „bei Ihnen ist Küche und Keller immer gefüllt und in Ihren Etuis stecken keine Liebescigarren, — nicht wahr, Baron Rantow?"

Der Baron von Rantow war etwa dreiundzwanzig Jahre alt, sein hübsches, ungemein vornehmes Gesicht war von frischer Farbe, seine hellen, klaren Augen blickten

etwas hochmüthig und selbstbewußt von oben herab, und dieser stolze, gleichgültige Blick hätte abstoßend berühren können, wenn nicht ein wohlwollend gutmüthiges und freundliches Lächeln, das auf seinen Lippen lag, dem Ausdruck seines Gesichts etwas Sympathisches gegeben hätte. Ein leicht gekräuselter, kurzer, blonder Vollbart verlieh diesem etwas weichen, fast weiblichen Gesicht den Charakter der Männlichkeit und machte den jungen Johanniter zu einem wirklich schönen Mann.

„Nun, Herr von Waldenberg," sagte der Baron von Rantow, auf die Bemerkung des Ulanenoffiziers erwiedernd, — „so vortrefflich, wie Sie glauben, ist es mit unserer materiellen Existenz nicht bestellt, wenn wir auch allerdings wohl weniger Entbehrungen zu tragen haben, als die Herren Offiziere, — dafür aber," fuhr er mit ernstem Ton fort, — „dafür haben wir auch täglich die Kehrseite des Krieges vor Augen, — die schweren Leiden der armen Kranken und Verwundeten, die den frischen, fröhlichen Krieg mit langen Qualen, oft mit gebrochener Existenz bezahlen, — o — ich versichere Sie, meine Herren, — mir wäre oft wohl, wenn ich mit Ihnen hinausziehen könnte in den Kampf und die Entbehrung, statt Zeuge all' des Jammers und Leidens zu sein, das sich hier vor unseren Augen abrollt —"

„Und das zu lindern wahrlich ein schöner Beruf ist!"

rief der Artillerieoffizier, indem er Herrn von Rantow's Hand ergriff und sie kräftig drückte.

Der junge Johanniter zog eine große Cigarrentasche von englischem Lederfabrikat hervor und sprach scherzend zu dem Ulanenoffizier, der ganz ernst geworden war:

„In diesem Punkt, Herr von Waldenberg, bin ich allerdings gut versehen und ich bitte Sie, meinen Vorrath etwas zu erleichtern.“

Er präsentirte seine Tasche ihm und den anderen Herren, welche dankend die vortrefflichen Havannahcigarren annahmen und bald freudig deren duftige Rauchwolken in die klare Morgenluft aufsteigen ließen.

„Da kommt ein ausgezeichneter Berliner,“ rief der Ulanenoffizier, indem er nach der Thür des Schloßhofes hinblickte, — „ein vortrefflicher Herr, der einen großen Zug Liebesgaben hierher gebracht hat, — er ladet jeden Offizier, dem er begegnet, zum Diner ein, — in Berlin natürlich, — was ein wenig weitaussehend ist —“

„Und ein merkwürdiges Exemplar von Schlachtenbummler hat er mitgebracht,“ fiel der Artillerieoffizier ein, — „einen Berichterstatter, der aber nicht, wie seine übrigen Kollegen, hinausgeht zu den Vorposten oder wo geschossen und gefochten wird, sondern der hier überall herumläuft und nach allen möglichen und unmöglichen Dingen fragt, — da sind sie —“

Der Baron von Rantow hatte sich langsam nach der Richtung des Schlosses hingewendet, — er sah den Kommerzienrath Cohnheim und den Redakteur Meierfeld herankommen, — eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht, er machte, wie unwillkürlich, eine schnelle Bewegung, als wolle er sich abwenden, — aber schon war der kleine Kommerzienrath mit schnellen, eiligen Schritten dicht neben der Gruppe; langsam folgte ihm der Redakteur Meierfeld, der sich ein wenig erholt und ein wenig Toilette gemacht hatte, obwohl auf seiner ganzen Erscheinung jener eigenthümliche, puderähnliche Mehlthau der Studirstube lag, der so manchen Priestern der auf Dampfesflügeln über die Welt hinfliegenden und verfliegenden öffentlichen Meinung anzuhaften scheint, wie der Flügelstaub dem Nachtfalter, der blöden und geblendeten Auges in das Licht fliegt und verbrennt.

Der kleine Kommerzienrath strahlte vor Stolz und Glück, seine Halsbinde war von untadelhafter Frische, — ein kleiner fremdländischer Orden hing am bunten Bande aus dem Knopfloch seines Frackes hervor, und seine kleinen scharfen Augen funkelten noch heller als die Brillantnadel, welche den Batist seines Busenstreifens zusammenhielt.

Er hob sich etwas auf den Zehen empor, legte seinen Arm in den des Johanniters, grüßte die übrigen Herren

mit einer selbstgewissen Vertraulichkeit und sagte mit einer Stimme, der man trotz seiner Mühe, ruhig und gleichgültig zu sprechen, die innere Erregung anhörte:

„Ich komme vom Prinzen, lieber Baron, — Seine königliche Hoheit war unendlich gnädig, unendlich liebenswürdig, — Seine königliche Hoheit hatte die Gnade zu bemerken, daß alle Liebesgaben zur Erquickung unserer ausgezeichneten Soldaten sehr nützlich und dankenswerth seien und — lieber Doktor," unterbrach er sich, indem er sich zu dem inzwischen herangetretenen Redakteur Meierfeld wendete, der die Offiziere mit einer gewissen scheuen und steifen Höflichkeit begrüßt hatte und seine Blicke nach allen Seiten verwundert und neugierig umherschweifen ließ, — „lieber Doktor, — Sie haben doch Alles notirt, was Seine königliche Hoheit sagte, — es wird unsern Verein in Berlin, der so eifrig in seiner patriotischen Thätigkeit ist, interessiren, daß der Prinz so anerkennend sich über unsere Gaben aussprach."

„Ich werde morgen den Bericht absenden," sprach Herr Meierfeld, indem er die Offiziere mit wichtiger Miene von der Seite ansah, — „alle Zeitungen von Bedeutung werden ihn bringen —"

„Und denken Sie sich, lieber Baron," fiel der Kommerzienrath ein, — „Seine königliche Hoheit kannte meinen Namen, — ein Herr, der so viel zu denken hat,

— er erinnerte sich, schon in Berlin von mir gehört zu haben, — Sie wissen, Meierfeld —"

„Ich habe Alles notirt, Herr Kommerzienrath," bestätigte der Redakteur.

„Aber ich bitte Sie, lieber Baron," sprach der Kommerzienrath eifrig weiter, — „ich bitte Sie, mich den Herren vorzustellen."

Der Baron von Rantow erfüllte diese Bitte und der kleine Kommerzienrath lud die Herren auf das Dringendste ein, ihn in Berlin zu besuchen.

Dann ging er, nach allen Seiten grüßend, mit dem Baron Rantow, der mit einer kaum verhehlten peinlichen Ungeduld der Unterhaltung ein Ende zu machen suchte, auf dem Wege nach dem Dorfe hin.

„Ein lebhafter alter Herr," sagte der Artillerieoffizier, — „er scheint mit dem Johanniter sehr vertraut zu sein —"

„Es ist sein künftiger Schwiegervater," erwiederte der Ulanenoffizier.

„Der Schwiegervater dieses hochvornehmen Barons von Rantow?" fragte der Andere verwundert, — „dann ist er wohl sehr reich?"

„Das ist er, — aber das kann allein der Grund nicht sein, — die Rantows haben selbst große Besitzungen —"

„Was bedeutet das?“ fragte Herr Meierfeld, nach einem fern herüber dröhnenden Kanonenschuß hinhorchend.

„Ein Signal vom Fort St. Quentin,“ sagte der Ulanenoffizier, — „vielleicht will der Marschall Bazaine einen Luftballon steigen lassen, ich muß ein wenig nachsehen, — wir könnten zu thun bekommen, um. ihn zu fangen.“

„Den Luftballon zu fangen?“ fragte Herr Meierfeld ganz erstaunt, — „womit?“

Der Ulanenoffizier sah ihn einen Augenblick groß an.

„Nun,“ sagte er, den Schnurrbart streichend, — „natürlich mit der Lanze! Kommen Sie, Doktor,“ fuhr er fort, indem er den Arm des Redakteurs ergriff und denselben langsam längs des Schloßparks zu dem Abhang über dem Moselthal hinführte, — „kommen Sie, ich werde Ihnen das erklären.“

Lebhaft sprechend ging er mit Herrn Meierfeld weiter, der von Zeit zu Zeit sein Notizbuch hervorzog und eifrig einzelne der Bemerkungen und Erklärungen des jungen Kavalleristen aufzeichnete, um sie für seine „Berichte eines Augenzeugen vom Kriegsschauplatz“ verwenden zu können.

Der Baron von Rantow war mit dem Kommerzienrath auf der Straße nach dem Dorfe weiter gegangen und hatte nur einsylbig und finster auf die vielen von lebhaften Gestikulationen begleiteten Worte des redseligen

und von seinem Empfang bei dem Prinzen ganz berauschten alten Herrn geantwortet. Er fühlte einen peinlichen Mißklang in seinem Innern, er empfand drückend seine Beziehungen zu diesem Mann der Börse, dessen Tochter er zur Gefährtin seines Lebens erwählt hatte und bei dessen Worten und Benehmen sich die Lippen seiner Standesgenossen zu einem, wenn auch gutmüthigen, spöttischen Lächeln kräuselten, und aus dem tiefsten Grund seiner Gedanken tauchte die Frage auf, ob er die schöne Tochter des Herrn Cohnheim wohl eigentlich so liebe, daß dieß Gefühl ihm Ersatz bieten könnte für die Verletzungen seines aristokratisch exklusiven Stolzes, wie er sie jetzt empfand und wie sie ihm vielleicht während einer langen Zukunft bevorstanden. Er war vor einigen Tagen von Sedan hieher nach Corny zum Johanniterkommando gekommen und mit leisem Bedauern dachte er daran, wie viel besser es gewesen wäre, wenn er noch dort und ihm dieses Zusammentreffen hier erspart geblieben wäre.

Der glückliche Kommerzienrath hatte keine Ahnung von den stillen Gedanken des Barons, — es ist ja eine segensreiche Einrichtung der Vorsehung, daß nicht Jeder des Meister Floh mikroskopische Linse im Auge trägt, um des Andern Gedanken aus den Nervenfäden des Gehirns herauszulesen, — denn hätte der Kommerzienrath jene wunderthätige Linse im Auge gehabt, so hätte er nicht,

freundlich den Arm seines künftigen Schwiegersohnes klopfend, gesagt:

„Wie freue ich mich, mein lieber Baron, Sie hier getroffen zu haben, — wie glücklich wird meine Tochter sein, wenn ich ihr berichten kann, daß ich Sie gesehen und so wohl und kräftig gefunden habe! — der Krieg und das Lagerleben scheint Ihnen in der That vortrefflich zu bekommen.“

Der Baron von Rantow seufzte bei diesen Worten, die so wenig mit seinen Gedanken im Einklang standen, tief auf.

Der Kommerzienrath blickte schmunzelnd zu ihm empor und sagte, mit den Augen blinzelnd:

„Nun, nun, Barönchen, — der Krieg nähert sich ja seinem Ende, — es kann ja nicht mehr lange dauern, dann kommen Sie zurück, — und dann soll gleich die Hochzeit sein, — dann werden die seufzenden jungen Herzen ja zufrieden sein!“

Der Baron von Rantow neigte den Kopf, doch schien die von dem Kommerzienrath erweckte Aussicht nicht ganz die Freude in ihm zu erregen, welche jener erwartet haben mochte, denn noch einmal stieg ein halb unterdrückter Seufzer aus seiner Brust herauf.

Das Gespräch des Kommerzienraths und die Gedanken des Barons wurden plötzlich durch Peitschenknall,

Pferdegetrappel und das Geräusch von Wagen unterbrochen, die auf der Straße von Metz nach Corny heranrollten.

Das erste Gefährt war der Jagdwagen des Rittmeisters von Willisen, — neben demselben saß in seinem grauen Reisekostüm Herr Regnier und auf dem Hintersitz ein Herr in einem weiten Civilüberrock, — eine Mütze mit dem genfer Kreuz tief auf den Kopf gedrückt.

Der Baron von Rantow und der Kommerzienrath blieben am Rand des Weges stehen und der Erstere grüßte freundlich den Rittmeister von Willisen. Der Mann auf dem Hintersitz hob einen Augenblick den Kopf empor und sah mit einem raschen Blick seiner dunklen, finsteren Augen herüber. Dann senkte er den Kopf wieder tief auf die Brust, — schnell rollte der Wagen vorüber.

„Wer war denn das?“ fragte der Kommerzienrath neugierig.

„Der Kommandant des Hauptquartiers,“ erwiederte der Baron von Rantow, indem er dem Wagen nachblickte und in seinen Erinnerungen zu suchen schien, als wolle er ein rasch vorüberfliegendes unklares Bild fixiren.

„Und die Herren in Civil?“ fragte der Kommerzienrath weiter, der Alles wissen und erfahren wollte, um zu Hause recht viel erzählen zu können.

„Der Eine,“ sagte Herr von Rantow, „ist eine ge-

heimnißvolle Person, welche schon viel Kopfzerbrechen verursacht hat, — man sagt, es sei ein Bruder des Herrn Jules Favre und seine Anwesenheit hänge mit Friedensverhandlungen zusammen, die in Paris begonnen seien, — und der Andere," fuhr er, tiefer in sinnendes Nachdenken versinkend, fort, — „der Andere, das ist ein Arzt, nach seiner Mütze zu schließen, — und doch — ich muß dieses Gesicht schon gesehen, — unter ganz anderen Verhältnissen gesehen haben, — dieses dunkelglühende Auge, diese scharfen, kühnen Züge —"

Er blickte kopfschüttelnd dem in einer Staubwolke verschwindenden Wagen nach.

Da nahte ein zweites Gefährt, — ein einfacher Bauernwagen, — auf den Strohsitzen saßen vier Herren in Ueberröcken, ebenfalls Mützen mit dem genfer Kreuz tragend, — aber sie blickten frei erhobenen Hauptes umher, — grüßten den Johanniter und fuhren langsam vorüber dem Schloß zu, in dessen Thor der Wagen des Herrn von Willisen bereits verschwunden war.

Noch einige Augenblicke und ein drittes, dem zweiten ganz ähnliches Fuhrwerk rollte heran. Auf demselben saßen ebenfalls vier Herren mit dem Zeichen der genfer Konvention und unter ihnen auf dem vordersten Sitz eine weibliche Gestalt in der Tracht der Affiliirten der grauen Schwestern, die Binde mit dem rothen Kreuz um

den Arm, — von dem weit vorstehenden Hut hing ein grauer, dichter Schleier herab.

Herr von Rantow wollte mit dem Kommerzienrath grüßend an diesem Wagen vorübergehen, — als plötzlich die graue Schwester, welche den Kopf den Vorübergehenden zugewendet hatte, den Arm ausstreckte, mit der Spitze ihres feinen Fingers die Schulter des Fuhrmanns berührte und mit klarer Stimme in festem, befehlendem Ton rief: „Halt!“

Zugleich schlug sie den Schleier zurück und Herr von Rantow erblickte ein bleiches Gesicht von edler, reiner Schönheit, aber von fast unheimlicher Starrheit, dessen wunderbar große, leuchtende Augen zu ihm so durchdringend, gebietend und angstvoll zugleich hinüberblickten, daß er mehr durch diesen Blick als durch den Ruf der jungen Dame gebannt stehen blieb und erstaunt und erwartungsvoll, wie von der Macht der unverwandt auf ihn gerichteten Augen angezogen, einige Schritte nach dem Wagen hin trat.

Mit der leichten und eleganten Sicherheit einer Dame der ersten Gesellschaft erhob sich die Fremde in dem grauen Schwesterkleid von dem Strohsitz des Fuhrwerks und streckte ihre Hand dem Herrn von Rantow entgegen. Dieser eilte diensteifrig heran und sich leicht auf seinen Arm stützend sprang die Dame vom Wagen herab, wäh-

rend der Kommerzienrath Cohnheim ganz verwundert auf diese Szene hinblickte und dann, mit freundlichem Lächeln herantretend, den auf dem Wagen sitzen gebliebenen Herren seine Cigarrentasche bot.

„Sie tragen das genfer Kreuz mein Herr," sagte die Dame in höflichem, aber kaltem und stolzem Ton, während ihre großen, wundersam schimmernden Augen immerfort starr und unbeweglich auf dem jungen Mann ruhten, der unter diesem Blick einen eigenthümlichen Schauer durch seine Glieder zittern fühlte, — „das genfer Kreuz, dieses Zeichen, das alle Nationen in thätiger christlicher Liebe verbindet, — und das edle Kreuz von Malta, welches mir die Bürgschaft ritterlicher Gesinnung gibt, — erlauben Sie, daß ich mich an Sie wende und Sie um Ihren Schutz bitte."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung," erwiederte Herr von Rantow, indem er sich tief verneigte, — „womit kann ich Ihnen nützlich sein, Madame, — mein Fräulein —" verbesserte er sich mit unsicherem Ton und fragendem Blick, — seine sonst so sichere und selbstbewußte Haltung war durch die so außergewöhnlich vornehme Erscheinung der jungen Dame und ihre fest in seine Augen hineinstrahlenden Blicke erschüttert.

„Ich bin Fräulein von Villebois, mein Herr," fuhr diese fort, — „die Tochter des Grafen von Villebois, —

ich habe auf den Wunsch meines Vaters Metz verlassen, um auf dem Schloß von Villebois, das einige Meilen von hier liegt, ein Lazareth zur Pflege der Verwundeten beider Nationen einzurichten. Ich will also den Zwecken dienen, mein Herr, denen Sie sich ebenfalls gewidmet, und habe deßhalb ein Recht, mich unter Ihren Schutz zu stellen."

Diese Worte waren zwar durchaus mit aller Höflichkeit der besten Gesellschaftsform, aber doch zugleich in so bestimmtem, fast befehlendem Ton gesprochen, als sei eine ablehnende Antwort auf dieselben unmöglich.

Der Baron von Rantow hatte mit sichtbarer Mühe seine ruhige und sichere Haltung wiedergewonnen.

Mit artiger Verbeugung erwiederte er:

„Mein Schutz und Beistand würde einer Dame sicher sein, mein Fräulein, auch wenn sie nicht so sehr, als Sie dieß thun, an die Pflichten meines Berufes appellirte."

„Ich bitte Sie also," sagte Fräulein von Villebois, als ob sie die natürlichste Sache von der Welt verlangte, — „ich bitte Sie, mich nach unserem Schloß zu geleiten und zuvor aus einem kleinen, am Wege liegenden Dorf meinen verwundeten Bruder abzuholen, der dort mit mehreren anderen kranken Gefangenen liegt."

Sie legte die Hand auf die Seitenwand des Bauernwagens, Herr von Rantow stützte ihren Arm, — gewandt

und graziös schwang sie sich hinauf. Der junge Mann, dessen Blicke an ihren Bewegungen hingen, wollte ihr folgen, — plötzlich fuhr er, wie aus einem Traum erwachend, zusammen und wendete sich zu dem Kommerzienrath Cohnheim, der mit lächelnder Miene verschiedene Versuche machte, sich mit den französisch sprechenden Herren auf dem Wagen zu verständigen, die jedoch nur so weit von Erfolg begleitet waren, als er den Inhalt seines Cigarrenetuis zu ihrer großen Befriedigung an sie vertheilt hatte.

„Sie finden wohl den Weg zu Ihrem Quartier," sagte der Baron, — „im zweiten Hause dort am Eingang des Dorfes, — ich bitte um Entschuldigung, — mein Beruf zwingt mich, die Dame und die Herren hier nach dem Hauptquartier zu begleiten."

„Gewiß, gewiß, lieber Baron," sagte der kleine Kommerzienrath, freundlich mit dem Kopf nickend, — „der Dienst vor Allem," fuhr er mit wichtiger Miene fort, — „ich weiß das zu würdigen, — ich werde versuchen, ein kleines Frühstück herzustellen, — wenn Sie Ihre Geschäfte beendet haben, plaudern wir weiter."

Er drückte dem Baron die Hand und wendete sich dem Dorf zu. Herr von Rantow schwang sich auf den Wagen, setzte sich neben Fräulein Hortense von Villebois; — der Fuhrmann schwang seine Peitsche und langsam

zogen die müden Pferde das schwere Fuhrwerk dem Schloß zu.

Dort waren die vorderen Wagen bereits angekommen und die Herren, welche Herrn Regnier begleitet hatten, waren von dem Rittmeister von Willisen in den Speisesaal des Schlosses geführt worden, wo dieser ein Frühstück für sie herzurichten befahl. Neugierige Gruppen bildeten sich auf dem Hof und Herr von Willisen antwortete, als er über den Hof ging, um sich bei dem Prinzen zu melden, die Fremden seien luxemburgische Aerzte, welche in Metz eingeschlossen gewesen und nun auf Grund von Verhandlungen zwischen den Oberkommandos der beiden Armeen aus der Festung geholt worden seien.

Bald kam auch der letzte Wagen an, Herr von Rantow brachte das Fräulein von Villebois in das Zimmer der in dem Seitenflügel des Schlosses Wache haltenden Diakonissinnen und bat sie, sich hier einige Augenblicke auszuruhen und zu erfrischen, bis er ihre Angelegenheit geordnet haben würde. Die zuletzt angekommenen Aerzte begaben sich zu ihren Kollegen in den Speisesaal, wo bald für sie ein Frühstück hergerichtet wurde, zu welchem sie sich Alle unter heiteren Gesprächen, glücklich, der eingeschlossenen Stadt entronnen zu sein, niedersetzten.

Nur der Eine von ihnen, welcher zuerst auf dem

Wagen des Rittmeisters von Willisen mit Herrn Regnier angekommen war, blieb allein am Fenster sitzen, seine neue weiße Mütze mit dem rothen Kreuz tief in die Augen gedrückt und den Kopf in den Kragen seines Rockes gesenkt, die Uebrigen redeten ihn nicht an, — einen Augenblick war er aufgestanden, hatte ein Glas Wein eingeschenkt und dasselbe in raschem Zug geleert, dann hatte er sich schweigend wieder in die Ecke des Fensters gesetzt und war in finsteres, brütendes Sinnen versunken.

Herr Regnier, der, nachdem er einige Bissen gegessen, in lebhafter Unruhe im Zimmer auf und nieder ging, blieb hin und wieder stehen und schien den einsam dasitzenden Mann anreden zu wollen, — dann aber wendete er sich wieder ab und setzte seinen Gang durch das Zimmer fort, mit immer lebhafteren Zeichen von Ungeduld nach der Thür blickend.

Endlich trat der Rittmeister von Willisen wieder ein, sprach einige Worte mit Herrn Regnier, näherte sich dann dem Mann am Fenster in ehrerbietiger Haltung und lud ihn ein, ihm in ein benachbartes Zimmer zu folgen.

Der Fremde stand auf und ging durch die von Herrn Regnier geöffnete Thür in das Nebenzimmer.

„Herr General," sagte der Rittmeister von Willisen, als er mit dem Fremden und Herrn Regnier allein war,

— „der Chef des Generalstabs hat mich beauftragt, Ihnen seine Hochachtung auszudrücken und seine Empfehlungen zu machen. Der Herr General von Stiehle stellt sich zu Ihrer Verfügung und wenn Sie wünschen sollten, Seiner Königlichen Hoheit vorgestellt zu werden —"

„Ich danke Ihnen," sagte der Fremde rasch einfallend, indem er seine Mütze abnahm, so daß sein schönes, männliches Gesicht mit dem kurzen, leicht gelockten dunklen Haar und der hochgewölbten, aber etwas schmalen Stirn im vollen Licht sichtbar wurde, — „ich danke Ihnen, mein Herr, und bitte Sie, dem General zu sagen, daß ich seine Aufmerksamkeit in ihrem vollen Werth anerkenne, — er möge mir aber verzeihen, wenn ich ihn nicht besuche und wenn ich auch auf die Ehre verzichten muß, Seiner Königlichen Hoheit mich vorzustellen, — ich habe es übernommen, im Auftrag des Marschalls zu Ihrer Majestät der Kaiserin zu gehen, um deren Instruktionen einzuholen, — diesen Auftrag, mein Herr," fuhr er mit schmerzlich zuckenden Lippen fort, „habe ich nur nach hartem Kampf mit mir selbst übernommen, — Sie sind Soldat und werden verstehen," fuhr er mit finsterem Blick fort — „was es heißt, vor dem Feind meinen Posten und mein Korps, diese tapferen Truppen, die mir vertrauen und mit denen meine Ehre mich unauflöslich verbindet, zu verlassen!"

Er bedeckte einen Augenblick das Gesicht mit den Händen und seufzte schwer.

„Ich habe es gethan," sagte er dann, — „und ich glaube recht gehandelt zu haben, denn ich kann meinem Land und meinem Kaiser nützen und diese so tapfere und so unglückliche Armee von Metz — die letzte, welche Frankreich noch besitzt, vielleicht retten, — aber, mein Herr, ich habe es doch nur unter der Bedingung gethan, daß mir gestattet werde, das vollständigste Inkognito zu bewahren, damit Niemand einen französischen General, dessen Platz dort hinter den Wällen von Metz ist, — von seiner Truppe entfernt sehen möge!"

„Ich verstehe das vollkommen, Herr General," sagte der Rittmeister von Willisen, der mit achtungsvoller Theilnahme in das lebhaft erregte Gesicht des Sprechenden blickte, „und zweifle nicht, daß auch Seine Königliche Hoheit Ihr Gefühl ganz würdigen wird, — ich bitte Sie also, hier nur kurze Zeit zu verweilen, bald wird Alles zu Ihrer Weiterreise bereit sein, — wenn Sie etwas bedürfen —"

„Nichts, mein Herr, — gar nichts!" rief der Fremde, „mein einziger Wunsch ist, so schnell als möglich zur Kaiserin zu kommen, — um so schnell als möglich wieder zurückkehren zu können."

Der Rittmeister von Willisen blickte bei den letzten

Worten wie verwundert auf, — doch verneigte er sich, ohne etwas zu bemerken und wendete sich dann zu Herrn Regnier, ersuchte denselben, ihm zu folgen, und führte ihn durch mehrere Zimmer nach dem Vorsaal des Prinzen Friedrich Karl, wo heute der persönliche Adjutant, Rittmeister von Normann, den Dienst hatte, jener kühne Offizier, der in der Nacht vor der Schlacht von Königgrätz den Gewaltritt aus dem königlichen Hauptquartier zum Kronprinzen machte und die Botschaft überbrachte, welche die Armee des Kronprinzen noch zur rechten Zeit auf das Schlachtfeld führte, um den großen und entscheidenden Erfolg jenes denkwürdigen und ruhmreichen Tages zu sichern.

Nach geschehener kurzer Meldung wurde Herr Regnier in das Kabinet des Prinzen geführt, der, wie immer im Dienstanzug, ihm rasch entgegentrat und ihn in der diesem fürstlichen Feldherrn eigenthümlichen kurzen und bestimmten Weise fragte, ob seine Mission Erfolg gehabt.

„Monseigneur,“ erwiederte Herr Regnier eifrig, — „wie ich glaube, ist mein Erfolg vollständig gewesen. Es liegt die günstige, selten vorkommende Chance hier vor, daß die politischen und militärischen Rücksichten vollkommen identisch sind und daß beiden durch die Ausführung meines Gedankens in gleicher Weise Genüge geschieht.“

Der Prinz sah ihn einen Augenblick scharf an. Ein leichtes, fast mitleidiges Lächeln spielte einen Augenblick um seinen Mund, — der preußische Soldat und Feldherr schien eigenthümlich berührt durch dieß so bestimmte Urtheil über die militärischen Rücksichten aus dem Munde des aufgeregten, unruhigen und zitternden Mannes, der so ganz und gar keine Faser militärischen Wesens an sich hatte.

„Der Marschall Bazaine," rief Herr Regnier, „stellt sich und seine Armee zu meiner Verfügung —"

Abermals zog dasselbe eigenthümliche Lächeln über die Lippen des Prinzen.

„Und wenn," fuhr Herr Regnier fort, — „der General Bourbaki befriedigende Instruktionen von der Kaiserin bringt, so wird durch die Kapitulation eine preußische Armee von mehr als hunderttausend Mann frei, die Eure Königliche Hoheit bei Weitem nicht zur Fortsetzung der Belagerung von Metz bedürfen, das sich ja dann früher oder später doch ergeben muß."

„Also der General Coffinières, der Kommandant von Metz," fragte der Prinz, indem seine Augenbrauen sich finster zusammenzogen, „würde mit der eigentlichen Besatzung nicht in die Kapitulation eingeschlossen sein?"

„Der General Coffinières, Monseigneur," erwiederte Herr Regnier, „erklärt, sein Kommando unabhängig vom

Marschall Bazaine erhalten zu haben und nicht kapituliren zu können, wenn nicht die dafür in den Kriegsgesetzen Frankreichs festgesetzten Bedingungen erfüllt seien."

„Darin hat er Recht," sagte der Prinz leise.

„Mit der kleinen Besatzung wird sich aber der General nicht lange halten können," fuhr Herr Regnier fort.

„Die einfache Besatzung der Festung," fiel der Prinz ein, „hält sich leichter und länger, wenn die große Armee sie nicht mehr hindert und ihre Vorräthe aufzehrt, — ich glaube nicht," fügte er hinzu, „daß etwas geschehen könne, bevor die Stadt sich ergeben hat, — doch," sagte er dann abbrechend, — „was gedenken Sie nun zu thun, mein Herr?"

„Ich will sogleich nach Ferrières fahren," erwiederte Herr Regnier, „um dem Grafen Bismarck Bericht über meine Sendung zu erstatten, und mich dann zur Kaiserin begeben, um Alles daran zu setzen, daß der General Bourbaki Instruktionen erhalte, welche den Friedensschluß möglich machen."

Er schwieg und schien das Zeichen seiner Entlassung vom Prinzen zu erwarten. Der Prinz wendete sich zu seinem Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und sagte:

„Ich habe diese Depesche für Sie erhalten."

Herr Regnier ergriff hastig das Blatt, welches der Prinz ihm reichte, und las mit zitternder Stimme:

„Sie sind zu früh abgereist.“

Langsam und nachdenklich wiederholte er diese lakonischen Worte.

Plötzlich zuckte ein Strahl lebhafter Freude aus seinen Augen.

„Ah — ich verstehe,“ rief er, — „man hat nichts mit Jules Favre abgeschlossen, — der Graf Bismarck will mich benachrichtigen, daß das Terrain für meine Negoziation noch frei ist, — o mein Gott, — es kann noch Alles gut werden!“

Prinz Friedrich Karl hatte ihn von der Seite mit seinen Blicken beobachtet.

„In der That, mein Herr,“ sagte er lächelnd, — „es ist kein Waffenstillstand geschlossen worden, — die Herren in Paris haben die Bedingungen abgelehnt, die ihnen gestellt wurden.“

Herr Regnier athmete tief auf, — seine Hände zitterten in nervöser Unruhe.

„Dann, Monseigneur,“ rief er, — „bitte ich Eure Königliche Hoheit, mich zu entlassen, — wir können Frankreich viel Blut und große Opfer ersparen, wenn die Kaiserin die Situation richtig erfaßt und schnell handelt, — Alles kommt darauf an, ihr die Lage im richtigen Licht darzustellen, — o, daß ich Flügel an meinen Füßen hätte, um überall zugleich sein zu können! —

ich danke Eurer Königlichen Hoheit für Ihre Güte, — ich danke Ihnen von ganzem Herzen, — und bitte um die Erlaubniß zu gehen, — um Frankreich den Frieden zu bringen!"

„Gehen Sie," sagte der Prinz freundlich, indem er leicht den Kopf gegen Herrn Regnier neigte, der sich mit tiefer Verbeugung zurückzog, — „gehen Sie, — und nehmen Sie meine besten Wünsche mit, — denn auch für den Soldaten ist des Krieges Ziel der Friede — aber der Friede, der Deutschland gibt, was sein Recht und seine Ehre fordert," sprach er, zum Fenster hintretend, als Herr Regnier das Zimmer verlassen hatte, — „Deutschlands Ehre, meine Ehre erfordert es, daß diese jungfräuliche Feste mir ihren Kranz gebe, — mein soll sie sein, — diese drohende Ausfallspforte Frankreichs soll zur Schutzwehr Deutschlands werden, — sie soll in Zukunft die Wacht halten am deutschen Rhein!"

Er blickte blitzenden Auges über das Thal hin nach dem mächtigen Fort St. Quentin hinüber, von dem sich eine weiße Wolke löste, und dumpf rollend hallte ein Kanonenschuß herüber über das freundliche Thal, auf welches der Himmel so hell und licht herabsah, als ob zu seinen blauen Höhen keine Kunde heraufdränge, daß hier um die Entscheidung gerungen werde in dem großen Völkerstreit, der seit Jahrhunderten schon um Deutschlands Grenzmarken geführt ward.

— — — Herr Regnier war eiligen Schrittes zu dem Mann zurückgekehrt, den er mit den luxemburger Aerzten aus Metz herausgeführt hatte und der ihn in finsterem Schweigen erwartete.

„Freuen Sie sich mit mir, mein General," rief er, — „die Verhandlungen mit der pariser Regierung sind gescheitert, — dem Kaiserreich gehört die Zukunft!"

„Die Zukunft!" — sagte der Fremde, ohne aufzublicken, — „welche Zukunft? — ist sie es werth, daß ich meinen Posten, meine Truppen verlasse, — daß ich meine Ehre einsetze? Kann das Kaiserreich, — kann Frankreich gerettet werden durch die Fäden einer dunklen, geheimen Intrigue, nachdem es auf so vielen Schlachtfeldern zertrümmert ist?"

„Muth, mein General, Muth!" rief Herr Regnier, „wenn Sie Ihre Mission glücklich vollenden, so haben Sie mehr als eine gewonnene Schlacht in die Wagschale geworfen!"

„O könnte ich eine gewonnene Schlacht verzeichnen, — und dann sterben, — um von all' dem Jammer nichts mehr zu hören!" sagte der Fremde leise.

Der Rittmeister von Willisen trat ein, um anzuzeigen, daß Alles zur Abreise bereit sei.

„Vergessen Sie nicht," sagte Herr Regnier, „daß Sie vor aller Welt meinen Namen führen, — hier meine Papiere!"

Der Fremde steckte die Papiere mechanisch ein und folgte dem Rittmeister, welcher ihn und Herrn Regnier in den Schloßhof führte.

Hier standen zwei Wagen bereit. Herr Regnier bestieg den einen und der Kutscher erhielt den Befehl, nach Ferrières in's Hauptquartier zu fahren. Der Rittmeister setzte sich mit dem Fremden auf den andern Wagen und fuhr einige Minuten später aus dem Schloßhof.

Der Ulanenoffizier, welcher mit dem Redakteur Meierfeld von seinem Spaziergang zurückkehrte, trat in diesem Augenblick in das Thor und blickte, den Rittmeister begrüßend, ganz erstaunt und betroffen dem neben demselben sitzenden Fremden nach, während Herr Meierfeld aufmerksam den Schloßhof beobachtete und die Fenster der Hauptfront und der Seitenflügel zu zählen begann.

„Donnerwetter," sagte der Ulanenoffizier, indem er nachdenklich vor sich hinstarrte, — „was war das für ein Gesicht, — das muß ich schon einmal gesehen haben, — aber nicht so, — ganz anders, — ja, ja, — ganz anders —"

„Die Seitenflügel scheinen in einer spätern Zeit gebaut zu sein, als der Mittelbau," bemerkte Herr Meierfeld, der, sein Notizbuch in der Hand, wieder herantrat.

„Ja wohl — das ist's," rief der Ulanenoffizier, sich vor die Stirn schlagend, — „ganz richtig, — das

Herbstmanöver in Berlin 1865, — ich war noch Fähnrich, — die beiden prächtigen Offiziere, die uns so imponirten, — Gablenz und Bourbaki, — es war der General Bourbaki!"

„Wo ist der General Bourbaki?" fragte Herr Meierfeld, indem er sich ganz verwundert nach allen Seiten umsah.

Der Ulanenoffizier blickte ihn groß an und sagte mit leichtem Lächeln:

„Der General Bourbaki ist in Metz und kommandirt die kaiserliche Garde, — der kann uns noch viel zu schaffen machen, wenn sie einen Ausfall wagen," und langsam den Kopf schüttelnd sprach er leise: „Das hat etwas zu bedeuten."

„Sehen Sie doch, sehen Sie doch dort!" rief Herr Meierfeld, indem er mit dem Finger zum Himmel empor deutete.

„Bei Gott," rief der Ulanenoffizier, in der angedeuteten Richtung aufblickend, — „bei Gott, das ist wieder ein Luftballon, den sie losgelassen haben, — den müssen wir fangen, — wollen Sie die Jagd mitmachen?"

„Ich möchte es wohl sehen," sagte Herr Meierfeld zögernd, — „aber ich weiß nicht — ob das Reiten —"

„Kommen Sie, — kommen Sie," rief der Offizier, — „ich werde Ihnen ein Pferd geben, — Sie werden einen vortrefflichen Spaß zu notiren haben!"

Und immer den in ziemlich bedeutender Höhe dahinschwebenden Ballon mit den Blicken verfolgend, zog er den Redakteur nach den Ställen hin, wo ein Detachement Ulanen lag. — — —

Der Baron von Rantow kehrte zu Fräulein von Villebois in das Zimmer der Diakonissen zurück und theilte ihr mit, daß er den Auftrag erhalten, sie mit einigen Aerzten und Krankenpflegerinnen nach dem Schloß ihres Vaters zu begleiten, und daß man, da überall die vorhandenen Räume für die Kranken und Verwundeten kaum ausreichten, mit Dank das Anerbieten angenommen habe, dort ein Lazareth zu errichten, dessen Organisation und Leitung er zu übernehmen angewiesen sei.

Fräulein Hortense neigte kalt und ruhig das Haupt, als theile er ihr etwas ganz Selbstverständliches und Bekanntes mit.

„Und wann werden wir aufbrechen?“ fragte sie.

„In einer halben Stunde,“ erwiederte Herr von Rantow, — „ich eile, die letzten Anordnungen zu treffen.“

„Gut,“ sagte die junge Dame, — „ich bin bereit.“

In der That war nach kurzer Zeit ein Zug von mehreren Wagen zusammengestellt, auf welchen einige Diakonissen und zwei Aerzte Platz nahmen, — andere Wagen mit Verbandzeug, Arzneien und Wein folgten.

Der Baron von Rantow führte Fräulein von Ville=

bois zu dem ersten Fuhrwerk, — einer leichten, offenen Halbchaise, sein Diener setzte sich auf den Bock, — der Baron gab einer Ordonnanz ein Billet an den Kommerzienrath Cohnheim und athmete erleichtert auf, als sei eine Last von seiner Brust genommen, indem er den Befehl zur Abfahrt gab. Eine Abtheilung Dragoner, unter dem Kommando eines Unteroffiziers, deckte den Zug, der sich langsam auf der Straße nach Norden hin bewegte.

Herr von Rantow blickte von Zeit zu Zeit auf die junge Dame, welche, in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, fast unbeweglich dasaß und ihre so glänzenden und doch so tief ernsten, beinahe starren Blicke weit über die Landschaft hin nach dem Horizont richtete.

Der junge Mann fühlte sich eigenthümlich ergriffen von dieser so schönen und trotz der einfachen grauen Tracht so hochvornehmen Erscheinung, über welcher ein gewisser räthselhafter Schleier lag, — er dachte daran, wie diese Augen bezaubern müßten, wenn ihr Blick sich mit warmen Strahlen erfüllte, — wie dieses streng geschlossene Lächeln hinreißen müßte, — und unwillkürlich schloß er die Augen, — dem Bilde weiter nachzudenken, das vor ihm aufstieg.

Er begann mehrmals eine Unterhaltung, — schüchtern und scheu, — er konnte seine sonstige weltgewohnte

Sicherheit nicht wiederfinden, — aber eben so höflich als kalt und bestimmt lehnte die junge Dame durch ihre kurzen, einsylbigen Antworten jede Konversation ab, — und mit leisem Seufzer zog sich der Baron in seine Wagenecke zurück, — es schien, daß die gemeinsame Reise, welche so oft fremde Menschen schnell einander näher führt, kein Verständniß und keine Beziehungen zwischen den beiden jungen Leuten herstellen sollte, welche hier nebeneinander dahinfuhren, um zusammen die Pflichten helfender Nächstenliebe zu erfüllen.

Sie waren auf ein weites freies Feld gekommen, als plötzlich lautes Rufen und der Hufschlag mehrerer Pferde von der Seite des Weges her erschallte. Zugleich fielen in einiger Entfernung einige Schüsse.

Herr von Rantow blickte erschrocken nach der Richtung dieses beunruhigenden Lärms hin, während Fräulein von Villebois kaum die Augen nach der Seite wendete.

Ein sonderbarer und außerordentlicher Anblick zeigte sich dem jungen Mann.

Am fernen Rand der Ebene, am Saum eines Waldes, wo eine größere Truppenabtheilung zu lagern schien, sah man einige Infanteristen, welche die Schüsse gethan hatten, deren Schall herübergedrungen war.

Ueber das Feld her jagte in rasender Carrière ein Ulanenoffizier, den Säbel in der Scheide, aber die Lanze

eines seiner Leute in der hochgeschwungenen Hand. Ihm folgte in einiger Entfernung ein Reiter, — oder vielmehr ein Mann in Civil, der sich in der merkwürdigsten und außergewöhnlichsten Weise auf einem in schnellstem Lauf daherstürmenden Pferde hielt. Sein Hut war weit in den Nacken gedrückt, seine Kniee hoch heraufgezogen, die beiden Hände hielten den Sattelknopf fest, während der ganz zusammengebogene Körper bei jedem Satz des Pferdes die entschiedenste Neigung zeigte, seinen Schwerpunkt außerhalb der schmalen Basis hin zu verlegen, auf welcher er sich befand.

Fünf bis sechs Ulanen folgten in einiger Entfernung in ebenso schnellem Tempo.

Der Zug, an dessen Spitze Herr von Rantow fuhr, hielt an, und unmittelbar an ihm vorüber jagte der Ulanenoffizier über die Chaussee hin, mit mächtigem Satz seines Pferdes den Graben überspringend, — ihm nach das Pferd mit dem Herrn in Civil, der bei dem Sprung über den Graben seinen so losen Zusammenhang mit dem Sattel gänzlich aufgeben zu wollen schien, — doch fiel er nach einer bedenklichen Kurve, die er in der Luft beschrieben, wieder auf den Sattel zurück und jagte mit einem angstvollen Wehelaut an dem Wagen vorüber.

Herr von Rantow, welcher diese wunderbare wilde Jagd in höchstem Erstaunen an sich vorüberbrausen ge-

sehen hatte, folgte der Richtung der Blicke der vorbei-sprengenden Ulanen, welche alle die Köpfe in den Nacken gelegt hatten und trotz ihres eiligen und wilden Rittes sich mehr mit den Wolken und der Luft, als mit dem Terrain zu beschäftigen schienen, das ihre Pferde zu durchlaufen hatten.

Der junge Mann entdeckte denn auch bald den Gegenstand dieser eifrigen Jagd in einem Luftballon, der nur noch in geringer Entfernung über den Köpfen der Reiter schnell vom Wind daher getrieben wurde.

Der Ballon mußte durch einige Schüsse getroffen sein, denn er schien auf der einen Seite bereits zusammen-gesunken, faltig, schräg gesenkt flog er dahin und der an seinem untern Ende befestigte Gegenstand schwankte in unregelmäßigen Bewegungen hin und her.

Immer tiefer sank der Ballon herab, — da plötzlich schien ihn eine veränderte Luftströmung zu erfassen, er drehte sich einige Male wirbelnd um sich selbst, dann wurde er über die Chaussee zurückgetrieben, — dicht vor den Wagen vorbei, — unmittelbar hinter ihm her kam der Ulanenoffizier, der bei der Wendung des Ballons mit bewunderungswürdiger Gewandtheit sein Pferd herum-geworfen hatte.

Während er mit lautem Hurrah über den Graben setzte, schwang er seine Lanze und schleuderte sie, wie die

alten Kämpfer der Ilias ihre Wurfspeere, dem Ballon nach. Die Lanze drang tief in den dünnen Stoff ein und blieb an ihrem Fähnchen darin hängen, zischend fuhr das Gas heraus, immer enger sanken die Falten des Ballons zusammen und nach wenigen Augenblicken lag er etwa fünfzig Schritte von den Wagen auf den Stoppeln des Feldes.

Das zweite Pferd hatte ebenfalls die Wendung richtig nachgemacht und setzte zum zweiten Mal über den Graben heran. Dießmal aber ergriff das mächtige und unerbittliche Gesetz der Centrifugalkraft mit voller Gewalt den an den Sattelknopf geklammerten Herrn, er flog in einem mathemathisch schwer zu berechnenden Bogen empor und sank fast in demselben Augenblick am Rand des Grabens nieder, als der Ulanenoffizier unter dem lauten Jubelruf der herangesprengten Ulanen und der den Wagenzug des Herrn von Rantow begleitenden Dragoner vom Pferd sprang und seine Beute, einen an den Ballon befestigten Briefkoffer, in Besitz nahm.

„Ich gratulire, Herr von Waldenberg,“ rief der junge Johanniter, — „das war ein vortrefflicher Wurf!“

„Ah — Baron Rantow,“ sagte der Ulanenoffizier, indem er an den Wagen herantrat und mit ehrerbietiger Höflichkeit die junge Dame grüßte, welche gleichgültig und kalt kaum den Kopf neigte, — „das ist in der That ein

herrlicher Sport, — so etwas von der alten Falkenjagd, nur noch besser, — das bringt etwas Abwechslung in den Krieg, der hier bei dem unerträglichen Stillliegen vor Metz schon langweilig zu werden anfing.“

„Aber mein Gott,“ rief er, sich unterbrechend, — „wo ist denn mein Redakteur? — da kommt ja Cäsar ganz allein zurück, — wahrhaftig, dort sitzt er am Graben, — er wird doch keinen Schaden genommen haben?“

Er eilte zu dem Grabenrand hin, wo der Redakteur Meierfeld bleich und starren Blickes ganz gerade aufgerichtet dasaß und vorsichtig einen Theil seines Körpers nach dem andern betastete, als wolle er sich überzeugen, ob alle einzelnen Theile seiner irdischen Hülle noch unversehrt bei einander seien.

„Hurrah, Doktor!“ rief ihm der Ulanenoffizier zu, indem er ihm die Hand reichte und ihn kräftig emporzog, — „freuen Sie sich, — wir haben ihn!“

„Wir haben ihn,“ wiederholte Herr Meierfeld mechanisch mit einer Grabesstimme, wobei er die anatomischen Untersuchungen an seinem eigenen Körper eifrig und sorgfältig fortsetzte. Da ihm das Resultat derselben jedoch die beruhigende Ueberzeugung zu gewähren schien, daß die Maschine seiner materiellen Existenz sich in voller und normaler Ordnung befinde, so that er mit weit ausgebreiteter Brust einen langen Athemzug, schüttelte sich,

dehnte die Arme aus und sagte dann mit einem matten Lächeln: „In der That, Herr Lieutenant, das ist ganz außerordentlich, — man würde es kaum glauben, — einen Luftballon zu fangen —“

„Mit der Lanze, wie ich Ihnen gesagt!“ rief der Offizier, — „ja, ja, — vor den Ulanen ist nichts sicher!“

Er löste den Briefkoffer von dem Ballon und veranlaßte Herrn Meierfeld nach einigen Verhandlungen durch die bestimmte Versicherung, daß man im Schritt zurückreiten werde, den ganz ruhig und freundlich herangekommenen Cäsar wieder zu besteigen.

„Wir verlieren Zeit, mein Herr,“ sagte Fräulein Hortense in fast befehlendem Ton zu Herrn von Rantow, — „und wir haben noch einen weiten Weg vor uns.“

Eiligst verabschiedete sich der Baron von dem Ulanenoffizier, der mit den Trophäen seiner Luftjagd an der Seite des durch einen kräftigen Schluck aus der Feldflasche wieder völlig zum innern und äußern Gleichgewicht gebrachten Redakteurs Meierfeld nach dem Hauptquartier zurückritt, während der Wagenzug auf der Straße nach Norden sich entfernte.



Roman-Verlag

von

Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Adelbert, Karl, Sibylle. Roman. 2 Bände. M. 6. —

Auer, Adelh. v., Achtzig Stufen hoch. Roman. Zweite Auflage. 4 Bände. M. 10. 50 Pf.

Belot, Adolf, Artikel 47. Roman. 2 Bände. M. 6. —

Detlef, Karl, Bis in die Steppe. Novelle. Zweite Auflage. M. 4. —

— — **Unlösliche Bande.** Novelle. Zweite Auflage. M. 4. 50 Pf.

— — **Nora.** Charakterstudie aus der deutschen Gesellschaft. Dritte Auflage. 2 Bände. M. 6. —

— — **Schuld und Sühne.** Roman. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

— — **Mußte es sein?** Roman. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

— — **Zwischen Vater und Sohn.** Roman. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

— — **Auf Capri.** Novelle. 2 Bände. M. 6. —

— — **Die geheimnißvolle Sängerin.** Novelle. M. 4. —

— — **Ein Dokument.** Roman. 4 Bde. M. 12.

Dewall, J. van, Eine große Dame. Novelle. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

— — **Der rothe Baschlik.** Novelle. Zweite Aufl. M. 3. —

— — **Der Ulan.** Roman. Zweite Aufl. M. 4. 50 Pf.

— — **Der Spielprofessor.** Roman. M. 5. 25 Pf.

— — **Vermißt.** Roman. M. 4. —

— — **Graumann.** Roman. 2 Bände. M. 6. —

— — **Ein Frühlingstraum.** Roman. M. 4. 50 Pf.

— — **Ilse Hohenthal.** Roman. M. 5. —

Dingelstedt, Franz, Die Amazone. Novelle. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

Ebers, Georg, Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Vierte Auflage. 3 Bände. M. 9. —

Gaboriau, Emil, Der Strick um den Hals. Kriminal-Roman. 4 Bände. M. 12. —

— — **Zwölf Millionen.** Roman. 3 Bände. M. 9. —

Grosse, Julius, Maria Mancini. Roman. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 7. 50 Pf.

— — **Ein Revolutionär.** Novelle. Zweite Auflage. M. 4. —

— — **Der Stadtengel.** Ein bürgerlicher Roman. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

Hackländer, F. W., Der Wechsel des Lebens. Zweite Auflage. 3 Bände. M. 9. —

— — **Nahes und Fernes.** Zweite Auflage. M. 5. 25 Pf.

— — **Neue Geschichten.** Zweite Auflage. 2 Bde. M. 6. —

— — **Zwölf Zettel.** Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

— — **Der Sturmvogel.** Ein Seeroman. Zweite Auflage. 4 Bände. M. 10. 50 Pf.

— — **Geschichten im Zickzack.** Roman. Zweite Auflage. 4 Bände. M. 10. 50 Pf.

— — **Nullen.** Geschichten im Zickzack. Zweite Auflage. 3 Bände. M. 9. —

— — **Verbotene Früchte.** Roman. 2 Bände. M. 6. —

Hartmann, Moriz, Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle. Zweite Auflage mit Anhang: „Die Blutrache“. M. 4. —

Henkel, Fr., Aus Langeweile. Roman. 2 Bände. M. 6. —

Hoefer, Edmund, Der verlorne Sohn. Eine Geschichte. Zweite Auflage. M. 4. 50 Pf.

Hopfen, Hans, Der graue Freund. Roman. Zweite Auflage. 4 Bände. M. 15. —

Hopfen, Hans, Juschu. Tagebuch eines Schauspielers. M. 4. 50 Pf.

— — **Verfehlte Liebe.** Roman. 2 Bde. M. 6.

Horn, Georg, Der Schatz von St. Himmelspfort. Roman. 4 Bände. M. 12. —

Justus, Severus, Diana. Roman. 3 Bände. M. 9. —

Müller, Otto, Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1772. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 9. —

— — **Erzählungen.** Zweite Auflage. M. 4. —

— — **Die Förstersbraut von Neunkirchen.** Novelle. Zweite Auflage. M. 4. —

— — **Diadem u. Maske.** Roman. 3 Bände. M. 9. —

Raabe, Wilhelm, Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. Zweite Aufl. 3 Bde. M. 9. —

— — **Der Regenbogen.** Sieben Erzählungen. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 7. 50 Pf.

— — **Deutscher Mondschein.** Vier Erzählungen. Zweite Auflage. M. 4. —

Rank, Josef, Im Klosterhof. Roman. 2 Bde. M. 6.—

— — **Der Seelenfänger.** Roman. M. 3. —

Rudorff, E., Die Tochter des Nabob. Roman. M. 3. —

Samarow, Gregor, Um Szepter und Kronen. Zeitroman. Vierte Auflage. 4 Bände. M. 18. —

— — **Europäische Minen und Gegenminen.** Folge von „Um Szepter und Kronen". Zeitroman. Zweite Auflage. 4 Bände. M. 18. —

— — **Zwei Kaiserkronen.** Dritte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen". Zeitroman. 4 Bände. M. 18. —

— — **Kreuz und Schwert.** Vierte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen". Zeitroman. 4 Bände. M. 18. —

Schmid, Herman, Der Bauernrebell. Roman. 2 Bde. M. 6. —

Silberstein, August, Deutsche Hochlands-Geschichten. 2 Bände. M. 6. —

Wachenhusen, Hans, Des Herzens Golgatha. Roman. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

— — Im Bann der Nacht. Roman. M. 4. —

— — Eine Geborene. Roman. M. 4. 50 Pf.

Wassermann, M., Judah Touro. 2 Bände. M. 6. —

Memoirenwerke:

Gutzkow, Karl, Lebensbilder. Zweite Auflage. 3 Bde. M. 13. 50 Pf.

— — Die schöneren Stunden. Rückblicke. Zweite Auflage. M. 4. 50 Pf.

Mels, A., Erlebtes und Erdachtes. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 8. —

Salm-Salm, Prinzessin zu, Zehn Jahre aus meinem Leben. 1862—1872. Mit dem Porträt der Verfasserin. Zweite Auflage. 3 Bde. M. 13. 50 Pf.

Sämmtliche vorstehende Werke sind elegant broschirt; sie können aber auch **fein gebunden in Leinwand mit reichem Gold- und Schwarzdruck** unter Mehrberechnung von M. 1. per Einband bezogen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie in jeder guten Leihbibliothek vorräthig.

Held und Kaiser.

Zweiter Band.



Held und Kaiser.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Das Recht der Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten
Nachdruck strengstens verfolgt.

Neuntes Kapitel.

In dem Badezimmer des Barons von Rothschild im Schloß zu Ferrières hatte der König Wilhelm sein Arbeitskabinet einrichten lassen. Die Badewanne war mit einem Teppich bedeckt und durch eine Chaiselongue maskirt, ein großer viereckiger Tisch war in die Mitte des Raumes gestellt und auf demselben lagen in regelmäßigster Ordnung die verschiedenen, für die persönliche Einsicht Seiner Majestät bestimmten Briefe und Berichte, und theils verschlossene, theils schon geöffnete Mappen standen daneben an die Seiten des Schreibtisches gelehnt. Alle die kleinen Gegenstände, welche den König auf seinen Reisen und Feldzügen zu begleiten pflegen, waren an ihren gewohnten Plätzen, und dieser stille Raum in seiner ernsten Einfachheit, seiner ruhigen Ordnung und seiner freundlichen Behaglichkeit hätte kaum vermuthen lassen, daß hier sich der Mittelpunkt so ungeheurer Streitkräfte befinde, welche von

diesem einfachen Zimmer aus mit mathematischer Sicherheit wie auf einem Schachbrett geleitet wurden.

Der König saß völlig angekleidet, aber mit aufgeknöpftem Militärüberrock vor seinem Schreibtisch und war beschäftigt, die auf demselben liegenden Sachen durchzusehen. Seine Majestät sah frisch und blühend aus in den reinen Farben des ernstruhigen, milden Gesichts, diesen so jugendlichen Farben, die ebenso wie die klaren, hellen Augen nicht mit dem schneeweißen Bart und Haar zusammenzupassen schienen.

Er legte die Spener'sche Zeitung, welche er, langjähriger Gewohnheit gemäß, durchblättert hatte, lächelnd auf den Tisch.

„Sie haben die Statue des großen Friedrich arg mitgenommen in ihrer Siegesfreude," sagte er heiter, — „die berliner Jungen, — welche so arge Rangen sind und dann so tüchtige, herrliche Soldaten werden, wenn sie den blauen Rock angezogen haben. Nun, der alte Herr wird's ihnen nicht übel genommen haben, — er stand ja mit ihnen auf gutem Fuß, — sie haben ihm bei Lebzeiten sich auch an die Steigbügel gehangen und geduldig ließ er sich von ihnen belehren, daß Mittwoch Nachmittag keine Schule sei! — Er wußte wohl, daß aus diesen Straßenjungen die Männer erwachsen, mit denen er bei Leuthen und bei Roßbach siegte. — Gott

erhalte sie, die richtigen berliner Jungen," sagte er mit glänzendem Blick, — „und gebe ihnen noch oft solche Gelegenheit, das Denkmal ihres ‚alten Fritzen' zu erklimmen."

Er wendete sich zu den Briefen, welche der Geschäftsordnung gemäß, als zur Privatkorrespondenz gehörig, zu seiner eigenhändigen Eröffnung auf den Tisch gelegt waren.

Mehrere derselben hatte er erbrochen und schnell durchlesen, als er betroffen auf ein Schreiben blickte, das ein großes schwarzes Siegel trug.

Einen Augenblick zögerte er, — es schien, als fürchte er, die heitere Morgenstimmung durch eine Trauernachricht sich trüben zu lassen.

„Was wird das sein?" flüsterte er leise, — „je weiter wir vorschreiten auf der Lebensbahn, um so schmerzlicher berührt uns das Ausscheiden eines Jeden aus dem Kreise der Bekannten und Freunde, — wird der Kreis doch immer mehr gelichtet, der uns in der Jugend in so reicher Fülle umgab! — Doch nein, mein Gott, nein," sagte er dann, das Auge aufwärts richtend, — „in Demuth und Dank erkenne ich es an, daß du mir immer reicher und voller deine Gnade geschenkt hast, — wohl sind Viele — Viele dahin, mit denen ich in fröhlicher Jugendlust mich freute, — manches Herz," sprach er mit

bebender Stimme, „das mir warm entgegenschlug, steht still in ewiger Ruhe, — aber sind sie mir nicht in so großem, reichem Kreise nahe getreten in diesen gewaltigen Tagen, diese Waffengefährten alle, die Lorbeeren auf Lorbeeren um meine Krone winden, — umgibt mich mein ganzes Volk nicht noch inniger, noch wärmer und treuer, — wendet sich nicht auch des lange zaudernden und zögernden Deutschlands Vertrauen mir zu? — Ja," rief er, „das Alter, das sonst Alles unerbittlich raubt, hat mir viel Großes und Herrliches mit reichen Händen gegeben, — Dank dem Herrn!"

Er erbrach den Brief.

„Die Prinzessin Amalie von Sachsen!" sagte er mit wehmüthigem Ton, nachdem er den Inhalt durchflogen, — „es war ein stilles, sanftes Leben, das sich da geschlossen hat, einfach und bescheiden, aber wohlthuend und heiter, — Amalie Heiter nannte sie sich ja als Dichterin, — Gott gebe ihr sanfte Ruhe! — Der arme König Johann thut mir leid, — er hing an dieser Schwester und hat schon so Schweres ertragen. Die neue Zeit hat ihn hart und schmerzlich getroffen, — ich weiß es wohl und erkenne es um so höher an, daß er so treufest am gegebenen Wort hält. — Nun, unsere Tage werden das Alles versöhnen und verklären, die braven Sachsen haben so herrlich mitgerungen im großen Kampf und der Kronprinz hat so

vollen Antheil an dem Ruhmeskranz der deutschen Waffen! — Könnten doch alle Erinnerungen so versöhnt werden," sagte er leise und schmerzlich, — „der arme Georg —" Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und saß einige Augenblicke mit gefalteten Händen still da.

Dann ergriff er eines der übrigen geordnet daliegenden Papiere.

„Ah," sagte er, „der Bericht des Komites der deutschen Nordpolfahrt, — ich habe ihn zurücklegen lassen und will ihn eingehend lesen, sobald ich einen Augenblick Muße habe."

Er blätterte nachdenklich in dem Bericht.

„Der Schooner Hansa ist untergegangen, — aber die Germania ist nach langer mühevoller Fahrt glücklich im Hafen eingelaufen," sagte er, den Bericht langsam auf den Tisch legend, — „die Hansa — das ist das Bild der alten Gestaltung Deutschlands, in welcher die Sonderbündnisse der einzelnen getrennten Theile die Macht und Kraft ersetzen sollten, die dem Ganzen fehlten, — und die Germania, — nun, so Gott will, wird auch das große Deutschland in einen mächtigen, sichern Hafen einlaufen, der die Früchte seiner Arbeit und seines Fleißes schützt gegen die ganze Welt. — Wie wunderbar," sprach er weiter, — „die großen Ereignisse einer weltgestaltenden Zeit oft mit den kleineren in bedeutungsvoller Beziehung

stehen! Während hier die deutschen Heere auf den Schlachtfeldern die Anerkennung deutscher Macht vor Europa erkämpften, hat dort ebenso unerschrocken und tapfer eine kleine Schaar den starren Eisfeldern des Pols frische Lorbeerblätter für den Ruhm der deutschen Wissenschaft abgerungen. Und so soll es bleiben," rief er mit vollem Ton, — „immer fester geeinigt soll deutsche Kraft und deutscher Geist überall dastehen, allezeit als Mehrer des Ruhms und der Herrlichkeit der Nation!"

Er wendete sich zu dem nächsten Bericht und ein schmerzlich trüber Schatten zog über sein Gesicht.

„Petitionen wegen der Verhaftung Johann Jacoby's in Königsberg," sagte er, die Blätter durchfliegend, — „wie schmerzt es mich, daß ein solcher Mißklang in der Heimat die Siegesfreude stört! — wie gern möchte ich Gnade walten lassen! — aber noch stehen wir vor dem Feind, — Vogel von Falckenstein weiß, was er thut, — die militärische Autorität darf nicht erschüttert werden, — hätte ich diese Autorität nicht so unantastbar festgehalten, so wäre das hohe Ziel, an dem wir heute stehen, niemals erreicht worden! Daß sie das doch so schwer, — so schwer begreifen wollen, — sie sprechen von nationaler Einheit und Macht und wollen doch selbst in dieser ernsten Entscheidungszeit ihre persönlichen Meinungen nicht dem großen Ganzen unterordnen!"

Seufzend legte er den Bericht auf den Tisch zurück.

Der dienstthuende Flügeladjutant trat ein und meldete Seine königliche Hoheit den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Schnell stand der König auf, knöpfte den Ueberrock zu und trat dem Großherzog entgegen, der in der Generals-Campagneuniform mit dem Stern des schwarzen Adlerordens, dem Orden pour le mérite und dem mecklenburgischen Militärverdienstkreuz in militärischer Haltung sich seinem königlichen Oheim näherte.

Der König hörte freundlich lächelnd die dienstliche Meldung des Großherzogs an, dann umarmte er denselben und küßte ihn.

„Ich freue mich herzlich, daß Du kommst,“ sagte er, — „ich erwarte auch Karl und Albrecht, — hoffentlich werden wir einmal einen ruhigen Tag verleben können, — die letzte Zeit hat mir kaum eine Minute Freiheit gelassen, — und bald wird es wohl wieder zu thun geben, denn die Pariser scheinen sich ernstlich wehren zu wollen.“

„Die Unterhandlungen also,“ fragte der Großherzog, — „von denen wir hörten —“

„Sind gescheitert,“ sagte der König, — „sie wollen die Bedingungen, die ich für den Waffenstillstand stellen mußte, nicht annehmen, — es wird noch viel Blut

kosten," fuhr er traurig fort, — „bevor sie sich der Nothwendigkeit beugen —"

„Nun," rief der Großherzog, — „zu lange wird das hoffentlich nicht dauern, denn einen ernsten Widerstand können sie doch nicht mehr leisten."

Der König schüttelte den Kopf.

„Es kann noch recht, recht lange dauern," sagte er, — „dieser Gambetta, der niemals Militär oder Beamter war, zeigt ein Organisationstalent, das mich erstaunen läßt, — und die Hülfsquellen Frankreichs sind größer als man glaubt, — wenn sie eine legitime Regierung hätten, — wenn der Kaiser oder seine Regentschaft in geordneter Weise alle diese Anstrengungen machte, dann könnten sie uns noch schwere Arbeit auflegen, — aber auch so wird es lange genug dauern, — dazu kommt der Fanatismus, der das französische Volk ergreift, — ein solcher Krieg ist schwer und vor Allem recht peinlich und traurig, — ich habe," sagte er lächelnd, „mir meine Wintergarderobe von Berlin hieher bestellt, — doch," fuhr er fort, auf ein Etui blickend, welches der Großherzog in der Hand hielt, — „was hast Du denn da?"

„Ich habe eine Bitte an Dich," erwiederte der Großherzog, indem er das Etui öffnete, in welchem man ein Ordenskreuz erblickte, — „Du trägst seit dem Jahre 1849 die zweite Klasse unseres Militärverdienstkreuzes, —

ich möchte Dich bitten, nun auch die erste Klasse desselben anzunehmen, — als ein Zeichen meiner Verehrung und meiner Bewunderung der gewaltigen Erfolge, die unter Deinem Befehl errungen sind."

Der König drückte dem Großherzog herzlich die Hand.

„Du weißt," sagte er, „wie hohen Werth ich auf die militärischen Auszeichnungen lege, welche durch Verdienst vor dem Feind erworben werden, — ich danke Dir recht sehr für Deine Aufmerksamkeit, die mich mit den braven mecklenburgischen Truppen noch enger verbindet."

Er nahm das Etui und blickte sinnend auf das Kreuz, das in demselben funkelte.

„1849 — und heute," sagte er, — „welch' einen Weg hat die Geschichte seit jener Zeit gemacht, — und wie danke ich Gott, daß dieser Weg glücklich und ruhmvoll vollendet ist! Damals galt es den Kampf gegen die Revolution, — gegen die verirrten und verblendeten Söhne Deutschlands, die heute geeinigt gegen den Nationalfeind im Feld stehen, — in jenen Sieg mischte sich Trauer und Bitterkeit einer unklaren, verworrenen Zeit, — heute ist Alles licht und rein, — groß und klar, — die beiden Klassen Deines Ordens stellen mir Anfang und Ende einer Bahn dar, auf der Gottes Gnade mich herrlich geführt hat. Nochmals meinen herzlichsten Dank!"

Der Flügeladjutant trat abermals ein und meldete:

„General von Obernitz, Kommandeur der königlich württembergischen Division.“

„Sogleich,“ sagte der König, indem er das Etui mit dem Orden auf den Tisch stellte, — „General von Moltke soll kommen. — Du wirst hoffentlich gute Aufnahme finden, — Raum genug ist da in diesem Prachtschloß des Herrn von Rothschild, der mir nicht mehr die Ehre erzeigt, mein Generalkonsul zu sein,“ sprach er dann lächelnd zum Großherzog, — „aber über dessen Gastfreundschaft ich mich nicht beklagen kann, — auf Wiedersehen —“

Er begleitete den Großherzog einige Schritte nach der Thür hin.

Einige Augenblicke darauf trat der General von Moltke und der württembergische General von Obernitz in das Kabinet.

Der Letztere, ein verhältnißmäßig noch junger Mann von raschem, militärisch feurigem Wesen, meldete sich dienstlich bei Seiner Majestät, um Bericht zu erstatten über das Gefecht, welches bei Sceaux, auf der Südseite von Paris, stattgefunden hatte.

„Ich bedaure sehr, nicht dort gewesen zu sein,“ sagte der König, der neben seinem Schreibtisch stehen blieb, — „ich war am Morgen nach Saint Denis geritten, wo

ein kleines Gefecht stattfand, — das aber nur ganz unbedeutend war im Vergleich zu dem Zusammenstoß im Süden von Paris."

„Es war dort ziemlich ernst, Majestät," sagte der General von Obernitz, — „die sämmtlichen gegen Paris heranrückenden Korps hatten sich im Südwesten vereinigt und erstürmten die Höhen bei Chatillon, Petit Bicêtre und Sceaux. Das fünfte Korps namentlich und die Bayern kamen sehr scharf in's Feuer, — die Franzosen schlugen sich zuerst gut, — dann aber, bei Bicêtre namentlich, stob ein Zuavenregiment vor den ersten Granaten auseinander und riß bald die übrigen Truppen mit sich fort, so daß Alles in wilder Flucht in die Vorstädte von Paris floh. Es war ein erhebender, großer Augenblick, als unsere Truppen zuerst von den Höhen, die sie erstürmt, die riesige Hauptstadt vor sich liegen sahen, — Seine königliche Hoheit der Kronprinz kam heraufgeritten und war fast der Erste, der die feindliche Hauptstadt, in welcher man noch vor kurzer Zeit von einem militärischen Spaziergang durch Deutschland träumte, zu den Füßen der siegreichen deutschen Truppen liegen sah."

„Wie gern wäre ich dort gewesen!" sagte der König. „Wie lebhaft steht die Zeit vor mir," fuhr er fort, — „als ich vor langen Jahren auch diese Stadt zuerst vor mir liegen sah, — an der Seite meines Vaters, —

damals war ich freilich noch so jung, — ich konnte kaum handelnden Antheil an den Ereignissen nehmen, — mein Sohn ist glücklicher," fügte er freundlich hinzu, „er ist schon General und Feldherr, — das wird eine schöne Erinnerung für ihn sein."

„Wenn unsere Truppen noch weiter vorgedrungen wären, Majestät," sagte der General von Obernitz mit blitzenden Augen, „so hätten sie an jenem Tag mit den völlig aufgelösten französischen Truppen nach Paris eindringen und die Stadt nehmen können."

Der General von Moltke schüttelte den Kopf.

„Seine königliche Hoheit der Kronprinz hat sehr Recht gehabt, Majestät," sagte er ruhig, — „der Versuchung zu einem solchen Handstreich zu widerstehen, — es wäre viel Blut unnütz vergossen; ein sicherer und zweifelloser Erfolg ist nur zu erreichen durch eine systematische Einschließung, welche Paris mit mathematischer Genauigkeit zur Uebergabe zwingt."

„Diese Einschließung ist fast vollendet," bemerkte der General von Obernitz, — „Versailles ist besetzt. Seine königliche Hoheit der Kronprinz hat dort sein Hauptquartier genommen und überall reichen sich die deutschen Korps die Hand."

„Die Einschließung ist noch nicht an allen Punkten gleich stark und auch nicht völlig gesichert," sprach der

General von Moltke, — „die dritte Armee auf der Südseite hat noch die Glieder der Kette an allen Punkten fest zu schließen, — es sind manche Schwierigkeiten zu überwinden, das Terrain mit dem Lauf des Flusses an den Höhenzügen ist der Vertheidigung ungemein günstig —"

„Nun, das wird Fritz besorgen," sagte der König mit zuversichtlichem Ton, — „freilich mit den Geschützen werden wir die Stadt immer nicht erreichen können —"

„Ich glaube," sprach der General von Moltke mit einem feinen Lächeln, „unsere Geschütze würden uns noch geringere Dienste leisten, als die einfache Einschließung, — die Pariser werden wohl bald unter sich aneinander gerathen, wenn sie gezwungen sind, still und ruhig zu bleiben, und wenn ihre Deklamationen keine anderen Zuhörer finden als sie selbst —"

Der König neigte zustimmend den Kopf.

„Dießmal muß ein Ende gemacht werden, — nur wenn sie von dem Glauben an ihre Unbesiegbarkeit gründlich zurückkommen, wird man künftig mit ihnen in Frieden leben können. — Ich danke Ihnen, Herr General," sagte er dann zum General von Obernitz, — „ich werde Sie bei Tisch noch sehen."

Die Ankunft der Prinzen Karl und Albrecht wurde gemeldet, der König entließ die Generale, bald kamen die übrigen in Lagny einquartierten deutschen Fürsten

und Seine Majestät machte mit denselben einen Rundgang durch alle Räume des Schlosses und durch den Park bis zur Zeit des Diners, das in dem großen Speisesaal servirt wurde, dessen Wände mit prachtvollen, in das Getäfel eingelassenen Bronzereliefs geschmückt sind.

Die größten und schönsten dieser Reliefs stellen in herrlicher Arbeit den Sturz des Phaëton und den Himmelssturm der Giganten dar, und mancher Blick richtete sich auf diese Bilder, die in so wunderbarer Beziehung herabblickten auf den siegreichen königlichen Feldherrn Deutschlands, der hier von den Fürsten seines Volkes umgeben Tafel hielt, während der französische Imperator, dem Phaëton gleich, zerschmettert herabgestürzt war von seiner vermessenen Fahrt zu den geträumten Sonnenhöhen europäischer Schiedsherrlichkeit, und während überall in Frankreich die Elemente der Revolution sich emporrichteten zum Titanenkampf gegen das deutsche Königthum von Gottes Gnaden, das von dem Felsen der treuen Liebe seines Volkes herab dem wilden Ansturm seinen leuchtenden Schild entgegenhielt mit dem einfachen Kreuzeszeichen.

*

Während der König mit den Fürsten und seinen Generalen noch bei der Tafel saß, an welcher auch der

württembergische Kriegsminister von Suckow und der Minister von Linden theilnahmen, fuhr Herr Regnier auf einem leichten, offenen Wagen wieder an der Säulenhalle des Schlosses vor und nachdem er etwa eine Stunde in einem Zimmer des Erdgeschosses, in dem man ihm einige Erfrischungen servirte, gewartet hatte, wurde er abermals in das Arbeitskabinet des Ministerpräsidenten Grafen Bismarck geführt, der soeben vom Diner Seiner Majestät kam und den weißen Waffenrock des magdeburgischen Kürassierregiments Nr. 7 mit den Schulterstücken des Generalmajors trug, den Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust.

Er trat Herrn Regnier lebhaft entgegen und lud ihn ein, sich neben seinen Schreibtisch zu setzen, während er selbst auf dem Kanape davor Platz nahm, auf welchem dießmal kein Taschentuch lag. Der Revolver des Grafen befand sich an seinem gewöhnlichen Platz auf dem Schreibtisch.

„Nun, mein Herr," begann der Ministerpräsident, — „wie weit sind Sie gekommen? — ich habe gehört, daß der Marschall Bazaine den General Bourbaki zur Kaiserin geschickt hat, — Sie haben mein Telegramm erhalten und werden wissen, daß ein Waffenstillstand mit der Regierung in Paris nicht zu Stande gekommen ist, — was bringen Sie? — wird es möglich sein, über den Frieden

zu unterhandeln, der für beide Nationen eine Wohlthat, — für Frankreich eine Nothwendigkeit ist?"

Herr Regnier hatte fast mit Ungeduld das Ende der Anrede des Grafen Bismarck erwartet, — er richtete sich gerade auf, zog ein Papier mit Notizen aus der Tasche und sprach, während der Ministerpräsident ihn mit seinen scharfen, stahlgrauen Augen erwartungsvoll ansah:

„Veni vidi, — ich bin gekommen mit manchen Schwierigkeiten und Mühsalen, — ich habe gesehen vieles Traurige und Schmerzliche, — den dritten Theil dieser Phrase Cäsar's," fuhr er fort, — „darf ich nicht wiederholen, — am wenigsten Ihnen gegenüber wiederholen, der Sie ein so besonderes Anrecht darauf haben. Ich habe vor Allem mir, meinem Vaterlande, ja, wie ich glaube, dem ganzen Europa Glück zu wünschen, daß ich in Eurer Excellenz einen jener seltenen Männer gefunden habe, welche große Ideen zu erfassen und zu benützen verstehen, und daß es mir dadurch gelang, den Weg zum Frieden zu öffnen."

Der Graf von Bismarck blickte ein wenig erstaunt auf Herrn Regnier, welcher diese Worte mit einer großen selbstgefälligen Zuversicht gesprochen hatte.

„Und der Marschall Bazaine?" fragte er rasch und kurz.

„Der Marschall," erwiederte Herr Regnier, „ist bereit,

mit seiner Armee die Basis zum Friedensschluß zu bilden, wie ich denselben mit Eurer Excellenz besprochen habe."

„Und haben Sie eine Erklärung, — eine Vollmacht des Marschalls mitgebracht?" fragte Graf Bismarck.

„Er hat mir durch seine Unterschrift dasjenige bestätigt," erwiederte Herr Regnier, „was er mit mir besprochen."

Er zog aus seinem Portefeuille die Photographie von Hastings hervor und reichte dieselbe dem Ministerpräsidenten, indem er mit dem Finger auf den unter den Zeilen des kaiserlichen Prinzen befindlichen Namenszug des Marschalls deutete.

Graf Bismarck betrachtete einen Augenblick dieß Blatt, dann sah er tief und forschend diesen Mann an, der ihm so zuversichtlich gegenüber saß und mit zwei Unterschriften auf einem unbedeutenden und gleichgültigen Bild in der Hand eine Verhandlung zu führen unternahm, welche über das Schicksal einer großen Nation und über die künftigen Verhältnisse Europas entscheiden sollte.

Herr Regnier sprach lebhaft weiter:

„Eure Excellenz haben Frankreich besiegt — und ich kann nicht von Ihnen verlangen, daß Sie das Prinzip des Vae victis, welches zu allen Zeiten der Geschichte für die Sieger maßgebend war, verleugnen sollten, — aber

ich darf Sie daran erinnern, — und ein so großer Mann wie Sie wird mich verstehen, — daß Sie bei den Forderungen, die Sie den Besiegten stellen, zwei Rücksichten vor Allem zu beobachten haben."

Graf Bismarck schien sprechen zu wollen. Dann aber blitzte es in seinem Auge auf wie das Interesse an einem wunderbaren und außergewöhnlichen Phänomen, dessen Wesen und innern Zusammenhang zu ergründen den Geist reizt. Er stützte die Hand auf das Knie und neigte den Kopf wie zum Zeichen, daß er zu hören bereit sei.

Herr Regnier fuhr fort:

„Ihre Erfolge, Herr Graf, sind groß, — Ihre Position erscheint drohend und unangreifbar, — und doch hat sie ihre schwachen Stellen, — wie ich Ihnen zu sagen nicht nöthig habe. Sie befinden sich mit Ihrer ganzen Macht weit vorgeschoben in einem feindlichen Lande, das täglich mehr von dem nationalen Fanatismus wird ergriffen werden, — die Flammen, welche hier rund um Sie her emporlodern, können gefährlich, — überwältigend werden, — die europäischen Mächte halten zurück, — erschrocken über die so gewaltigen, aller Berechnung spottenden Ereignisse, — wenn Oesterreich sich aufraffte —"

Graf Bismarck zuckte kaum merklich die Achseln, ohne

daß sich in dem kalten, ruhig aufmerksamen Ausdruck seines Gesichts die geringste Veränderung zeigte.

„Rußland steht dahinter, — ich weiß es,“ sagte Herr Regnier, — „aber auch dort könnten Wendungen — Veränderungen der Stimmung eintreten, — Sie werden jedenfalls einräumen, daß eine Verlängerung der gegenwärtigen Situation auch für Sie Gefahren in sich schließt, welche Sie besser vermeiden, und daß die Klugheit Ihnen rathen muß, die Früchte Ihrer Siege so schnell als möglich und ohne neue Opfer in Sicherheit zu bringen.“

Er hielt einen Augenblick inne, — Graf Bismarck saß unbeweglich und schweigend da, es wäre unmöglich gewesen, in den Zügen seines Gesichts irgend ein zustimmendes oder abweichendes Urtheil über die vernommenen Worte zu lesen.

„Dieß der Gesichtspunkt der Gegenwart,“ fuhr Herr Regnier fort, — „ein Staatsmann wie Sie, Herr Graf, muß aber auch auf die Zukunft Rücksicht nehmen, — und deßhalb bitte ich um die Erlaubniß, einen Blick in die Zukunft werfen zu dürfen. Es wird eine Zeit kommen,“ sprach er in hoch erhobenem Ton, „in welcher Eure Excellenz nicht mehr die Politik Preußens, das von nun an Deutschland sein wird, leiten, — dann werden die Verhältnisse, nicht mehr beherrscht und gelenkt von

einem übermächtigen und außerordentlichen Geist, in ihre natürlichen Rechte treten. Welches aber werden diese Verhältnisse sein? Ich sehe vor mir," fuhr er immer lebhafter fort, „ein deutsches Kaiserreich mit siebenzig Millionen Menschen, — daneben ein moskowitisch-slavisches Kaiserreich mit hundertundfünfzig Millionen, auf der andern Seite Frankreich; — neu gestärkt und gekräftigt durch seinen Handel, seinen Gewerbfleiß, seine ökonomische Arbeit, wird es an die Spitze eines großen Bundes der lateinischen Rassen treten, — eines Bundes, der ebenfalls hundertundfünfzig Millionen Menschen umfassen wird, die noch inniger geeinigt sein werden durch das feste, gemeinsame Band der katholischen Kirche. Auf der andern Seite des Ozeans wird sich Nordamerika, wahrscheinlich auch ein Kaiserreich mit hundert Millionen, erheben, — und England, nach Verlust seiner Kolonieen an Rußland und Nordamerika, wird keine Macht mehr sein, sondern nur eine Erinnerung an versunkene Größe, — wie Tyrus und Sidon es im Alterthum waren. — Das, Herr Graf, — ist die Zukunft, wie sie hervorgehen muß aus den nationalen Agglomerationen, die sich jetzt vollziehen, — und wenn Sie sich die Lage Deutschlands unter den Mächten der Zukunft denken, so wird es erdrückt werden, sobald Frankreich und die lateinische Welt dem slavischen Reich die Hand zum Bunde reichen. Das

aber, Herr Graf, wird Frankreich nicht thun, — denn Frankreich wird mit Deutschland an der Spitze der Bildung und Civilisation stehen, — wenn es nicht durch einen tiefen, nothwendigen und unauslöschlichen Haß zur Feindschaft gegen Deutschland gezwungen wird, — durch einen Haß, wie er entstehen müßte, wenn Sie heute über die Grenzen des Nothwendigen hinaus die Macht ausnützen, welche der Sieg Ihnen gegeben."

Graf Bismarck hatte den Kopf in die Hand sinken lassen und die Augen auf den Tisch vor sich geheftet.

Er richtete sich empor und fragte, den Blick voll und fest auf Herrn Regnier richtend:

„Und Ihre Schlußfolgerung?"

„Meine Schlußfolgerung, Herr Graf," erwiederte Herr Regnier, indem er sein Notizblatt emporhob und die engen Zeilen auf demselben verfolgte, — „meine Schlußfolgerung geht dahin, daß Ihre Interessen völlig gesichert sind, wenn Sie eine Linie zur Grenze nehmen, welche von Breisach über Kolmar und Zabern geht, dann den Vogesen und dem Laufe der Saar folgt, Saarburg, Philippsburg und Bitsch einschließt und bei Zweibrücken endet. Damit werden Sie nicht in die eigentlichen nationalen Grenzen Frankreichs eingreifen, — Sie werden Deutschland strategisch sichern und die Möglichkeit schaffen, daß Deutschland und Frankreich in dauerndem Frieden

neben einander leben und in späterer Zukunft sich zur Führung Europas verbinden können. Greifen Sie weiter, so werden Sie aus dem Körper Frankreichs ein Stück von seinem Fleisch und Blut reißen, das sich niemals mit dem deutschen Element vermischen wird, — und ein sicherer und dauernder Friede wird zur Unmöglichkeit werden."

Graf Bismarck hatte eine auf seinem Tisch liegende Handkarte ergriffen und auf derselben die von Herrn Regnier angedeutete Linie mit der Spitze eines Federmessers verfolgt.

Dann sprach er, mit der Messerklinge leicht an der Spitze seines Nagels schnitzend, in ruhigem und kaltem Ton:

„Ich kann auf die Ansichten, die Sie mir soeben entwickelt haben, nichts erwiedern, da der erste und nothwendige Ausgangspunkt jeder Verhandlung, die Legitimation des Verhandelnden, fehlt, — doch kann ich keinenfalls anerkennen, daß die Zurücknahme von Metz und Straßburg ein Eingriff in das eigentlich nationale Gebiet Frankreichs wäre. Kommen wir aber auf das praktische Gebiet zurück, mein Herr, denn Sie scheinen mir ja auch ein Mann der That und Realität zu sein. Der Waffenstillstand mit der pariser Regierung ist nicht zu Stande gekommen, — Herr Jules Favre faßt die Sachlage nur als Advokat auf und lebt noch in Illusionen, — es

fehlt also noch immer an einer Regierung in Frankreich, welche Recht und Macht zum Friedensschluß zugleich hat. Ich würde mit Ihnen über die Friedensbedingungen unterhandelt haben, wenn Sie im Stande wären, in diese Unterhandlungen im Namen eines Marschalls an der Spitze von achtzigtausend Mann einzutreten, welcher in der Lage wäre, der kaiserlichen Regentschaft, der einzigen heute völkerrechtlich anerkennbaren Autorität in Frankreich, die Garantie der faktischen Macht zu geben. Ich leugne auch nicht, daß, je schneller der Friede geschlossen würde und je legaler und fester die Regierung dastände, welche ihn schließt, um so mäßiger unsere Friedensbedingungen sein könnten. Deßhalb, mein Herr," fuhr er fort, „habe ich Ihnen die Genehmigung erwirkt, nach Metz hineinzugehen und wieder herauszukommen, — eine ganz außerordentliche, niemals vorgekommene Bewilligung, — und ich muß Ihnen mein Erstaunen und Bedauern darüber ausdrücken, daß Sie zurückkommen, ohne eine weitere Vollmacht mitzubringen, als den Namenszug des Marschalls auf einer Photographie."

„Aber, Excellenz," sagte Herr Regnier, — „dieser Namenszug ist mir eine Bestätigung der mündlichen Besprechungen, — die Beglaubigung —"

„Ich bin seit länger als zwölf Jahren Diplomat, mein Herr," fiel Graf Bismarck ein, — „diese Be=

glaubigung genügt mir nicht, — ich bedaure, jede Erörterung abbrechen zu müssen, bis Sie eine bessere Vollmacht beibringen können."

Herr Regnier seufzte tief auf. Er schien rathlos zu sein, — schmerzlich zuckte sein Gesicht, — er stand auf.

„So habe ich Eurer Excellenz denn nur noch zu danken," sagte er mit tonloser Stimme, „daß Sie mir so freundlich entgegengekommen sind, — und zu beklagen, daß die Vorsehung mein armes Vaterland noch nicht zu Ruhe und Frieden führen will."

Graf Bismarck hatte sich erhoben, — in tiefem Nachdenken stand er einige Augenblicke da, ohne Herrn Regnier zu entlassen.

„Ich kann noch etwas für Sie thun," sagte er dann, — „um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bereit bin, den Weg zum Frieden mit einer anerkannten und festen Regierung zu erleichtern, — ich will an den Marschall eine telegraphische Anfrage richten, ob er Sie zu Verhandlungen autorisirt, — und wenn er diese Erklärung abgibt, so ist eine Basis gewonnen, auf der sich weiter operiren läßt."

„Dank, Herr Graf, — Dank Ihnen," rief Herr Regnier freudestrahlenden Blickes, — „dieser Entschluß kann Ströme kostbaren Blutes ersparen, — und mein Vaterland vor schweren Opfern retten!"

Graf Bismarck hatte sich wieder an den Schreibtisch gesetzt und auf einen Bogen Papier einige Zeilen in seiner großen, kräftigen Handschrift hingeworfen.

Er las:

„Bevollmächtigt der Marschall Bazaine Herrn Regnier, wegen der Uebergabe von Metz zu unterhandeln?"

„Genügt das?" fragte er.

„Ich möchte Eure Excellenz bitten, hinzuzufügen," sagte Herr Regnier nach kurzem Nachdenken, — „auf Grund der mit dem genannten Herrn getroffenen Verabredung —"

Graf Bismarck sah ihn einen Augenblick scharf an, als wolle er sich den Sinn dieser Worte klar machen.

„Es ist wegen des Zugeständnisses der militärischen Ehren," sagte Herr Regnier.

„Gut," erwiederte Graf Bismarck, — „als Grundlage eines definitiven Friedens läßt sich darüber sprechen."

Er setzte den von Herrn Regnier formulirten Satz dem vorher aufgezeichneten Telegramm hinzu.

„Nun, mein Herr," sagte er dann, „warten Sie einen Augenblick im Vorzimmer, ich will dafür sorgen, daß Sie gut untergebracht werden, — und ich hoffe, daß die Sache einen für alle Theile erwünschten Fortgang nimmt."

Er folgte Herrn Regnier zur Thür des Vorzimmers und befahl, den Grafen Hatzfeld zu rufen.

„Es ist Wahres und Richtiges in den Ideen dieses Mannes, — es wäre eine Wohlthat auch für Deutschland, wenn ein sicherer Friede erreicht werden könnte, ohne noch mehr Menschenleben zu opfern, noch mehr Familien in Trauer zu versetzen, — es ist ein kostbares, ein sehr edles und kostbares Material, das unsere Armeen bildet, — und wenn man zugleich geordnete Zustände in Frankreich schaffen könnte, — mit der Armee Bazaine's könnte sich das Kaiserreich halten — —

„— Doch warum," fuhr er nach einer Pause fort, — „warum kommen diese Gedanken, diese Vorschläge durch einen Unbekannten ohne Legitimation und Vollmacht an mich? Wer ist dieser Regnier, den ich nie gesehen und den Niemand kennt? — Der Kaiser, — die Kaiserin, — sie haben ja Personen genug, die schon durch ihren Namen beglaubigt wären —"

Er schüttelte den Kopf und ging langsam auf und nieder.

Graf Hatzfeld trat ein.

„Wollen Sie dieß Telegramm nach dem Hauptquartier von Metz zur Beförderung an den Marschall Bazaine abgehen lassen," sagte Graf Bismarck, dem Legationsrath den Bogen reichend, den er vorhin beschrieben, — „und dann," fügte er hinzu, — „bringen Sie Herrn Regnier, der im Vorzimmer wartet, zum Feldpolizeidirektor, um

ein Quartier für ihn zu ermitteln, — er mag ihn beobachten, — es wäre mir lieb, etwas Klarheit über diesen räthselhaften Mann zu erhalten."

Graf Hatzfeld nahm das Telegramm und ging hinaus.

Im Vorzimmer ersuchte er Herrn Regnier, ihm zu folgen, und führte ihn durch die Korridore des Schlosses nach einem Zimmer, welches in dem sogenannten Korridor des Chasseurs lag, weil hier abgesondert die Wohnungen für die Theilnehmer an den großen Jagden des Barons Rothschild lagen, damit dieselben bei ihrem frühen Aufbruch zur Jagd die übrigen Bewohner des Schlosses nicht im Schlaf störten.

In diesem Zimmer befanden sich drei Personen.

An einem Tisch in der Mitte, einen Bogen Papier vor sich, auf den er seine Notizen machte, saß der Feldpolizeidirektor Geheimer Regierungsrath Stieber, ein Mann, dessen Erscheinung im ersten Augenblick keinen außergewöhnlichen Eindruck machte. Er mochte fast sechzig Jahre alt sein, seine Gestalt war schmächtig, sein etwas weiches Gesicht mit dem sorgfältig frisirten Haar hatte einen kränklichen Ausdruck. Aber in den Augen von unbestimmbarer Farbe lag, wenn er sie auf einen Gegenstand richtete, eine so feine, scharfe und durchdringende Beobachtung, daß man den Eindruck empfing, diesem Blick, der sich wie eine Sonde in die tiefsten Fu-

gen der Dinge senkte, könne auch das Verborgenste sich nicht entziehen, und um seinen festgeschlossenen Mund lag eine gewisse leichte Ironie, als spotte er der Bemühungen der Welt, durch die äußere Erscheinung das Wesen der Dinge zu verhüllen.

Vor ihm stand ein Mann in der Tracht der Bauern der Gegend, — auch sein Gesicht schien den Stempel französischer Abstammung zu tragen, — doch sprach er im reinsten Deutsch und in dem bestimmten, ruhig klaren Ton dienstlicher Berichterstattung zu dem Chef der so weit verzweigten und so vortrefflich organisirten Feldpolizei.

Auf der andern Seite des Tisches saß der Geheime Hofrath Schneider, des Königs Vorleser und langjähriger Vertrauter, in einem weiten schwarzen Ueberrock, das jugendlich frische Gesicht mit dem freundlich jovialen Ausdruck und den klugen, heiter, oft fast schalkhaft blickenden Augen, umgeben von dem ganz weiß gewordenen Haar und dem ebenso weißen Vollbart, den er wohl zum ersten Mal in seinem Leben sich nach der militärischen Sitte des Hauptquartiers hatte wachsen lassen.

Er war eifrig beschäftigt, ein großes Paket französischer Zeitungen zu durchmustern, welche der Feldpolizeidirektor soeben von dem vor ihm stehenden Agenten erhalten hatte.

„Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Krasnewski,“

sagte der Geheimerath Stieber mit seiner etwas leisen, aber scharfen Stimme, — „Sie sind glücklich nach Paris hinein und wieder heraus gekommen, das zeugt von Geschicklichkeit und Umsicht, — ich werde für eine Gratifikation für Sie sorgen. Sie glauben also nicht," fuhr er fort, „daß die Pariser so bald entmuthigt sein werden?"

„Nein, Herr Direktor," erwiederte der Mann im Ton bestimmter Ueberzeugung, — „sie haben Vorräthe in großer Menge, — wenn damit einigermaßen vernünftig hausgehalten wird, so werden sie noch lange keinen Hunger fühlen, — sie sind voller Wuth, namentlich seitdem Jules Favre zurückgekommen ist, und außerdem hoffen sie auf Armeen, die in den Provinzen gebildet werden und von außen zu ihrem Entsatz heranziehen sollen. In den Kreisen der Regierung traut man dem Marschall Bazaine nicht, — dem Volk aber wird er als der Retter dargestellt, der bald von Metz auf Paris durchbrechen werde."

„Und spricht man vom Kaiser?" fragte der Polizeidirektor.

„Wenig, — und wenn es geschieht, so hört man nur die heftigsten Verwünschungen, — und von seinen Soldaten die lautesten und grimmigsten, — fast scheint es, als wollten sie sich dadurch bei dem Pöbel einschmeicheln und ihre Niederlagen vergessen machen. Neulich

aber, nach dem Gefecht bei Sceaux, richtete sich doch die Volkswuth sehr bedenklich gegen sie, — die Zuaven kamen in wilder Flucht zurück und erklärten, sie hätten keine Patronen mehr, um den Kampf fortzusetzen, — da fand man aber ihre Patrontaschen vollgefüllt, — und wenig fehlte, so hätte man sie an die Laternen gehängt, der General Trochu mußte strengste Untersuchung und Bestrafung zusagen."

„'Inexplicable panique' nennt er das in seinem Tagesbefehl," fiel der Geheime Hofrath Schneider von seiner Zeitung aufblickend ein, — „in der That, sie wissen dort für Alles einen wohlklingenden Euphemismus zu finden, selbst für das so einfache und klare 'Ausreißen' haben sie die vollklingende Phrase: inexplicable panique!"

Er blätterte in seinen Zeitungen weiter.

Der Graf von Hatzfeld trat mit Herrn Regnier ein, führte den Polizeidirektor Stieber nach der Fensternische und sprach einige Augenblicke leise mit ihm. Dieser rief eine Ordonnanz und trug derselben auf, für ein Quartier zu sorgen, Graf Hatzfeld ersuchte Herrn Regnier, einige Augenblicke hier zu warten, und zog sich wieder zurück.

Herr Stieber, welcher den Agenten entlassen hatte, trat zum Geheimen Hofrath Schneider und sagte leise zu ihm:

„Ich soll den Fremden hier beobachten, — ich kann keine französische Konversation führen, — wollen Sie die Güte haben, sich mit ihm über irgend etwas, über die gleichgültigsten Dinge zu unterhalten?“

Der Geheime Hofrath legte seine Zeitungen zusammen und begann in einem so reinen Französisch, wie es je zwischen der Seine und Marne gesprochen worden, mit Herrn Regnier eine jener höflichen und verbindlichen Unterhaltungen, welche sich über ein Nichts, über die alltäglichsten Dinge in einer Reihe von artigen, ja oft geistreichen und pikanten Phrasen fortbewegen, zu welchen gerade die französische Sprache sich mit ihrem unnachahmlichen und unübersetzbaren Wortwitz so ganz besonders eignet.

Der Feldpolizeidirektor saß vor dem Tisch, anscheinend in die Durchsicht seiner Notizen vertieft, und nur von Zeit zu Zeit flog ein Blick seines rasch aufgeschlagenen Auges zu den beiden anderen Herren hinüber.

Nach etwa einer Viertelstunde kehrte die Ordonnanz mit der Meldung zurück, daß das Quartier für Herrn Regnier bereit sei, und dieser verließ, von der Ordonnanz geführt, nachdem er sich von den Herren verabschiedet, das Zimmer.

„Nun,“ fragte der Geheime Hofrath Schneider, „was denken Sie über den Mann, — er hat gute Manieren

und spricht ein gutes und gebildetes Französisch, — er macht mir fast den Eindruck eines alten Haushofmeisters aus einem vornehmen Hause —"

„Ich weiß nicht, was er ist," erwiederte der Feldpolizeidirektor, — „aber das weiß ich, daß nichts, was man auch mit ihm vorhaben möge, ein Resultat haben wird, — er ist ein Schwindler —"

„So sieht er mir nicht aus," sagte der Geheime Hofrath verwundert, — „er macht mir einen ganz soliden und rechtlichen Eindruck —"

„Ich meine auch nicht," fiel Herr Stieber ein, „ein Schwindler in — um sozusagen — in kriminalpolizeilichem Sinn, — aber er ist ein Phantast, — ein Mensch, der von einer fixen Idee beherrscht ist und weder seine Gedanken ordnen, noch die praktischen Verhältnisse beherrschen kann, — es ist einer jener Menschen, die viel umherlaufen, viel reden, zuweilen viel Lärm machen, — aber, glauben Sie mir, — es ist nichts dahinter, — die Art Menschen erreicht und schafft nie etwas."

„Ich habe so viel Proben von der Schärfe Ihres Blickes gehabt, der den Menschen bis in die Falten des Herzens dringt," sagte der Geheime Hofrath, — „daß ich auch dießmal nicht an Ihrer Diagnose zweifle, — es ist mir auch ganz recht," fuhr er fort, „alle solche Verhandlungen zwischen Reihe und Glied durch sind nicht

nach meinem Geschmack, die beste Magnetnadel für den Weg zum Ende all' dieses Wirrwarrs ist die Spitze des Bajonnets! Wollen Sie mir die Zeitungen lassen, — ich möchte meine Phraseologie noch um einige so schöne Wendungen bereichern, wie diese inexplicable panique."

Heiter lachend packte er die Zeitungen zusammen, setzte seine große Mütze von schwarzem Ledertuch mit der Landwehrkokarde auf und ging hinaus, während der Feldpolizeidirektor aus den Notizen, die er von dem aus Paris zurückgekommenen Agenten erhalten, seinen Bericht zusammenstellte. — — —

Herr Regnier war, nach einer unruhigen und schlaflosen Nacht, bei dem ersten Morgengrauen erst eingeschlummert, als er durch ein starkes Klopfen an seine Thür geweckt wurde und der Legationsrath Graf Hatzfeld vor sein Bett trat.

Herr Regnier erhob sich noch halb träumend und stützte sich auf sein Kissen.

Graf Hatzfeld zog ein Telegramm aus der Tasche und reichte dasselbe Herrn Regnier mit den Worten:

„Hier die Antwort des Marschalls, welche Ihnen mitzutheilen der Herr Graf von Bismarck mich beauftragt hat."

Herr Regnier fuhr zusammen. Seine etwas unsicheren und unklaren Blicke hefteten sich auf das Papier, — er las:

„Ich kann die gestellte Frage nicht bejahen. Ich habe Herrn Regnier gesagt, daß ich hinsichtlich der Kapitulation der Stadt Metz nichts abschließen kann.“

Herr Regnier ließ das Telegramm auf die Decke seines Bettes fallen.

„Wie ist es möglich,“ rief er, „in solcher Zeit eine solche Antwort zu geben, — so mißzuverstehen, worauf es ankommt! — Ja, in der That, — wenn Derjenige, der sich selbst das letzte Palladium des Kaiserreichs nennt, sich vor kühnen Thaten scheut und an nebensächlichen Kleinigkeiten hängt, dann ist die Dynastie verloren und Frankreich muß durch die tiefsten Demüthigungen hindurchgehen. Ich bitte Sie, Herr Graf,“ sagte er mit angstvoll bittendem Ton, „sagen Sie dem Ministerpräsidenten —“

„Der Herr Graf von Bismarck,“ erwiederte der Legationsrath, — „hat mich beauftragt, Ihnen auf das Bestimmteste zu erklären, daß er sich auf keine Verhandlung mehr einlassen könne, bevor Sie, ohne alle Ausflüchte, vollkommen genügende Vollmachten vorlegen. Die Angelegenheit sei zu ernst, als daß sie im Geheimen und ohne feste Basis weitergeführt werden könne, und Seine Excellenz hofft,“ fügte der Graf in höflichem, aber bestimmtem Ton hinzu, „daß Sie, mein Herr, diese ganze Sache bald aufklären werden, — wie das, — Sie wer-

den mir darin beistimmen, — Ihre eigene Ehre erfordert."

Traurig saß Herr Regnier auf seinem Bett.

„So muß ich nach England zurück, — um dort Bericht zu erstatten und die Kaiserin zum Handeln zu bestimmen," sagte er.

„Wenn Ihre Majestät die Kaiserin-Regentin," erwiederte Graf Hatzfeld, „auf der von Ihnen angegebenen Basis unterhandeln will, so wird sie gewiß nicht zögern, Sie mit ausreichender Vollmacht zu versehen, — auch wird es Ihrer Majestät ein Leichtes sein, ihre Mittheilung an den König, meinen allergnädigsten Herrn, und an den Grafen Bismarck, sowie ihre Befehle an den Marschall Bazaine gelangen zu lassen."

„Kann ich einen Wagen bis zur nächsten Station, von der aus ich direkt reisen kann — ich glaube Libramont in Belgien — bekommen?" fragte Herr Regnier, der seinen Entschluß gefaßt zu haben schien.

„Ich werde dafür sorgen, daß ein Fuhrwerk zu Ihrer Disposition gestellt wird," erwiederte Graf Hatzfeld, — „leben Sie wohl, mein Herr," sagte er dann in freundlichem Ton, — „ich habe Ihnen offiziell nichts mehr zu sagen, aber ich kann Sie versichern, daß ich ebenso erstaunt bin, als ich es bedaure, daß von Seiten der kaiserlichen Regierung sowohl, als von der kaiserlichen

Partei bis jetzt nichts geschehen ist, um einen Frieden möglich zu machen."

Er wünschte Herrn Regnier glückliche Reise und empfahl sich mit höflichster Artigkeit.

Eine halbe Stunde später hielt ein offener Wagen vor der Thür des Hauses, welches Herr Regnier im Dorf in einiger Entfernung des Schlosses bewohnte, und der unermüdliche Vertreter der Sache des zusammenbrechenden Kaiserthums, dessen Botschafter und Gesandte vor so kurzer Zeit noch an allen Höfen Europas eine so hohe Sprache geführt hatten, — dieser letzte Mann, der es wagte, seine Hand stützend an den in Trümmer sinkenden Thron zu legen, — er fuhr allein mit seinem kleinen Reisekoffer durch die preußischen Truppenstellungen der Grenze zu, um abermals die von so stolzer Höhe herabgeschleuderte Kaiserin auf dem Boden Englands aufzusuchen, auf diesem Boden, der schon so viele gefallene Beherrscher Frankreichs aufgenommen, und von welchem sich soeben die Prinzen von Orleans zur Rückkehr nach dem Land anschickten, dessen Erde das Blut ihrer Vorfahren getrunken und auf der sie doch bereits von Neuem den so gefahrbringenden und doch so lockenden Thron aufzubauen trachteten.

Zehntes Kapitel.

Der Herbstwind rauschte durch den immer mehr herabsinkenden gelblichen Blätterschmuck der alten hohen Bäume, welche den eigenthümlichen Bau der Löwenburg bei Wilhelmshöhe umgeben. Die tiefe Stille, welche die aus dem Waldesdunkel hervorragenden Steinmassen des alterthümlichen Schloßbaues gewöhnlich zu umgeben pflegt, war durch eine nicht sehr zahlreiche Gruppe von Neugierigen unterbrochen, die am äußern Eingang der Verzäunung vor der Burg standen und hieher gelockt waren durch den Wunsch, den gefangenen Kaiser zu sehen, der, nachdem er alle Tiefen und Höhen des menschlichen Lebens durchmessen, jetzt vom höchsten Gipfel irdischer Herrlichkeit in jähem Sturz herabgeschleudert, besiegt und entthront in das prachtvolle Schloß eingezogen war, das in seinen Mauern schon so vielen Schicksalswechsel gesehen hat, das einst zur höchsten Glanzzeit des Welteroberers

„Napoleonshöhe“ hieß und das jetzt unter seinem alten, aber in diesen Tagen neu bedeutungsvoll gewordenen Namen „Wilhelmshöhe“ die letzten Trümmer des zweiten französischen Kaiserreichs in sich barg, während der König von Preußen an der Spitze des deutschen Volkes in Waffen bereits dem Augenblick entgegenging, in welchem im alten Königsschloß Frankreichs das neue Kaiserthum Deutschlands auf dem Schild der Nation sich erheben sollte.

Der alte Kastellan hatte einige seiner Bekannten am Tag vorher wissen lassen, daß für den nächsten Tag der Besuch des Kaisers auf der Löwenburg angesagt sei.

Diese Nachricht hatte sich weiter verbreitet, und da die unmittelbare Umgebung von Wilhelmshöhe streng abgeschlossen war, so hatten sich etwa fünfundzwanzig bis dreißig Personen nach der Löwenburg begeben, um den Imperator zu sehen, der so viel Trauer über Deutschland gebracht und doch wieder, ohne es zu wollen, als Werkzeug in der Hand der Vorsehung den Grundstein gelegt hatte zu der neuen, noch vor Kurzem kaum geahnten Größe der deutschen Nation.

Die Gruppen waren ernst und schweigsam, der Ernst der Zeit, die Bedeutung des Augenblicks lag noch klarer und deutlicher in der Empfindung eines jeden Anwesenden hier an dieser Stätte, an welcher einst der König

Jérome zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands seine lustigen Feste gefeiert hatte und an welcher jetzt sein entthronter Neffe erscheinen sollte, dessen Herrschaft vor Kurzem noch so fest gegründet schien und doch so schnell zerbrochen war — und der nur noch in dem vergoldeten Gefängniß, das sein ritterlicher Gegner ihm gegeben, von dem Schein kaiserlicher Ehre und kaiserlichen Glanzes umgeben war.

Es mochte etwa zwei Uhr Nachmittags sein, als eine vierspännige Equipage mit der Livrée des preußischen Hofes und bespannt mit jenen prächtigen dunkelbraunen Trakehnerpferden, welche das berühmte ostpreußische Gestüt dem königlichen Marstall liefert, den Waldweg herauffuhr und vor dem Eingang zur Burg hielt.

Gespannt richteten sich die Blicke aller Anwesenden auf die vier Personen, welche in diesem Wagen saßen, um nach den zahlreichen Bildern, die man seit langer Zeit überall zu sehen gewohnt war, den Kaiser zu erkennen.

Aber vergebens suchte man unter den Angekommenen eine Aehnlichkeit mit diesen Bildern, und schon wollten die neugierig Herangetretenen sich enttäuscht wieder abwenden, als die herangesprungenen Lakaien den Schlag öffneten, der alte Kastellan im schwarzen Anzug, den Hut in der Hand, an den Wagen trat, und ein großer,

schlanker junger Mann in dem von den französischen Offizieren vielfach getragenen anschließenden Spencer ehrerbietig einem alten Herrn die Hand reichte, welcher fast zusammengekauert in der Ecke des Wagens gesessen hatte und nun mühsam und schwerfällig vom Wagentritt herabstieg.

„Ist es möglich?“ hörte man unter den Gruppen flüstern, „kann das der Kaiser sein?“

„Ja, ja, er ist es,“ sagte ein Anderer.

Der Kastellan grüßte mit tiefer Verbeugung, — die Anderen traten zurück.

„Wer hätte das denken sollen,“ hörte man flüstern, — „es ist ja ein Greis, ein ohnmächtig gebrochenes Wesen, — wie ist es möglich, daß Der da so viel Unruhe in der Welt gemacht hat —“

Und in der That schien die Verwunderung der Anwesenden gerechtfertigt, denn Niemand hätte in der gebrochenen Gestalt, die da mühsam vom Wagen herabstieg, den Mann vermuthen können, dessen Wort die ganze Welt in Bewegung gesetzt und so viele Hunderttausende auf blutigen Schlachtfeldern gegeneinander geführt hatte.

Der Kaiser trug den einfachen Interimsüberrock der französischen Generale mit dem kleinen, rothen, goldgestickten Käppi, auf der Brust das kleine Kreuz der Ehrenlegion und die Medaille von Solferino. In der Hand

hielt er einen starken Stock, auf den er sich so fest stützte, daß man erkennen konnte, diese Stütze sei ihm ein nothwendiges Bedürfniß.

Er schien noch stärker geworden zu sein, oder die bequeme Tracht und die nachlässige und gebrochene Haltung ließen sein Embonpoint stärker und sichtbarer hervortreten, wodurch seine ganze Gestalt etwas Unbehülfliches erhielt. Sein Haar und sein Bart waren sorgfältig frisirt, aber in der letzten Zeit tief ergraut, und die gerade abstehenden Spitzen seines Schnurrbartes gaben seinem erdfahlen Gesicht, dessen magere, faltige Züge mit seiner Körperfülle nicht im Einklang standen, etwas Starres und Todtes. Seine tief eingesunkenen Augen blickten trübe, matt und gleichgültig unter den herabgesenkten Lidern hervor. Seine Nase schien stärker geworden zu sein und zeigte an ihren Flügeln etwas von jenem ominösen hippokratischen Zug, den die Aerzte als einen Ausdruck tiefer Zerstörung des Lebensorganismus kennen. Seine Unterlippe hing tief herab und bewegte sich zuweilen in unwillkürlichem, schmerzlich nervösem Zucken.

Der Prinz Murat, welcher dem Kaiser aus dem Wagen geholfen, bot ihm seinen Arm.

Der Prinz von der Moskwa und der General Reille, ebenfalls im Interimsüberrock der französischen Generalsuniform, folgten.

Napoleon warf aus dem Winkel seines Auges einen schnellen Seitenblick nach den neben der Eingangsthür stehenden Zuschauern — einige Damen neigten sich grüßend, einige Herren nahmen schweigend die Hüte ab — wie mechanisch neigte der Kaiser den Kopf und folgte dann dem Kastellan, der mit dem Hut in der Hand voranschritt über die Zugbrücke durch das große Steinportal in den innern Hof der Burg.

„Sie sind schon lange hier?“ fragte der Kaiser den alten Kastellan in geläufigem, aber an den schwäbischen Dialekt anklingendem Deutsch.

„Schon sehr lange, Majestät,“ erwiederte der Alte, — „ich war schon als Knabe hier zur westphälischen Zeit im Dienst —“

Der Kaiser blickte schnell und scharf zu ihm empor, einen Augenblick schienen sich seine matten, gleichgültigen Gesichtszüge zu beleben, — der alte Kastellan zuckte erschrocken zusammen, als fürchte er, etwas Ungehöriges gesagt zu haben, — er war gewöhnt, allen Besuchern des Schlosses fast bis auf die einzelnen Worte dasselbe zu sagen, — er hatte bei der Erwähnung der „westphälischen Zeit“ kaum an einen Zusammenhang dieser Zeit mit dem kaiserlichen Gefangenen gedacht, dem er auf hohen Befehl jetzt das alte Schloß zu zeigen hatte.

„Treten wir ein,“ sagte Napoleon, und schwankenden

Schrittes, auf seinen Stock und den Arm des Prinzen Murat gestützt, schritt er über die Zugbrücke in den innern geschlossenen Hof. Ruhig und fast immer gleichgültig hörte er die Erklärungen des Kastellans an, — etwas größeres Interesse zeigte er an der Sammlung alter Rüstungen und mit einer gewissen Spannung hörte er die Geschichte von dem todbringenden Zauber der Trauerrüstung an, welche stets Denjenigen, der sie bei den Begräbnissen der Regenten trug, kurze Zeit darauf dem Tode weihte.

Leicht fröstelnd schritt er aus dem kühlen Raum heraus und folgte dem Kastellan in die oberen Gemächer. Auf einem Flur lagen alte Möbel und Geräthe, welche, wie es schien, in einen andern Raum gebracht werden sollten, — langsam vorüberschreitend blieb der Kaiser plötzlich stehen und deutete mit der Spitze seines Stockes nach einem Winkel zwischen zwei alten vergoldeten Stühlen hin.

Dort stand am Boden eine wunderschön aus karrarischem Marmor gearbeitete Büste des Königs Jérome, halb umgesunken und an die Wand gelehnt. Das jugendlich lockige Marmorhaupt mit den lächelnden, heiteren Zügen stach merkwürdig ab gegen die verfallenen Möbel, die es in der dunklen Ecke umgaben.

Sinnend, mit weichem, träumerischem Blick sah der

Kaiser auf dieß Bild aus der längst versunkenen Glanzzeit seiner Familie, während der Kastellan verlegen nach den Generalen hin die Achseln zuckte, als wolle er seine Unschuld betheuern, daß gerade diese Marmorbüste sich hier auf diese Weise den Augen des Kaisers entgegenstellte.

„Armer Oheim," sagte Napoleon zum Prinzen Murat in französischer Sprache, — „als man seine Züge, die damals von Glück und Freude strahlten, in diesen Marmor meißelte, — da ahnte er nicht, daß sein Bild hier einst so unter altem Geröll daliegen würde. Er ist auch schwer erschüttert worden von den wechselnden Schicksalen des Lebens, — und doch war er immer lustig, — immer lustig —" wiederholte er leise, sich fest auf seinen Stock stützend, — „freilich," sagte er dann, finster in sich zusammensinkend, „hat er diesen letzten Fall nicht erlebt, — er schläft im Dom der Invaliden neben seinem Bruder und Trophäen des Ruhmes neigen sich über sein Grab. — Er ist glücklich!"

Noch einen langen Blick warf er auf die am Boden liegende Büste, — dann schritt er weiter und der alte Kastellan beeilte sich, seine Erklärungen wieder aufzunehmen, froh, daß diese für ihn so peinliche Szene, welche ihn einen Verweis befürchten ließ, vorübergegangen war.

Sie durchschritten eins der Gemächer nach dem andern, Napoleon hörte schweigend die Erläuterungen zu den

einzelnen Räumen, — endlich waren sie in ein kleines Zimmer gekommen, dessen Fenster sich über die Waldabhänge hin nach der weiten Ebene öffneten. Der Kaiser ließ den Arm des Prinzen Murat los, — trat an das Fenster und blickte mit groß geöffneten Augen lange in die wunderbar schöne Fernsicht hinaus. Die reine, frische Waldluft schien ihm wohl zu thun, er athmete in tiefen Zügen, eine leichte Röthe erschien auf seinen blassen Wangen.

Plötzlich kehrte er sich um und sagte, den Kastellan fest anschauend:

„Es ist schön hier oben, — sehr schön, — war der König Jérome oft hier?“ fragte er dann ohne jeden Uebergang mit ruhiger, klarer Stimme.

Der alte Mann fuhr wieder in ängstlicher Verlegenheit zusammen, — aber das freundlich wohlwollende Wesen des Kaisers schien ihm Muth einzuflößen und er antwortete:

„Der König kam oft her, — er gab kleine Diners in dem obern Salon —“

„Immer lustig,“ flüsterte Napoleon mit leichtem Lächeln.

„Zuweilen,“ fuhr der Kastellan fort, — „blieb der König auch die Nacht hier, — es gefiel ihm hier oben ganz besonders gut, — bis — —“

Er stockte und schwieg, indem er leicht hustete, — als ob seine Rede beendet sei.

„Bis? —“ fragte Napoleon, einen Schritt vom Fenster zurücktretend, — „bis wann?“

„Später kam der König nicht mehr herauf,“ sagte der Kastellan.

„Und warum?“ fragte Napoleon in bestimmtem, befehlendem Ton. „Erzählen Sie das.“

„Nun,“ sprach der Alte, noch immer ein wenig zögernd, „da Eure Majestät es befehlen, — ich weiß zwar nichts Gewisses, — doch sprach man damals allgemein davon, — und so viel ich weiß, hat es ja auch der König selbst erzählt —“

„Nun also —“ fragte der Kaiser mit ungeduldiger Spannung, während die Generale seiner Begleitung, welche das deutsch geführte Gespräch nicht verstanden, ganz verwundert auf ihren Herrn blickten, der so plötzlich aus seiner tiefen, gleichgültigen Lethargie erwacht schien.

„Der König also,“ erzählte der Kastellan, „hatte ein Diner hier auf der Löwenburg befohlen und war selbst früher heraufgekommen, wie er gewöhnlich zu thun pflegte. Er begab sich hier in dieß Zimmer, in welchem Eure Majestät sich jetzt befinden und welches er gewöhnlich bewohnte. Als er durch diese Thür hier eintrat, sah er an dem Schreibtisch dort —“

Der Kaiser blickte nach dem alterthümlichen Tisch an der Seite des Zimmers hin, auf den der Kastellan deutete.

„Dort an jenem Tisch,“ fuhr der Alte fort, — „sah der König Jemand sitzen, — in blauem Rock und kurzer Perrücke, — erstaunt blieb er stehen, — da erhob sich die Gestalt, wendete langsam den Kopf herum, — der König erkannte nach den Bildern, die er in den Schlössern gesehen, den alten Kurfürsten, der ihm entgegentrat und in kurzem Tone fragte: ‚Was wollen Sie?‘ — Da warf der König die Thür in's Schloß und eilte die Treppe hinab, — die ganze Dienerschaft war erstaunt über sein verstörtes Aussehen, — er befahl seinen Wagen und fuhr nach Wilhelmshöhe zurück. Das Diner wurde abbestellt und — seitdem ist der König nie mehr nach der Löwenburg gekommen.“

Der Kaiser hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, — ein leichter Schauer fuhr durch seine Glieder, — dann erklärte er mit wenigen Worten das Gehörte seinen Begleitern, welche lächelnd die Achseln zuckten.

Napoleon trat an den Schreibtisch heran, stützte die Hand auf denselben und blieb einige Augenblicke in tiefen Gedanken stehen. Dann wendete er sich rasch um und sagte mit fröstelndem Zittern:

„Ich bin angegriffen, — es ist kühl hier oben, — kehren wir zurück.“

Ohne weiter ein Wort zu sprechen und ohne sich in den Zimmern, die er durchschritt, umzusehen, stieg er die Treppe hinab und ging über den Schloßhof bis zu dem äußern Gitter, wo noch immer die Gruppen der Neugierigen standen. Der Wagen fuhr vor, — der Prinz von der Moskwa ließ einige Goldstücke in die Hand des Kastellans gleiten und der Kaiser fuhr den Waldweg herab, schweigsam in seine Ecke gelehnt, während der Kastellan von den verschiedenen Gruppen umdrängt wurde und mit wichtiger Miene alle Einzelheiten des kaiserlichen Besuches in dem Schloß erzählte.

Napoleon stieg auf der Rampe von Wilhelmshöhe aus, von welcher vor fünf Jahren der letzte Kurfürst herabgefahren war, um seinem Schloß und seinem Land für immer den Rücken zu wenden, — schweigend begab er sich in sein kleines Arbeitszimmer, durch dessen Fenster man die Aussicht nach dem Herkules hatte, entließ die Generale seiner Umgebung und befahl, seinen Sekretär Pietri zu rufen. Er ließ sich matt auf das Kanape vor seinem Schreibtisch niedersinken, auf welchem eine große Anzahl französischer und deutscher Zeitungen lagen und starrte in finsterem Nachdenken vor sich hin, bis Pietri eintrat.

Dieser hielt ein Telegramm in der Hand und schien ein wenig unruhig und aufgeregt.

Der Kaiser bemerkte es nicht. Langsam schlug er die Augen auf und fragte mit dumpfem Ton, indem er matt die Hand gegen seinen vertrauten Sekretär erhob:

„Sagen Sie mir, Pietri, halten Sie es für möglich, daß Erscheinungen der Geisterwelt körperlich unseren Sinnen wahrnehmbar werden können?"

Pietri blickte mit tiefer, mitleidsvoller Theilnahme auf die gebrochene Gestalt und das schmerzlich zuckende Gesicht seines Herrn.

„Sire," sagte er dann mit ruhigem, sanftem Ton, als wolle er auch durch den Klang seiner Stimme die krankhafte Erregung der Nerven des Kaisers beruhigen, — „Eure Majestät haben stets an die Einwirkung außer- und überirdischer Einflüsse auf das menschliche Leben geglaubt, — Eure Majestät wissen auch, daß mein etwas kritischer, — ja skeptischer Verstand," fügte er mit leichtem Lächeln hinzu, „sich einem solchen Glauben nicht erschließen kann, — jedenfalls möchte ich glauben, daß unlösbare und unberechenbare Probleme nicht für die Beurtheilung konkreter und realer Verhältnisse der Welt in Betracht kommen können, — solcher Verhältnisse, Sire, als sie sich jetzt mit übermächtiger und unerbittlicher Gewalt fühlbar machen."

„Und doch," sagte der Kaiser, welcher in starrem Hinbrüten kaum die Worte Pietri's vernommen zu haben

schien, — „und doch sind gewaltige und erschütternde Ereignisse oft von wunderbaren und übernatürlichen Kundgebungen aus einer Welt begleitet, die uns umgibt, die vielleicht bestimmend auf uns einwirkt und die doch nur in außergewöhnlichen und seltenen Augenblicken unseren Sinnen wahrnehmbar wird. Ich habe auf der Löwenburg," fuhr er fort, „eine Geschichte gehört, — eine Geschichte, an die man glaubt und von der ich auch früher schon vernommen zu haben mich erinnere, — die Gestalt des alten Kurfürsten, sagt man, sei dort oben einst meinem Oheim erschienen, — der König Jérome war nicht abergläubisch," fügte er mit einem matten Lächeln hinzu, — „aber voll Entsetzen ist er vor dieser Erscheinung geflohen vom alten Schloß herab, um einige Jahre darauf auch seinen Thron und sein Königreich für immer zu verlassen."

Pietri erwiederte nichts. Er hob die Depesche, welche er in der Hand hielt, empor.

„Soeben, Sire —" sagte er.

„Denken Sie sich," fiel Napoleon ein, ohne die Bewegung seines Sekretärs zu beachten, „daß mir Aehnliches widerfahren ist. Ohne äußere Veranlassung," fuhr er lebhafter sprechend fort, „habe ich mich in den letzten Tagen mehrfach der unglücklichen Kaiserin Charlotte erinnert, dieser armen Prinzessin, welcher das traurige

Schicksal ihres Gemahls das Herz gebrochen und den Geist verdunkelt hat. Sie war bei mir in Paris," sprach er, starr vor sich hinblickend, weiter, „sie flehte mich um Hülfe an, — ich konnte sie ihr nicht gewähren, — der Eigensinn, die falsche, ehrgeizige Verblendung ihres Gemahls waren zu groß, — und als ich von ihr ging, umnachtete sich ihr Geist, — sie verfolgte mich und rief mir im ersten Ausbruch des Wahnsinns einen Fluch nach, der noch in meiner Seele nachklingt! — — ich hatte lange nicht daran gedacht," sprach er leiser, — „ich hatte Mitleid für sie, aber ich konnte ihr ja doch nicht helfen, — jetzt aber, hier in dieser Einsamkeit, stieg die Erinnerung an jenen Augenblick wieder in mir herauf — und wunderbar — ist nicht das damals so stolze und mächtige Frankreich heute zusammengebrochen in Blut und Flammen, wie einst das Kaiserreich des unglücklichen Maximilian, — ist es nicht zerklüftet vom Kampf der Parteien durch die verhängnißvolle Fügung des Schicksals? Steht nicht derselbe Mann, steht nicht der Marschall Bazaine, nach welchem damals der unglückliche Maximilian in seiner letzten Noth Hülfe bittend die Hand ausstreckte, — steht er jetzt nicht auch da als der letzte Retter Frankreichs, — wenn eine Rettung noch möglich ist? — Daran habe ich gedacht, Pietri," fuhr er fort, die Blicke angstvoll auf seinen Sekretär gerichtet, „diesen

Gedanken habe ich nicht los werden können und —" sprach er dann mit flüsternder Stimme, sich vorbeugend und scheu im Zimmer umherblickend, „in der letzten Nacht, als ich von Schmerzen gequält schlaflos auf meinem Bett lag, da war es, als ob ein Nebel das Zimmer erfüllte, — dieser Nebel verdichtete sich und ich sah — Pietri, ich sah mit diesen meinen Augen die Gestalt des Kaisers Maximilian, bleich und fahl, in einen weiten Purpurmantel gehüllt, aber so dunkel der Purpur auch glühte, so sah ich doch große Blutstropfen an demselben herabrollen. Die Gestalt schwebte näher und näher zu mir heran, ich wollte mich erheben, ich wollte rufen, — aber Bewegung und Sprache waren von mir gewichen! — Lange sah mich das entsetzliche Bild mit seinen großen, todesstarren Augen an, dann hob es die Hand empor, tauchte den Finger in das von dem Mantel herabrinnende Blut und schrieb in die Luft vor meinen Augen mit rothen, leuchtenden Flammenzügen den Namen ‚Bazaine' — den Namen des Mannes, der damals neben dem versinkenden Kaiserthum Maximilian's stand, wie heute neben dem aus tausend Wunden blutenden und zuckenden Frankreich. Dann löste sich die Gestalt wieder in Nebel auf, und —" fuhr der Kaiser von Schauern geschüttelt fort, „und ich versank in eine Ohnmacht, aus der ich erst nach mehreren Stunden wieder erwachte, als das Morgen=

grauen des Tages durch das Fenster hereinfiel. Sagen Sie mir, Pietri," rief er, die gefalteten Hände emporhebend, „glauben Sie, daß die Geister in eine andere Welt unversöhnliche Rache mit sich hinübertragen können?"

„Nein, Sire," sagte Pietri mit festem Ton, „das glaube ich nicht, — aber ich glaube, daß Eure Majestät mit Conneau sprechen sollten. Er wird Mittel finden, um diese unnatürliche Ueberreizung zu beruhigen und Eurer Majestät Ruhe und Schlaf wiederzugeben."

„Das sagen sie Alle," sprach Napoleon mit dumpfem Ton, „die Nerven! — Ja — sie sind mürbe und zerrissen, diese bewegenden Fäden der auseinander fallenden Maschine, — aber sollte es nicht möglich sein, daß je mehr sie unbrauchbar werden für diese Welt, um so fühlbarer sich ihnen die Eindrücke einer andern Welt machen können, einer Welt, welche leitend, bestimmend — und rächend in die verworrenen Menschenschicksale eingreift?"

„Sire," sagte Pietri, indem er näher zum Kaiser herantrat, „ich beschwöre Eure Majestät, sich solchen Gedanken nicht hinzugeben und nicht Probleme zu verfolgen, welche auf Erden niemals gelöst werden. Die furchtbare Krisis, welche über Eure Majestät und Frankreich hereingebrochen ist, verlangt volle Klarheit des Nachdenkens und volle Kraft des Entschlusses, und Eure Majestät müssen diese Kraft in diesem Augenblick mit aller Gewalt

des Willens zusammenfassen, denn eine ernste Entscheidung steht Ihnen bevor.“

Der Kaiser blickte wie aus einem Traum erwachend empor. Er schien in seinen Gedanken zu suchen, welche Entscheidung von ihm, dem machtlosen Gefangenen, zu treffen sein möchte.

„Ein Telegramm der Kaiserin,“ sagte Pietri, das Blatt, welches er in der Hand hielt, seinem Herrn überreichend, „von einer belgischen Station, kündigt die Ankunft Ihrer Majestät für heute Abend an.“

„Die Kaiserin kommt hieher?“ rief Napoleon, sich schnell emporrichtend, „und was führt sie her? Hat sie die Erlaubniß zu diesem Besuch erhalten?“

„Darüber, Sire,“ erwiederte Pietri, „sagt natürlich das Telegramm nichts, aber gewiß wird Ihre Majestät nicht ohne Genehmigung eine solche Reise unternehmen. Und was den Zweck ihres Besuches betrifft, so dürfte, wie ich vermuthe, derselbe mit den Verhandlungen zusammenhängen, über welche die Kaiserin vor einiger Zeit berichtete.“

„Aber jene geheimnißvolle Person,“ sagte Napoleon, „deren Erscheinen die Kaiserin mir ankündigte, ist nicht gekommen.“

„Darum wird Ihre Majestät kommen,“ sagte Pietri, „jedenfalls muß die Sache von Wichtigkeit sein, da

die Kaiserin selbst den Entschluß Eurer Majestät ein=holen will."

„Welche Unruhe, — welche neue Aufregung," rief der Kaiser schmerzlich, — „ich habe die Macht verloren und soll dennoch auch jetzt noch von den Arbeiten der Herrschaft gequält werden! Pietri, — ich kann nicht mehr," sagte er, in die Kissen des Kanapes zurücksinkend, — ich wünsche nichts mehr, als in Ruhe das Ende dieser Lebenstragödie zu erwarten, — das Glück ist von mir gewichen, was meine Hand berührt, ist dem Untergang verfallen!"

Pietri wollte antworten, — des Kaisers Kammer=diener trat ein, überreichte dem Geheimsekretär eine Karte, auf welcher einige Zeilen mit Bleistift geschrieben waren, und zog sich dann wieder leise und ehrfurchtsvoll zurück.

„Was gibt es?" fragte Napoleon, — „irgend ein englischer oder amerikanischer Reporter, der mich für sein Journal auszubeuten wünscht? — Diese Leute haben ihren Nutzen," fuhr er mit einem leichten Anflug heiterer Laune fort, — „ich empfange sie gern, wenn irgend möglich, — man kann durch sie Aeußerungen und An=schauungen in die Oeffentlichkeit bringen, die ihren Weg machen, die Jedermann glaubt, — und die man doch nicht zu vertreten und zu verantworten nöthig hat."

„Es ist kein Reporter, Sire," sagte Pietri ernst,

indem er die Karte, welche er erhalten, in der Hand hin und her drehte, — „es ist," fuhr er zögernd, mit einer gewissen Verlegenheit fort, — „es ist — Madame Bellanger —"

Der Kaiser richtete sich empor. Einen Augenblick zuckte sein Gesicht wie von einem plötzlichen Schreck zusammen, — dann aber leuchtete eine weiche, sanfte Freundlichkeit aus seinen vorher so trüben und starren Augen und mit dem wohlwollenden, angenehmen Lächeln seiner jüngeren Tage sprach er:

„Welche Thorheit, — jetzt hieherzukommen, — und doch, — es sind so Wenige, die dem Unglück folgen, — wohin verbirgt sich die Treue und Anhänglichkeit? — Aber hier," rief er dann aufstehend und mit matten, schweren Schritten im Zimmer auf und nieder gehend, — „hier, wo tausend Augen auf mich gerichtet sind, — und heute, — die Kaiserin, — es ist unmöglich — sagen Sie ihr, Pietri —"

Er stand einige Augenblicke sinnend da.

„Doch nein," sagte er dann mit leicht zitternder Stimme, — „lassen Sie sie kommen, — ich will ihr selbst sagen, daß sie gehen muß, — lassen Sie sie kommen."

Pietri ging hinaus, — der Kaiser blieb unbeweglich, die groß geöffneten Augen auf die Thür gerichtet, in der Mitte des Zimmers stehen.

Nach einigen Minuten öffnete Pietri diese Thür wieder und trat zur Seite.

Langsam, als hielte ein scheues Zögern ihre Schritte zurück, trat eine Frau von etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahren in das Zimmer. Ihre nicht sehr hohe, aber schlanke und biegsame Gestalt war in ein dunkelgraues, fast schwarzes Reisekleid gehüllt, — ihr Kopf mit dem reichen, einfach gescheitelten und in welligen Locken zurückgestrichenen goldblonden Haar war von einem feinen schwarzen Spitzentuch umgeben, — das Gesicht mit der reinen Stirn, der etwas aufwärts gebogenen Nase, dem großen, aber schön geformten Mund, schien von der Natur für heitern, fröhlichen Lebensgenuß bestimmt, die großen, etwas schräg geschlitzten braunen Augen unter den fein gezeichneten Brauen schienen nur gemacht, um keck und lustig in die Welt zu blicken, und die vollen dunkelrothen Lippen mußten noch reizender sein, wenn sie, benetzt vom perlenden Schaum eines vollen Champagnerkelchs, von leichten Scherzen überströmten. Diese Frau führte einen zarten Knaben von etwa sechs Jahren mit langen hellen Locken, einem feinen frischen Gesicht und großen, klaren, sinnig blickenden Augen an der Hand, — auf ihren Zügen lag ein tiefer Schmerz und ihre Augen schimmerten in Thränen, — es war, als sei ein Trauerschleier über ihre ganze so reizende, sinnlich heitere Erscheinung ge-

worfen, und als sie, das Kind an der Thür zurücklassend, schnell auf den Kaiser zuschritt, sich vor ihm in die Kniee sinken ließ, die weißen Hände bittend erhob und die Blicke voll rührender Hingebung auf ihn richtete, da war sie das vollendete Bild einer Magdalena, so schön, so lebensüppig und so schmerzvoll zugleich, daß kein Künstler ein besseres Modell für das gebeugte und gebrochene Kind der fröhlichen Welt des Sinnengenusses hätte finden können.

Der Kaiser blickte freundlich zu ihr herab, — es flog über seine Züge wie der letzte Strahlenschimmer, mit dem die herabsinkende Sonne der schon von der heraufsteigenden Nacht beschatteten Erde den Abschiedskuß gibt, — er reichte ihr die Hand, die sie in leidenschaftlicher Glut an ihre Lippen drückte und mit Thränen überströmte.

„Sie kommen zu mir, Marguerite," sagte Napoleon mit unendlich weicher Stimme, — „jetzt in dieser Stunde, in welcher das Ende von Allem herannaht, das Ende für den gefallenen Kaiser und für den leidenden, gequälten Menschen?"

„O Sire," rief Marguerite Bellanger, — „mein geliebter, theurer Sire, — wo wäre ein Platz, der mir höheres Glück gewähren könnte, als hier zu Ihren Füßen? Ich durfte diesen Platz nicht einnehmen, als Sie auf den goldenen Stufen des Thrones standen, — man hat mich

von Ihnen getrieben, da ich doch nichts verlangte, als mit meinem thörichten Geplauder und mit meinem fröhlichen Lachen Ihnen die Sorgen der Macht und Herrschaft zu verscheuchen, — die Welt, Sire, gehörte Ihnen, — Sie konnten die arme Marguerite entbehren, — aber jetzt, Sire, jetzt, da nicht die flüchtige Sorge nur des mächtigen Herrn und Gebieters Stirne faltet, — jetzt, da Dunkel und Einsamkeit Sie umgibt, da der tiefe Schmerz, das unerbittliche, finstere Leid seine Linien in Ihr Antlitz gräbt und Ihr Herz in bitterer Qual zerreißt, — jetzt, Sire, darf man mich nicht von Ihnen reißen, — hier zu Ihren Füßen ist mein Platz, den ich mit meinem Leben vertheidigen will."

Wie erschrocken vor diesen so glühend leidenschaftlichen und zugleich so rührend bittenden Worten trat Napoleon einen Schritt zurück.

Marguerite aber ließ seine Hand nicht los, — sie zog sich auf ihren Knieen ihm nach und die feucht verschleierten Blicke zu ihm aufrichtend, die Brust wogend von heißen Athemzügen, rief sie mit wehmüthig flehendem Ton:

„Nein, Sire, — nein, Sie werden, Sie können mich jetzt nicht verstoßen, — Sie bedürfen meiner, — jetzt, jetzt endlich kann ich Ihnen sein, was ich in meinen Träumen ersehnte: — der flüchtige Lichtstrahl, der einen Augenblick

Ihr Auge erfreut, die kleine, unbedeutende Blume, deren Duft Sie erquickt und tröstet in Ihrem einsamen Kummer! O, fürchten Sie nicht, mein theurer Sire," sagte sie in schmeichelndem Ton, „daß ich weinen und klagen werde, — nein, Sire, — ich werde lachen, Thorheiten machen und scherzen, — und wenn Schmerz und Trauer Sie überall umgibt, so sollen Sie in den Augen Ihrer armen kleinen Marguerite Freude und Heiterkeit finden und eine lichte Erinnerung an vergangene Tage, in denen Sie doch zuweilen glücklich waren und einen freundlichen, liebevollen Blick für mich hatten."

Sie unterdrückte mit heftiger Anstrengung ihre Erregung, fuhr schnell mit der Hand über die Augen und schaute zum Kaiser mit klaren, aber fieberhaft glänzenden Augen auf, während sie ihre zuckenden Lippen zu einem heiteren Lächeln zwang.

Sie war von rührender Schönheit in diesem Bemühen, lachende Fröhlichkeit auf ihrem Gesicht zu zeigen, während Angst und Schmerz ihre Brust durchwühlten, — sie hatte erreicht, was sie wollte, — der Kaiser sah sie mit einem innigen Blick voll Dankbarkeit und glücklicher Freude an.

Dann aber zog er sie sanft empor und sprach ernst, aber in einem Ton voll inniger Herzlichkeit:

„Stehen Sie auf, Marguerite, und hören Sie mich

an; — was soll das Kind denken?“ fügte er, auf den Knaben deutend, hinzu, der in der Nähe der Thür stehen geblieben war und mit verwunderten Blicken herübersah.

„Das Kind?“ rief sie, den Knaben heranziehend und seinen Kopf zum Kaiser emporrichtend, — „das Kind soll sich ewig daran erinnern, daß es seine Mutter zu Ihren Füßen gesehen hat, Sire, — es soll nie in seinem Leben vergessen, daß es seine höchste Pflicht ist, für Sie zu leben, Sire, — und für Sie zu sterben. Sieh', Charles, mein Kind,“ sagte sie, die Locken des Knaben streichelnd, „sieh', — dieß ist Dein Herr, — schwöre, ihn zu lieben und ihm zu dienen Dein ganzes Leben lang.“

Das Kind sah seine Mutter fragend an, — dann blickte es zum Kaiser auf und sprach mit seiner reinen, klaren Stimme:

„Da meine Mutter Sie so sehr liebt, mein Herr, so liebe ich Sie auch und,“ sagte er, die Worte seiner Mutter wiederholend und deren Ton nachahmend, — „und werde Ihnen dienen mein ganzes Leben lang.“

Der Kaiser stand tief bewegt vor dieser Frau und diesem Knaben, mächtige Rührung zuckte auf seinem Gesicht, — seine Augen füllten sich mit Thränen, — er

bedeckte das Gesicht mit den Händen und sank auf einen Stuhl nieder.

Marguerite kniete zu seinen Füßen und küßte seine Hand, — das Kind stand neben ihm und legte seinen kleinen Arm auf die Schulter des Kaisers, — es wollte zeigen, daß es den Befehl seiner Mutter zu erfüllen trachte, — diesen traurigen, niedergebeugten Mann zu lieben, den es heute zum ersten Mal sah.

„Sire," sagte Marguerite mit ernstem, feierlichem Ton, — „hier in dieser Stunde, bei dem Gott, der auch der Sünder sich erbarmt, der große Schuld vergibt um großer Liebe willen, — schwöre ich Ihnen, — ich habe Sie nicht betrogen, — ich habe jene Briefe geschrieben, welche ich Devienne gab, — weil man mir sagte, ich müßte es thun um Ihretwillen, — Ihres Friedens und Ihrer Ruhe wegen, — und was thäte ich nicht für Sie? Für Sie, Sire, habe ich mein Kind verleugnet und beschimpft, — aber, Sire, — bei Allem, was wahr und rein ist im Himmel und auf Erden, schwöre ich Ihnen, — dieß Kind hat ein Recht, Sie zu lieben, — ein Recht, für Sie zu leben und zu sterben!"

„Ich weiß es," sagte Napoleon, — sanft machte er seine Hand von Marguerite los, zog den Knaben an sich und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

Die junge Frau beugte sich zurück und blickte mit

strahlenden Augen, die Hände vor der Brust gefaltet, auf den Kaiser und das Kind, als wolle sie dieß Bild unauslöschlich in ihr Herz graben.

Napoleon stand auf, reichte ihr seine beiden Hände und zog sie zu sich empor.

„Ich danke Ihnen, Marguerite,“ sagte er, — „Sie haben mir einen Augenblick des Glückes und der Freude gegeben, — dafür möge Glück und Freude Sie in Ihrem Leben begleiten, — jetzt aber, Marguerite, — jetzt müssen Sie mich verlassen —“

„Sie verlassen, Sire?“ rief die junge Frau mit starrem Blick, — „jetzt, da Sie meiner bedürfen, — da Sie selbst mir sagen, daß ich im Stande gewesen, Ihnen Glück und Freude zu geben, — o, Sire, das ist unmöglich!“

„Marguerite,“ sprach Napoleon mit der ihm eigenthümlichen, fast kindlichen Herzlichkeit, welche in früheren Tagen seiner Unterhaltung oft einen so bezaubernden Reiz verlieh, — „Marguerite, — es muß sein. Der Kaiser ist herabgestürzt von seiner Höhe, — aber dennoch gehört er der Geschichte, — der Geschichte der Vergangenheit und der Zukunft, — und der Mensch, — er muß zufrieden sein, wenn ihm ein Augenblick des Glückes zu Theil wird, um neue Kraft zu sammeln für die Leidenskämpfe, die unsere Bestimmung auf Erden sind, — und auf den Höhen des Lebens am meisten. —

Gehen Sie, Marguerite, — ich will es, — ich bitte Sie darum!“

Sie stand bleich und regungslos da.

„Und dieß Kind?“ flüsterte sie.

„Dieß Kind?“ sagte der Kaiser, indem er zu dem Knaben trat und die Hand auf sein Haupt legte, — „ich kann ihm nichts geben von dem Glanz, der den Thron des Kaisers umstrahlte, — aber auch die Sorge und die Pein mag ihm fern bleiben, welche die Macht und Größe verhängnißvoll begleiten. Der Kaiser, Marguerite, soll diesem Knaben fern bleiben, — fern für immer, auch in seinen Gedanken, — aber hier aus dem Herzen des Menschen heraus rufe ich den Segen des Himmels auf ihn herab, — er möge ihn begleiten sein Leben lang, — er möge seiner Mutter Lust und Glück bringen! Gedenket meiner in Liebe und betet für mich zu den unerforschlichen Mächten des Himmels, wenn ihr hören werdet, daß meine irdische Laufbahn vollendet ist. — Geht, — laßt mich allein, — es ist genug.“

Er schloß den Knaben in seine Arme und führte ihn zu seiner Mutter.

Marguerite sprach kein Wort mehr.

Sie drückte ihre Lippen in langem Kusse auf die Hand des Kaisers, schlang dann den Arm um die

Schulter des Kindes und verließ schwankenden Schrittes das Zimmer.

Der Kaiser setzte sich erschöpft nieder.

„Auch die letzten Lichtblicke der Vergangenheit erlöschen, — müssen erlöschen, — und tiefer und tiefer senkt sich die Nacht herab, — wird es nach derselben wieder einen Morgen, — eine neue Sonne und neues Licht geben? — Ewiges Räthsel, das den Menschengeist so tief niederdrückt am Abend des Lebens, diesen Geist, der so stolz und allmächtig sich dünkte im Licht der Mittagssonne!“

Pietri trat herein.

„Ist sie fort?“ fragte der Kaiser.

„Sie ist in dem Wagen wieder zurückgefahren, der sie hergebracht,“ erwiederte Pietri ernst und traurig, — „sie ist ein treues, ergebenes Herz, Sire, ganz Liebe und Hingebung —“

„Sie ist glücklich,“ sagte der Kaiser leise, „denn sie wird ihr Kind glücklich sehen! — Armer Louis,“ fuhr er fort, den Kopf in die Hände stützend, — „auf Deinen schwachen Schultern ruht der Name des Kaisers mit seiner verhängnißvollen Last, — wirst Du sie tragen können?“

Der Kammerdiener trat ein und meldete, daß das Diner des Kaisers servirt sei.

Napoleon stand auf, — sein Gesicht nahm den Ausdruck kalter, gleichgültiger Ruhe wieder an, — er stützte sich auf Pietri's Arm und begab sich in den kleinen Speisesaal des Schlosses, wo die Herren seiner Umgebung ihn erwarteten.

Elftes Kapitel.

Der große Bahnhof in Kassel war ziemlich leer um die zehnte Abendstunde desselben Tages. Auf dem Platz vor dem äußern Eingang des großen rundförmigen Baues standen die Wagen der verschiedenen Hotels. Einzelne Reisende warteten in den Wartesälen und die dienstthuenden Beamten gingen auf dem Perron auf und nieder, denn der von Köln und Hannover kommende Zug war signalisirt.

Unter den Eisenbahnbeamten konnte man auf dem Perron verschiedene Personen bemerken, welche trotz ihres Civilanzuges eine gewisse militärische Haltung hatten.

Ein zweispänniger, verschlossener Wagen, ohne Bedienten, mit einem Kutscher in dunkler Livrée, fuhr einige Zeit vor Ankunft des Zuges schnell von der Stadt her an den Bahnhof heran. Ein Herr, in einen weiten Ueberrock gehüllt, einen runden, tief in das Gesicht gedrückten Hut auf dem Kopf, stieg aus und wurde, nach=

dem er einige Worte mit dem vor dem Eingang der Wartesäle stehenden Beamten gewechselt, von diesem diensteifrig auf den dem Publikum noch verschlossenen Perron geführt, wo er auf dem von den hellen Gaslaternen am wenigsten erleuchteten Raum auf und nieder ging und, jede Begegnung mit den übrigen Personen vermeidend, mit sichtlicher Ungeduld die Ankunft des Zuges erwartete.

Es dauerte nicht lange, so erblickte man in der Ferne auf dem Schienengeleise die hell leuchtenden Vorderlaternen der heranbrausenden Lokomotive. Der Zug fuhr vor, die Thüren zu den Wartesälen wurden geöffnet und bald füllte sich der Perron mit den aussteigenden Reisenden.

Der Herr im Ueberrock ging an der Wagenreihe entlang und blickte aufmerksam in die geöffneten Waggons.

In einem Halbcoupé erster Klasse saßen zwei schwarzgekleidete Damen, die Gesichter mit dunklen seidenen Schleiern verhüllt. Ein Diener in schwarzer Reiselivrée trat heran und nahm einige Handkoffer in Empfang, welche die eine der Damen ihm hinausreichte.

Der Herr im Ueberrock schien gefunden zu haben, was er suchte. Er näherte sich den beiden Damen, lüftete leicht den Hut und sagte in französischer Sprache:

„Wir haben Sie erwartet, Madame, und Alles ist zu Ihrem Empfang bereit."

Dann gab er der einen der beiden Damen seinen Arm und führte dieselbe, während ihre Begleiterin mit einem Diener, der einen Theil des Handgepäcks einem Kofferträger gegeben hatte, nachfolgte, zu dem neben den Hotelfuhrwerken haltenden Wagen. Das Gepäck wurde untergebracht, die Damen und der Herr stiegen ein, der Diener sprang auf den Bock und im raschen Trabe eilten die für die einfache Equipage auffallend schönen und edlen Pferde auf dem Weg nach der Stadt dahin. Der Wagen wendete sich der großen Allee zu, welche nach Wilhelmshöhe hin führt, und hielt nach kaum einer halben Stunde auf der Rampe vor dem innern Eingang des Schlosses, ohne daß er durch die Schildwache, welche ihre Instruktionen haben mußte, aufgehalten worden wäre.

Der General Reille, der Graf Castelnau und der Prinz Murat waren auf dem Vestibüle. Der Herr, welcher, aus dem Wagen springend, in dem hellen Licht der Gasflammen seinen Hut abnahm und der ersten der beiden Damen die Hand reichte, um ihr aus dem Wagen zu helfen, zeigte sich als der Fürst von der Moskwa. Die sämmtlichen Herren verneigten sich tief, — mit leichter Bewegung des Hauptes grüßend, ging die Dame, welcher der Fürst von der Moskwa voranschritt, in das

Innere des Schlosses, während ihre Begleiterin von den übrigen Herren mit herzlicher Begrüßung empfangen wurde.

Vor dem Zimmer des Kaisers blieb der Fürst von der Moskwa stehen, öffnete die Thür und ließ, ehrerbietig zur Seite tretend, die Dame an sich vorübergehen, worauf er sofort die Thür wieder schloß.

Die verschleierte Dame durchschritt das Vorzimmer. An der Thür des dahinter liegenden Arbeitskabinets des Kaisers trat ihr Napoleon in seiner schwachen, unsichern Haltung, die linke Hand auf den Stock gestützt, entgegen. Die Dame schlug den Schleier zurück, und im Lichte der von der Decke herabhängenden Ampel, deren Strahlen sich mit dem Schein einer großen Lampe mit blauem Schirm vermischten, welche auf dem Schreibtisch des Kaisers stand, zeigten sich die edlen, klassisch schönen Züge der Kaiserin Eugenie, bleich, schmerzvoll und abgespannt und in der schwarzen Umhüllung noch marmorähnlicher erscheinend.

Der Kaiser zitterte so heftig, daß der Stock, auf welchen er sich stützte, hin und her schwankte. Dann faßte er sich mit Aufbietung aller Willenskraft, — und mit einer Bewegung, welche an die ritterliche Galanterie seiner früheren Tage erinnerte, trat er seiner Gemahlin entgegen, hob deren Hand an seine Lippen und führte

sie dann zu dem im Hintergrund des Zimmers stehenden Kanape, während er sich selbst in einen Sessel neben demselben mit allen Zeichen körperlicher Erschöpfung niedersinken ließ.

Die starre, kalte Ruhe, welche bisher auf dem Gesicht der Kaiserin gelegen hatte, machte einem Ausbruch heftiger und leidenschaftlicher Erregung Platz. Sie warf den Kopf gegen die Rücklehne des Kanapes zurück, Zorn und Verzweiflung flammten aus dem Blick ihrer großen Augen, die sie in dem Gemach umherschweifen ließ. Dann hob sich ihre Brust unter lautem Schluchzen, ein Thränenstrom rann über ihre Wangen herab, sie drückte ihr Taschentuch fest auf ihr Gesicht und versuchte vergeblich, die konvulsivische Erregung zu bekämpfen, welche ihren ganzen Körper in zitternder Bewegung hin und her warf.

Der Kaiser blickte ernst und traurig auf seine Gemahlin hin, — still und schweigend, — er wollte ihr Zeit lassen, den ersten wilden Ausbruch ihrer Gefühle bei diesem so schmerzlichen Wiedersehen zu überwinden.

Endlich wurde das Schluchzen der Kaiserin leiser, sie sank wie ermattet in sich zusammen und nahm das fast ganz durchnäßte Taschentuch von ihren Augen, der Kaiser beugte sich ein wenig vor und legte seine Hand auf diejenige seiner Gemahlin.

„Das Verhängniß hat uns schwer getroffen, Eugenie," sagte er mit sanfter, ruhiger Stimme, — „in dieser so kurzen Spanne Zeit. Wer hätte es geahnt, als wir in St. Cloud von einander Abschied nahmen, daß wir uns hier, daß wir uns so wiedersehen sollten!"

Die Kaiserin zog ihre Hand zurück. Ein Blick, in welchem mehr Zorn als Schmerz lag, traf ihren Gemahl.

„Und warum hat es so kommen müssen?" rief sie, „warum hat das Gebäude des Kaiserreichs, das so stolz aufgerichtet in Europa dastand, unter wenigen Schlägen so jämmerlich zusammenbrechen müssen?"

„Der Krieg," sagte der Kaiser achselzuckend, „ist ein Würfelspiel um Sieg und Niederlage. Ich habe dieß Spiel stets gescheut und gefürchtet, weil in demselben kein Platz bleibt für die ruhige Berechnung, durch welche man die Ereignisse zu lenken vermag, — Sie haben den Krieg gewollt, Eugenie, lange gewollt, Sie haben auf den glänzenden Gewinn jenes blutigen Spieles gehofft, — der Würfel ist anders gefallen, — tragen Sie nun in Ergebung mit mir den Verlust."

„Läßt sich der Verlust einer Krone ertragen?" rief die Kaiserin flammenden Blickes. „Ist es möglich, ruhig hinabzusteigen von jenen Höhen, deren lichte Klarheit Niemand ermessen kann, der nicht auf ihnen gestanden, in die Kreise der niedrigen, gewöhnlichen Welt?"

„Jeder Verlust läßt sich ertragen,“ sagte der Kaiser, „wenn man ihn ertragen muß. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit gibt Ruhe und Resignation.“

„Die Nothwendigkeit!“ rief die Kaiserin, — „ja, — aber wo ist die Nothwendigkeit? Warum haben wir geschlagen, so geschlagen werden müssen? Sie werden mich doch nicht glauben machen,“ fuhr sie mit bitterem Ton fort, „daß diese Preußen unbesiegbare Halbgötter seien, denen gegenüber dieselben Feldherren, dieselben Truppen ohnmächtig sein mußten, welche auf so vielen Schlachtfeldern alle Nationen der Welt besiegt haben! Ich habe den Krieg gewollt, sagen Sie, — ja, ich leugne es nicht, ich habe ihn gewollt, — und ich glaube heute noch, daß ich Recht hatte, ihn zu wollen, denn die ermattete Kraft des Kaiserreichs bedurfte der Siege. Der Thron, den wir unserem Sohn zu erhalten verpflichtet waren, wäre ohne den Krieg langsam zerbröckelt, wie er jetzt mit einem Schlag in Trümmer gesunken ist, — ich habe den Krieg gewollt,“ fuhr sie sich hoch aufrichtend fort, „weil ich ihn für nothwendig erkannte! Aber wenn ich auch den freien Blick habe, um den Zusammenhang der politischen Ereignisse zu erkennen, — ich bin nur eine Frau, konnte ich die Organisation, die Schlagfertigkeit der Armeen prüfen? Konnte ich wissen, konnte ich erkennen, daß das Werk des Marschalls Niel, den unser böses Schicksal uns

zu früh entrissen hat, schon in so kurzer Zeit wieder zerstört sein würde? Konnte ich es wissen oder voraussetzen, daß die Truppen Frankreichs in solcher Verfassung, ohne Ausrüstung und Verpflegung, einem Feind entgegengeführt werden würden, den man kennen mußte, zu dessen Bekämpfung man sich jahrelang vorbereitet hatte? Sie kommandirten Ihre Armeen, Sie mußten ihren Zustand kennen, und wenn Sie mir gesagt hätten, in welcher Verfassung sich dieselben befänden, so hätte ich wahrlich den Krieg jetzt nicht gewollt. Aber," rief sie heftig, die Hände gegeneinander schlagend, „ich hätte auch Mittel gefunden, um unsere Armee schlagfertig und kriegstüchtig zu machen. Ich hätte Männer gefunden, um sie zum Siege zu führen."

„Ihre Stimme," sagte der Kaiser, „ist nicht ungehört geblieben bei der Wahl der Feldherren und Sie theilten mein Vertrauen in dieselben, — ein Vertrauen, das ich auch heute noch nicht bereue," fügte er hinzu, — „sie Alle haben gethan, was menschliche Kraft vermochte, und dem Ruhm der französischen Tapferkeit haben alle diese verlorenen Schlachten keinen Eintrag gethan. Das Verhängniß ist über uns hereingebrochen, — ein Verhängniß," sagte er, nachdenklich vor sich hinblickend, „das ich vielleicht verschuldet habe, weil ich mich zu sicher wähnte, weil ich jenen alten, ewig wahren Grundsatz vergessen

hatte, daß jede Herrschaft, jede Macht nur durch dieselben Mittel erhalten werden kann, durch welche sie aufgerichtet worden. Doch," sprach er dann, die Hand seiner Gemahlin ergreifend, „wo das Verhängniß in die menschlichen Schicksale eingegriffen hat, da müssen die davon Betroffenen gegen einander keine Vorwürfe und Beschuldigungen erheben. Ich habe meine Krone mit Ihnen getheilt, Eugenie, wir haben auf den Höhen des Glückes nebeneinander gestanden, lassen Sie uns gemeinsam das Unglück tragen, mit der Vergangenheit abschließen und an die Zukunft denken, die wir unserem Sohn zu öffnen verpflichtet sind."

Die Kaiserin seufzte tief auf.

„Die Zukunft unseres Sohnes," sagte sie, „liegt noch fern, — kann eines Kindes Hand dieß in seinen Tiefen aufgewühlte Frankreich beherrschen? Kann ein Kind durch gewonnene Schlachten diese entsetzlichen Niederlagen vergessen machen? Wir müssen die Ereignisse erfassen und zu einer großen Wendung zu führen suchen. Eine solche Wendung," fuhr sie fort, „scheint sich uns zu bieten, und deßhalb bin ich gekommen, um mit Ihnen zu berathen, was zu thun sei, — um Ihren Entschluß einzuholen."

Der Kaiser schüttelte mit dem Ausdruck ungläubiger Resignation den Kopf.

„Für uns bleibt nichts zu thun," sagte er, — „doch

sprechen Sie, was glauben Sie, daß geschehen könne? Welchen Entschluß soll ich fassen? Sie haben mir von dem geheimnißvollen Besuch dieses Herrn Regnier geschrieben und von seinen Plänen, die mir ziemlich unklar und verworren erschienen sind. Ich habe seinen Namen nie vorher gehört, — er ist nicht gekommen, — das wird eine von jenen abenteuerlichen Blasen sein, welche in den Zeiten großer Krisen jedesmal an die Oberfläche aufsteigen und ohne Folgen zerplatzen."

„Ich habe das auch geglaubt," erwiederte die Kaiserin, „und habe deßwegen diesen Mann, welcher mit so zuversichtlicher Hand in die Weltgeschichte einzugreifen unternahm, nicht empfangen. Aber fast muß ich glauben, daß seine Ideen und Pläne doch einen festen Boden haben, denn mit der Erlaubniß des Königs von Preußen hat der General Bourbaki Metz verlassen und ist zu mir gekommen, um im Auftrag des Marschalls Bazaine meine Instruktionen in Betreff der Verhandlungen mit Herrn Regnier zu erbitten."

Der Kaiser hob mit gespannter Aufmerksamkeit den Kopf empor. Einen Augenblick verschwand die Erschlaffung aus seinen Zügen, sein Blick belebte sich, — rasch fragte er:

„Und was hat der Marschall Bazaine Ihnen mittheilen lassen?"

„Der Zustand seiner Armee sei gut,“ erwiederte die Kaiserin, „er könne sich noch lange in Metz halten, sei aber bereit zu kapituliren, wenn seine Armee uns dadurch erhalten werde und wenn ich ihm den Auftrag ertheilte, in unserem Namen über den Frieden zu unterhandeln. Er stehe treu zu uns und würde uns einen festen Halt bieten, um die angemaßte Autorität der Advokatenregierung in Paris zu brechen.“

„Und unter welchen Bedingungen würde man den Frieden schließen können?“ fragte Napoleon.

„Es würde sich,“ erwiederte die Kaiserin, „nach dem, was Herr Regnier dem Marschall Bazaine gesagt hat, um Gebietsabtretungen und bedeutende Kriegskosten handeln.“

„Die Kriegskosten sind gleichgültig,“ erwiederte der Kaiser schnell, — „Gebietsabtretungen sind ein elastischer Begriff. Kommt Straßburg und Metz in Frage?“

„Straßburg,“ erwiederte die Kaiserin, „hat ja der Graf von Bismarck von der pariser Regierung gefordert. Er würde es, wie Herr Regnier meint, auch von uns fordern. Metz würde sich, wie ich hoffe, erhalten lassen, wenn der Frieden geschlossen werden kann, bevor der Platz genommen ist. Leider ist Bourbaki in einem höchst aufgeregten, nervösen Zustand, eine alte Wunde schmerzt ihn, und er hat keinen andern Gedanken, als so schnell

wie möglich nach Metz wieder zurückzukehren, um seine militärische Ehre von dem Vorwurf zu befreien, daß er in der Zeit des Kampfes seinen Posten verlassen habe. Doch würde, wenn Sie sich entschließen könnten, auf die Sache einzugehen, eine unmittelbare Anfrage im preußischen Hauptquartier vollständige Klarheit in die Sache bringen."

„Ich weiß genug," erwiederte der Kaiser mit festem Ton, — „genug, um ein Eingehen in diese Sache bestimmt zurückzuweisen."

Die Kaiserin sah ihren Gemahl betroffen über diese schnelle und entschiedene Erklärung an.

„Und warum?" fragte sie. „Sie haben selbst vorhin mich ermahnt, die Nothwendigkeit entschlossen zu tragen. Verluste an Macht und Gebiet sind aber die nothwendige Folge verlorener Schlachten. Und wenn wir diese Nothwendigkeit annehmen, wenn wir sie durch einen schnellen Friedensschluß auf das geringste Maß beschränken, wenn die Armee des Marschalls Bazaine zu unserer Verfügung steht, so können wir den schon verlorenen Thron wieder gewinnen, jene verwegenen Machthaber in Paris in ihr Nichts zurückschleudern und es der Zeit überlassen, Frankreichs Macht wieder zu stärken, damit wir oder unser Sohn einst das heute Verlorene wieder gewinnen."

„So mag es scheinen," erwiederte der Kaiser, „und

doch würden wir, um für den Augenblick einen erschütterten und schwankenden Thron zu halten, die Zukunft unseres Sohnes und unseres Hauses für immer vernichten."

„Ist diese Zukunft in der Verbannung besser gesichert?" fragte die Kaiserin mit einem Anklang von Unwillen.

„Gewiß!" sagte der Kaiser. — „Aus der Verbannung heraus bin ich auf den Thron gestiegen, gestützt auf die Erinnerung an Waterloo. Und auch unser Sohn kann aus der Verbannung den Thron glänzender und fester wieder aufrichten. Wenn er aber auf dem Wege, der sich heute öffnet, nach Paris zurückkehrt, so wird er früher oder später mit Sicherheit für immer in das Dunkel hinabstürzen und niemals wird sich der Name Napoleon in Frankreich mehr erheben.

„Hören Sie mich an," sagte er nach einer Pause, während welcher die Kaiserin unruhig mit ihrem Taschentuch spielte, „hören Sie mich an und Sie werden mir Recht geben. Mein Oheim ist gefallen in der Katastrophe des großen nationalen Unglücks, er hatte Schuld an diesem Unglück, mehr Schuld als ich, denn er wollte die Welt aus ihren Angeln heben, und er war der Feldherr, der persönlich geschlagen wurde, während ich nur der Kaiser war, dessen Armeen dem Feinde unterlagen. Dennoch hat

ihm Frankreich seine Schuld vergeben, man hat nur an die Wohlthaten gedacht, die er seiner Nation erwiesen, an die Ehre und den Ruhm, mit denen er sie in reichen Kränzen geschmückt hat. Das ist geschehen, weil er nach jener großen, unglücklichen Katastrophe in der Ferne verschwand, weil alle Erniedrigungen und Demüthigungen, die Frankreich nach jener Katastrophe erlitt, sich nicht an seinen Namen knüpften, darum blieb sein Name das Zauberwort der nationalen Größe, die Losung der nationalen Wiederbelebung. Dieser Zauber des Namens des großen Kaisers hat mir den Weg zum Thron geöffnet, und dieselbe Macht muß ich dem Namen Napoleon erhalten, denn sie allein wird künftig auch unserem Sohn die Rückkehr in das Vaterland und auf den Thron unseres Hauses verschaffen. Hätte ich bei Sedan über den Frieden unterhandelt oder würde ich jetzt einen Frieden schließen, der ja doch nur Frankreich schwere Verluste auflegen könnte, so würde sich mit dem Namen meines Geschlechtes nicht nur der nationale Fall, sondern auch die nationale Erniedrigung und Demüthigung verbinden, und nie und zu keiner Zeit würde ein Träger des Napoleonischen Namens wieder in Frankreich regieren können. Wir haben den Herren Gambetta und Jules Favre viel zu danken," fuhr er mit einem feinen Lächeln fort, — „dadurch, daß sie in jenem kritischen Moment sich zur

Regierung drängten und daß sie die ganz unvernünftige und nothwendig erfolglose Fortsetzung des Krieges unternahmen, haben sie die ganze Gehässigkeit des spätern demüthigenden Friedens und der unausbleiblichen Gebietsverluste auf sich genommen. Es wäre wahrlich thöricht von uns, wollten wir ihnen diese Last abnehmen. Sie haben sich die Autorität der Regierung Frankreichs angemaßt, mögen sie denn auch ihre Namen unter das verhängnißvolle Dokument setzen, welches französischen Boden und französische Festungen den Feinden überliefern wird. Ich kenne Frankreich, ich kenne die Franzosen, — die Namen, welche unter dem Friedenstraktat stehen, der Straßburg und Metz den Deutschen überliefert, werden nie wieder in Frankreich zu Macht und Bedeutung gelangen. Mag man ihnen heute zujubeln, da man noch von Erfolgen träumt, man wird sie zu den Todten werfen, sobald sie den Frieden geschlossen haben. Man hat niemals den Bourbonen den pariser Traktat verziehen, und er war doch lange nicht so verhängnißvoll für Frankreich, als es der Friede sein wird, den Herr Jules Favre demnächst unterzeichnen muß. Ich will verschwinden in dem Pulverdampf von Sedan, — wie Napoleon I. verschwand im Donner der Schlacht von Waterloo, die für ihn zur Apotheose wurde, — damit mein Sohn einst zurückkehren könne, um Sedan zu rächen, wie ich zurück-

gekehrt bin, um Waterloo zu rächen. Ein tragischer Fall in nationalem Unglück schadet keiner Dynastie, aber jede Regierung geht sicher zu Grunde, welche sich auf Kosten der Ehre der Nation ein ohnmächtiges Dasein zu fristen sucht.“

Die Kaiserin hatte aufmerksam den Worten ihres Gemahls zugehört.

„Aber,“ sagte sie nach einigem Nachdenken, „würde nicht dasselbe erreicht werden, wenn Sie sich zurückzögen, — es ist schmerzlich, und für mich am meisten, da ich eine schwere Verantwortlichkeit zu übernehmen hätte, aber wenn unser Sohn heute den Thron besteigen könnte, ihm würde Niemand die Schuld an dem beimessen, was geschehen ist. Er ist ein Kind, in ihm würde man die Hoffnung verkörpert sehen, einst wieder gut zu machen, was jetzt verloren wurde, — wenn es gelänge, für ihn den Thron zu erhalten, auf die Armee von Bazaine gestützt, so würde er nicht nöthig haben, später sein Erbe sich zu erkämpfen, und wir würden doch vielleicht sicherer für seine Zukunft sorgen.“

Ein Zug feiner Ironie spielte um die Lippen des Kaisers. Er ließ die Spitzen seines Schnurrbartes durch seine Finger gleiten und sprach ohne jede Bewegung im Ton seiner Stimme:

„Ich würde die Schuld an dem Haß der Vergangen-

heit auf mich laden und in die Einsamkeit hinaustragen, wie einst jener Widder, den die Juden am Versöhnungsfest schlachteten und in die Wüste schickten, während mein Sohn, entsühnt, nur die Hoffnung auf die Zukunft in sich verkörpern würde."

Die Kaiserin nickte wie unwillkürlich zustimmend mit dem Kopf bei diesen Worten, die ihren innern Gedanken ausgedrückt hatten.

„Glauben Sie mir, Eugenie," fuhr Napoleon fort, „ich würde keinen Augenblick zögern, dieses Opfer zu bringen, das ja eigentlich kaum ein Opfer für mich wäre, denn das einzige Ziel meiner Sehnsucht ist die Ruhe und der Frieden stiller Zurückgezogenheit. Aber damit würde nichts erreicht werden, nichts für die Zukunft und kaum etwas für den Augenblick. Sie, Eugenie, müßten als Regentin den Frieden unterzeichnen, der für immer ein schwarzes Blatt in der Geschichte Frankreichs bilden wird. Blicken Sie in die Geschichte, sie zeigt Ihnen deutlich das Schicksal fremder Regentinnen in Frankreich. Sie, Eugenie, würden tiefer stürzen, als Maria von Medici gestürzt ist, die doch Frankreich keine Demüthigungen gebracht hat, und unser Sohn ist nicht wie Ludwig XIII. anerkannter König von legitimem Blut, gegen dessen Berechtigung sich kein Widerspruch in Frankreich erhob. Und mehr noch," fuhr er fort, „die Kombination, welche

Sie im Auge haben, kann nur vollzogen werden, wenn Bazaine mit seiner Armee die militärische Stütze der Regentschaft bildet. Sein würde die Macht sein, er würde das Schwert in Händen halten neben einem unmündigen Kaiser und einer fremden Regentin, er würde der Majordomus sein dieses schwachen, mit dem Fluch des verhängnißvollen Friedens belasteten Kaiserreichs."

„Bazaine steht treu zu uns," rief die Kaiserin, „ich habe volles Vertrauen zu ihm! Bourbaki hat es mir bestätigt."

„Ich zweifle nicht an der Ergebenheit Bazaine's," sagte der Kaiser. „Er ist ein tapferer und fester Soldat und steht zu seiner Fahne. Aber," fuhr er fort, „eine Monarchie kann nicht bestehen, die einem ihrer Diener ihre Existenz verdankt, und das Schwert eines großen Reiches darf nur in den Händen des Souveräns ruhen, nur von diesem seinem Feldherrn anvertraut werden, — dann vor Allem, wenn der Souverän nicht auf dem Boden der unanfechtbaren, allgemein anerkannten und heilig gehaltenen Legitimität steht. Bazaine würde der wahre Regent von Frankreich sein, — und Bazaine," fügte er finster, den starren Blick in's Leere gerichtet, hinzu, „Bazaine bringt den Thronen kein Glück, neben denen er steht!

„Wir müssen die Katastrophe sich vollziehen lassen,"

fuhr er nach einer Pause fort, „Frankreich wird aus den schweren Zerrüttungen, die ihm bevorstehen, von selbst zu uns zurückkehren, und je ferner wir uns jetzt halten, je mehr wir unsern Namen von allem dem trennen, was noch mit unerbittlicher Nothwendigkeit kommen muß, um so sicherer, um so schneller wird das Gefühl des eigentlichen Volkes, das jetzt schweigt, sich zu uns wenden."

„So bleibt uns jetzt also nichts zu thun übrig?" sagte die Kaiserin trüb und finster.

„Nichts, Eugenie," erwiederte Napoleon, „als uns zurückzuziehen in die Einsamkeit, zu schweigen allen Vorwürfen und Anschuldigungen gegenüber, unsern Sohn auszubilden, um ihm Wissen und Kraft zu geben zu der schweren Aufgabe, welche die Zukunft ihm stellen wird, und im Stillen die Fäden zu erhalten und zu knüpfen, an denen wir später zur geeigneten Stunde die Ereignisse zu lenken im Stande sein können."

„Das ist hart, das ist sehr hart," rief die Kaiserin aufspringend, „so schnell herabgeschleudert zu werden von den lichten Höhen in die Dunkelheit, und unthätig schweigen zu müssen, wenn unsere bittersten Feinde uns mit Schmähungen überhäufen, wenn sie dieß schöne Frankreich, das ich liebe, als ob ich auf seinem Boden geboren wäre, dem Untergang entgegenführen, — sich nicht rächen zu können — —"

„Dunkelheit,“ fiel der Kaiser ein, „wird noch lange, lange nicht den Namen Napoleon verhüllen. Mein Stern, an den ich einst so fest glaubte, ist herabgesunken und erloschen, aber der Stern meines Namens und meines Geschlechtes wird wieder heraufsteigen am Himmel der Welt, — dieser Glaube erfüllt mich, in dieser Ueberzeugung werde ich das Vermächtniß meinem Sohn hinterlassen, das ich von meinem Oheim überkommen! — und rächen? — rächen wird uns die Zeit und das Schicksal, — sicherer als wir es könnten, an Denen, die heute in ihrem wilden Haß uns zu treffen meinen, indem sie Frankreich schlagen. Hinter ihnen stehen schon die wilden Geister der Tiefe, die ich mit starker Hand gebannt und niedergehalten habe und deren sie nie Meister werden können. Unsere Verbündete ist die Zeit, diese mächtigste und unbesiegbarste Kraft auf Erden. Hüten wir uns, ihrem Werk vorzugreifen.“

Die Kaiserin schwieg eine Zeitlang. Sie schien die Richtigkeit der Gründe anzuerkennen, welche ihr Gemahl ihr entwickelte, dennoch aber sträubte sich ihr Gefühl gegen die unthätige Resignation, zu welcher sie sich verurtheilt sehen sollte und welche so wenig zu der ihrem Charakter eigenthümlichen Reizbarkeit paßte.

„Herr Thiers durchreist Europa,“ sagte sie endlich, indem sie vor den Kaiser hintrat, „wenn es ihm gelänge,

eine Anerkennung der gegenwärtigen pariser Regierung zu erlangen?"

„Das wird ihm nicht gelingen," erwiederte Napoleon im Ton fester Ueberzeugung. „Der Kaiser Alexander, auf den es hier allein ankommt, wird die Herren Favre und Gambetta nicht anerkennen, so lange sie nicht wenigstens durch den Willen der Nation in irgend einer Form legitimirt sind."

„Aber man will ja eine Nationalversammlung berufen!" fiel die Kaiserin ein.

„Das wird man kaum können," erwiederte der Kaiser, „und wenn man damit zu Stande kommen sollte, so wird keine nationale Versammlung Frankreichs Gambetta, Favre und Rochefort zu Regenten wählen."

„Rochefort," rief die Kaiserin, indem sie heftig mit dem Fuß auf den Boden trat, „Rochefort regiert in Frankreich — und wir sind verbannt!" — —

„Wir sind es," sagte der Kaiser achselzuckend, „die diesen Menschen groß gezogen haben. Hätten wir seiner einfältigen ‚Lanterne' nicht den Krieg erklärt, sein Name wäre nie aus der Dunkelheit aufgetaucht."

„Und hätten wir alle diese Leute nicht in thörichter Milde geschont," rief die Kaiserin, „hätten wir sie mit starker Hand niedergeworfen und unschädlich gemacht, so würde heute Europa nicht das lächerliche Schauspiel

haben, einen Gambetta und einen Rochefort an der Spitze Frankreichs zu sehen."

Abermals schritt sie nachdenkend auf und nieder.

„Aber könnten wir nicht unsererseits thun," sagte sie dann, „was Herr Favre im Namen unserer Feinde thut, die Vermittelung der Mächte anrufen? Ein Wort des Kaisers Alexander würde genügen."

„Er wird dieß Wort nicht sprechen," sagte Napoleon, „wenn es sich darum handelt, die Gebietsforderung Deutschlands herabzustimmen, — er hat Sebastopol nicht vergessen, — heut ist der Tag seiner Revanche, — er hat Recht, sie zu nehmen, — und ich," fügte er hinzu, „hatte damals großes Unrecht, gegen Rußland zu schlagen für dieses England, das heute gleichgültig auf unsern tiefen Fall herabsieht. Vergessen Sie aber vor Allem nicht, daß, auch wenn es gelingen könnte, eine Intervention herbeizuführen, keine Regierung in Frankreich jemals Bestand haben kann, welche durch fremden Einfluß gestützt wird."

„So sollen wir denn," rief die Kaiserin, indem sie das Gesicht mit den Händen bedeckte und abermals in Thränen ausbrach, „so ganz unthätig vom Schauplatz abtreten, — so sollen wir schweigend diese angemaßte Regierung in Paris anerkennen? Glauben Sie mir, Louis, trotz unseres Unglücks, trotz des lauten Geschreis

unserer Gegner haben wir noch viele Freunde, viele treue und ergebene Anhänger in Frankreich. Sie sehen das hier weniger, aber zu mir dringen die Kundgebungen aus allen Theilen des Landes, die Aufforderungen, unsere Sache nicht verloren zu geben. Wenn wir in unserer schweigenden Zurückhaltung verharren, so werden wir unsere Freunde verlieren."

„Im Gegentheil," erwiederte der Kaiser unerschütterlich, „wir würden sie verlieren durch vorzeitiges Handeln. Ich wiederhole es Ihnen, und meine Ueberzeugung ist unerschütterlich, mein Entschluß unwiderruflich: wir müssen dieser Krisis fern bleiben, wir müssen dieselbe sich vollziehen lassen bis zu ihrem vollständigen Abschluß, dann erst wird man erkennen, welches Unheil jene Männer über Frankreich gebracht haben, die im Augenblick einer schweren nationalen Kalamität die vom Volkswillen eingesetzte Regierung stürzen und das von auswärtigen Feinden bedrängte Land der Anarchie preisgeben. Aber," fuhr er fort, — „schweigen werden wir darum nicht. Es ist meine Pflicht, meine Stimme zu erheben gegen Alles, was jetzt in Frankreich geschieht, und Diejenigen zu verurtheilen, welche das nationale Unglück für ihren Ehrgeiz und ihren politischen Haß ausbeuten. Ich habe die Ideen zu einer Proklamation aufgesetzt, welche in den nächsten Tagen veröffentlicht werden

soll. Ich werde den Franzosen sagen, daß mein Glück und mein Unglück mit dem Glück und dem Unglück Frankreichs innig verwachsen ist. Ich werde sie daran erinnern, daß nicht ich, sondern die Nation den Krieg gewollt hat, der ein so unglückliches Ende genommen. Ich werde sie warnen vor der Fortsetzung des Krieges, die nur zu größeren Verlusten führen kann. Ich werde die Ueberzeugung aussprechen, daß Frankreich, wenn es einig zusammensteht, sich auch von diesen Schlägen erholen werde, wie es sich von so vielen harten Schicksalsschlägen seiner vergangenen Geschichte erholt hat. Ich werde zu den Franzosen sprechen als ihr berechtigter Kaiser und Souverän, aber ich werde kein Wort von der Zukunft sprechen, keinen Anspruch erheben, denn ich darf meine Autorität nicht diskutiren lassen."

„Eine solche Proklamation," rief die Kaiserin freudig, „wird eine Armee werth sein! Sie wird unseren Freunden Muth machen, sie wird uns das Volk zuführen, und diese traurigen Abenteurer, welche sich die Regierung der nationalen Vertheidigung nennen, in ihr Nichts zurückwerfen!"

„Das Alles wird nicht geschehen," sagte der Kaiser, ruhig den Kopf schüttelnd, „diese Proklamation wird ungehört verhallen unter der gegenwärtigen Unruhe und Aufregung, kaum unsere Freunde werden darauf achten, und unsere Feinde werden Alles thun, um sie zu unter-

drücken. Aber diese Proklamation wird ein Testament sein, durch welches ich das Erbe meines Sohnes für die Zukunft sichere. Das französische Volk wird später meine Worte lesen, es wird darüber nachdenken und zu der Ueberzeugung kommen, daß es besser gewesen wäre, wenn Frankreich der Führung und dem Rath seines Kaisers gefolgt wäre. Diese Ueberzeugung aber wird unserem Sohn den Weg zum Thron öffnen, den wir jetzt aufgeben müssen."

„Und so lange sollte es dauern," sagte die Kaiserin, „bis diese Ueberzeugung in Frankreich Platz gewinnt?"

„Ein Paroxysmus wie derjenige," erwiederte der Kaiser, „in welchem die französische Nation sich gegenwärtig befindet, ist unberechenbar. Das arme Frankreich wird unter dem Druck der fremden Okkupation noch verschiedene Stadien von Experimenten durchmachen müssen, welche die politischen Parteien mit ihm vornehmen werden. Die Internationale wird hervorbrechen, — sie wird diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, einen Versuch zur Verwirklichung ihrer Ideen zu machen, — ich kenne ihre Macht, ihre Verzweigung und Ausdehnung, — es wird ein furchtbarer Ausbruch werden. Die Herren von Orleans werden in gewohnter Weise," sprach er mit einem Ausdruck von Zorn und Verachtung zugleich, „unter verschiedenen Masken auf der politischen

Bühne erscheinen, um sich womöglich einen Thron zusammenzuflicken und eine Krone zu eskamotiren. Die Legitimisten werden den armen Chambord wieder aus seiner Einsamkeit hervorziehen. Das Alles muß sich vollziehen mit mathematischer Nothwendigkeit, und erst wenn das Alles sich verbraucht hat, wenn jede dieser Parteien ihre vollkommene Unfähigkeit wird bewiesen haben, dann wird von Neuem die Nation sich überzeugen und das ganze Europa mit ihr, daß das Kaiserreich die einzig mögliche Regierung in Frankreich ist, und dann wird der Augenblick gekommen sein, das Kaiserreich wiederherzustellen. Und," fügte er mit sanftem, weichem Ton hinzu, „was mich betrifft, so wünsche ich, daß dieser Augenblick erst dann kommen möge, wenn ich nicht mehr bin, und daß unser Sohn mit erstarktem Arm die historische Aufgabe seines Hauses weiter zu führen berufen sein möge."

Die Blicke der Kaiserin ruhten mit tiefer, mitleidsvoller Theilnahme auf der gebrochenen Gestalt ihres Gemahls. Sie trat zu ihm heran und reichte ihm die Hand.

„Sie werden sich wieder stärken, Louis, die Ruhe wird Ihnen die Kraft und die Elastizität des Geistes wiedergeben. Sie selbst werden mit fester Hand unsern Thron wieder aufrichten und die Aufrührer bestrafen."

„Ich wünsche es nicht," erwiederte der Kaiser, — „und ich glaube es nicht, — sollte das Schicksal es so fügen, so werde ich bereit sein, bis zum letzten Augenblick zu thun, was ich für die Pflicht gegen mein Haus und mein Land erkenne. Aber ich bitte Gott, mir diese Prüfung zu ersparen. Besser wäre es wahrlich mir und uns Allen gewesen," fügte er leise hinzu, „wenn die Kugeln von Sedan meinem Leben ein Ende gemacht hätten! — Für Sie schmerzt es mich, Eugenie," sagte er, die Hand der Kaiserin zärtlich an seine Lippen drückend, „Sie sind jung, Sie sind geschaffen für den Glanz des Thrones, wie die Rose für das Sonnenlicht. Für Sie möchte ich wünschen, daß diese Krisis schnell vorüberginge, — für mich nicht. Ich sehne mich nach Schatten und Dunkelheit, nach Stille und Ruhe, für mich hat das Leben nur noch Erinnerungen, — aber keine Hoffnungen mehr."

„Auch ich kann Allem entsagen," rief die Kaiserin, — „Allem, nur nicht der Hoffnung auf die Zukunft unseres Sohnes, — und der Rache an unseren Feinden! Ich kehre also zurück," sagte sie dann, „mit der Losung der vollständigsten Enthaltung und Unthätigkeit —"

Der Kaiser nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Es wird schmerzlich sein für alle unsere Freunde," fuhr die Kaiserin fort, „Straßburg wird fallen, Metz wird fallen, Provinzen werden verloren gehen —"

Der Kaiser stand auf.

„Besser," sagte er, „daß Jules Favre und Gambetta Provinzen abtreten, als daß wir eine einzige Stadt, eine einzige Meile französischen Gebiets den Feinden überliefern würden. Frankreich hat Provinzen verloren und Provinzen wieder gewonnen, aber der Name Napoleon würde seine Zauberkraft für immer verlieren, wenn er unter einem demüthigenden Frieden stände. Mag man uns nehmen, was man erobert hat, — wir werden nichts geben und uns das Recht vorbehalten, dereinst wiederzugewinnen, was Jene abgetreten haben."

„O, es ist hart, zu warten!" rief die Kaiserin. „Aber Sie haben Recht, — wie Sie Recht hatten, als Sie den Krieg vermeiden wollten."

„Ich will einige Stunden ruhen," sagte sie dann, „um in der Frühe des Morgens wieder abreisen zu können, denn man soll meine Abwesenheit nicht bemerken, der Marschall Bazaine wird mit Ungeduld auf eine Entscheidung warten."

„Schlafen Sie," sagte der Kaiser, „und stärken Sie Ihre Kraft, denn Ihnen bleibt noch viel zu thun, — mehr vielleicht als mir. Sie waren bis jetzt," sagte er mit innigem Ton, „die bewunderte, die angebetete Kaiserin, welche die Gegenwart beherrschte, — Sie werden die Mutter sein, welche ihren Sohn dazu erzieht, die Zukunft

zu beherrschen, — das ist schwer und mühsam, aber groß und erhaben, und Frankreich wird Ihnen einst dafür danken."

„Und ich danke Ihnen," sagte die Kaiserin traurig, aber im Ton aufrichtiger Ueberzeugung, „daß Sie mir meine Aufgabe so klar gezeigt haben, — ich werde Gott bitten, daß er mir die Kraft gebe, sie zu erfüllen."

Sie lehnte den Kopf an die Schulter des Kaisers und einige Augenblicke standen sie in schweigender Umarmung nebeneinander, diese beiden Gatten, welche auf so vielfach verschlungenen Lebenswegen sich gefunden, welche auf der höchsten irdischen Höhe nebeneinander gestanden und welche hier in dem Schloß ihres Besiegers in der Einsamkeit der Verbannung sich gelobten, unablässig daran zu arbeiten, für ihren Sohn die kaiserliche Herrschaft über das Land wieder aufzurichten, in welchem jetzt ihre Namen geächtet und ihre Bildnisse zertrümmert wurden.

Zwölftes Kapitel.

Der Fürst Alexander Michailowitsch Gortschakoff trat mit allen Zeichen körperlichen und geistigen Wohlbefindens in sein Arbeitskabinet. Der Fürst mußte ausgezeichnet gut geschlafen haben oder er mußte auf irgend eine Weise, durch irgend ein Ereigniß höchst angenehm berührt sein, denn seine klaren, scharfen Augen blickten durch die Gläser der goldenen Brille, die er trug, so freundlich und zufrieden in das bereits etwas winterbleiche Morgenlicht der Sonne, welche sich nicht lange vor dem Reichskanzler erhoben hatte und ihre Strahlen auf den mit wohlgeordneten Aktenstücken bedeckten Schreibtisch des russischen Staatsmannes hinspielen ließ.

Die feinen Linien des ausdrucksvollen und jugendlich frischen Gesichts des Fürsten strahlten fast noch heiterer, als der Herbstsonnenschein; behaglich die Hände reibend, setzte sich der Fürst in den einfachen, vor seinem Schreib-

tisch stehenden Lehnstuhl und bewegte die an der rechten Seite desselben stehende kleine Glocke.

Fast unmittelbar nachdem der helle Ton durch das Kabinet gezittert hatte, öffnete sich geräuschlos die Thür nach dem Vorzimmer und der Kammerdiener des Fürsten trat ein.

„Ist Hamburger schon da?“ fragte der Reichskanzler.

„Der Geheimerath wartet bereits im Vorzimmer.“

„Ich lasse ihn bitten.“

Der Kammerdiener verschwand eben so unhörbar, wie er erschienen, und einige Sekunden darauf trat der Geheimerath von Hamburger, der langjährige vertraute Sekretär des Fürsten, in das Kabinet.

Beim Anblick der Gestalt seines Vertrauten, dessen geistvoller Kopf ein wenig tief zwischen den hohen Schultern saß und der, sich tief verneigend, mit leisen, elastischen Schritten herantrat, wurde das Gesicht des Fürsten noch heiterer, zufriedener und lichter als bisher. Er nickte Herrn von Hamburger freundlich zu und streckte ihm die Hand entgegen, welche dieser mit dem Ausdruck tiefer Ehrerbietung und herzlicher Zuneigung ergriff.

„Ich bin heute so früh aufgestanden,“ sagte der Fürst, „daß ich schon hoffte, Ihnen einmal zuvorzukommen. Der freundliche Sonnenschein trieb mich an, meinen Tag zu beginnen, — aber es ist unmöglich, Ihnen einen Vor-

sprung abzugewinnen, Sie müssen immer der Erste auf dem Platze sein."

Herr von Hamburger verneigte sich bescheiden und sprach ganz ernst, fast in trockenem Geschäftston, indem nur aus einem Winkel seines Auges ein feiner Strahl von Humor hervorblitzte:

„Ich freue mich unendlich, daß Eure Excellenz den heutigen Tag in so vortrefflicher Stimmung beginnen; hätte ich das vorher gewußt, so hätte ich mir vielleicht erlaubt, einige Personalien zur Entscheidung Eurer Excellenz mitzubringen, von denen ich gewünscht hätte, daß sie mit freundlichem und wohlthätigem Blick geprüft werden mögen. Da ich indeß nicht sicher war, ob Eure Excellenz Zeit zu solchen Prüfungen finden würden, da Sie ja heute Morgen Herrn Thiers empfangen wollen, so habe ich jene Sachen zu Hause gelassen und hoffe, daß sich bald ein anderer günstiger Augenblick zur Erledigung derselben finden wird."

„Herr Thiers — ja," sagte der Fürst, — „er wird bald kommen. Ich werde viel anhören müssen," fuhr er mit leichtem Seufzer fort, „da wird denn wohl eine gewisse Dosis des schönen Humors verfliegen. Herr Thiers spricht sehr gut, das ist wahr, — aber er spricht auch sehr viel, er ist der Mann der Tribüne. Seine Zuhörer in den Kammern haben es besser, sie haben

nicht nöthig zu antworten, — ich aber muß antworten, — und das macht ihn wieder von Neuem sprechen, — aber," sprach er, sich unterbrechend, „Sie haben ja doch ein Aktenstück mitgebracht. Etwas Eiliges? — erledigen wir dasselbe schnell, ehe Herr Thiers mir den Humor dazu verdirbt."

„Es ist nichts zu erledigen," sagte Herr von Hamburger kaltblütig, indem er das Aktenstück, das er in der Hand trug, auf den Schreibtisch niederlegte.

„Nichts zu erledigen?" fragte Fürst Gortschakoff.

„Etwas zu erledigen, allerdings," erwiederte Herr von Hamburger, „und wie ich hoffe, gut und gründlich zu erledigen, aber nicht heute, nicht in dieser Stunde. Und zur Erledigung dieser Sache, das bin ich gewiß, werden Eure Excellenz den Humor immer finden."

„Nun?" fragte der Fürst, indem er den Kopf etwas neigte und über den goldenen Reifen seiner Brille hin die scharfen Blicke auf Herrn von Hamburger richtete.

Dieser trat einen Schritt näher heran, legte die Hand leicht auf das Aktenstück und sprach, ohne den ruhigen Ton dienstlichen Vortrags zu verändern:

„Es sind jetzt vier Jahre her, — etwa einen Monat mehr, als ich eines Morgens die Ehre hatte, in dem Kabinet Eurer Excellenz hier zu erscheinen. Es war ein denkwürdiger Morgen, den ich nicht vergessen werde, und

den ich mir besonders in meinem Journal notirt habe. Damals war der Würfel der großen Entscheidung in Deutschland gefallen. Die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, und Preußen schickte sich an, die Früchte seiner Siege zu pflücken. Der König von Hannover hatte einen Abgesandten hiehergeschickt, um eine schützende Intervention zu erbitten. Seine Majestät der Kaiser, unser allergnädigster Herr, war betrübt und schmerzlich bewegt über das traurige Schicksal der deutschen Fürsten, insbesondere des Königs von Hannover, und viele Stimmen am Hof erhoben sich laut mahnend und warnend, die preußische Macht nicht zu groß werden zu lassen. Von der andern Seite war der General von Manteuffel aus dem Hauptquartier Seiner Majestät des Königs von Preußen hier angekommen —"

„Ich erinnere mich, ich erinnere mich jenes Morgens," sagte der Fürst Gortschakoff, indem sein blitzendes Auge auf dem einfachen Aktenstück ruhte, auf welches die Hand des Herrn von Hamburger gestützt war.

„Damals erlaubte ich mir," fuhr dieser fort, „Eurer Excellenz ein Dokument vorzulegen, ein Dokument, an welches, wie ich weiß, Eure Excellenz sich in jedem Augenblick einer großen Katastrophe erinnern —"

„Ich weiß, ich weiß," rief der Fürst, „und ich habe Ihnen damals gesagt, wie ich es Ihnen eigentlich immer

sagen muß, daß Sie die Kunst besitzen, in meinen Gedanken zu lesen, und daß ich eigentlich gar nicht erst nöthig habe zu sprechen, — um von Ihrem gefährlichen Scharfblick durchschaut zu werden," fügte er, schalkhaft mit dem Finger drohend, hinzu.

„Der heutige Morgen," fuhr Herr von Hamburger mit derselben gleichmäßigen Ruhe fort, „hat mir nun jenen Tag, von welchem ich die Ehre hatte zu sprechen, so lebhaft in's Gedächtniß zurückgerufen, daß ich fast die dazwischen liegenden Jahre vergaß und unwillkürlich mir erlaubte —"

„Den Pariser Traktat wieder auf meinen Tisch zu legen," rief Fürst Gortschakoff mit fröhlichem Lachen, „den Ausgangs- und Endpunkt dieser vier Jahre, deren Ring sich heute schließt! — — Sie haben Recht gehabt, Hamburger," fuhr er ernst fort, „der Zeitpunkt ist gekommen, um diesen unglückseligen Traktat, durch welchen man einst Rußlands Zukunft in Ketten zu legen unternahm, wieder an die Oberfläche hervorzuziehen, — um ihn demnächst für immer in die Tiefen der Vergessenheit zu senken."

„Nach meiner Ueberzeugung, Excellenz," sagte Herr von Hamburger, „kann ein nationales Unglück niemals vergessen werden. Man muß sich stets daran erinnern, um es wieder gut zu machen, und wenn dieß geschehen ist, um für die Zukunft Aehnliches zu vermeiden."

„Sie haben wieder Recht," sagte Fürst Gortschakoff, freundlich mit dem Kopf nickend, „und ich verspreche Ihnen, diesen unglücklichen Pariser Friedensvertrag sorgfältig aufzubewahren und alle Jahre einmal durchzulesen, als ein warnendes, zugleich aber," fuhr er sich aufrichtend fort, „als ein aufmunterndes und erhebendes Beispiel, als ein Beispiel dafür, daß man sich mit muthiger Geduld auch von den schwersten Schlägen wieder erheben kann."

Der Kammerdiener meldete, daß Herr Thiers angekommen sei und sich im Vorzimmer befinde.

Herr von Hamburger entfernte sich durch eine Seitenthür und nach wenigen Augenblicken wurde der ehemalige Minister der Julimonarchie, der Held der Tribüne und der konstitutionellen Wortgefechte, in das Kabinet des Reichskanzlers eingeführt. Die auffallend kleine, etwas gedrungene Gestalt des Herrn Thiers hatte trotz seines Alters, trotz der Aufregungen und Anstrengungen der letzten Zeit, noch eine fast jugendliche Elastizität und Beweglichkeit. Sein kleiner Kopf mit dem aufwärts toupirten weißen Haar erhob sich, gerade und fest emporgerichtet, über dem vollen weißen Batisttuch, das seinen Hals umgab. Aber die sonst so frischen, oft sarkastisch lächelnden Züge seines Gesichtes waren ernst und traurig zusammengezogen und seine klugen, sonst so listig umher-

spähenden Augen blickten dem Fürsten Gortschakoff heute trübe und feierlich entgegen. Doch lag in dieser ganzen Haltung, in diesem Ausdruck der Mienen und des Blickes etwas beinahe künstlich und gemacht Erscheinendes. Herr Thiers erinnerte ein wenig an einen Advokaten, der sich zu der Vertheidigungsrede für seinen Klienten dasjenige Aussehen zu geben versucht, durch welches er am meisten Eindruck auf die Richter und Geschworenen zu machen hofft.

Fürst Gortschakoff hatte sich erhoben und Herrn Thiers mit der höflichsten Artigkeit begrüßt. Dann führte er ihn zu einem Lehnstuhl neben seinem Schreibtisch und setzte sich seinem Besuch gegenüber.

„Sie haben Seine Majestät den Kaiser gesehen?“ fragte er in ruhigem Gesprächston.

„Ja, mein Fürst,“ erwiederte Herr Thiers, „und ich bin glücklich gewesen, aus dem Munde dieses edlen und erhabenen Souveräns den Ausdruck seiner hohen Theilnahme für mein Vaterland zu vernehmen, für dieses schöne Frankreich, das einst so gastfrei die Fürsten und Völker Europas bei sich aufnahm und das heute so schwer geschlagen am Boden liegt.“

Er schwieg und blickte forschend auf den Fürsten, der die Augen niederschlug und auf dessen Gesicht der Ausdruck einer achtungsvollen Theilnahme bemerkbar war.

„Ich habe aus dem schmerzlichen Interesse," fuhr Herr Thiers fort, „welches der Kaiser Alexander für das Unglück Frankreichs kund zu geben die Gnade hatte, zugleich die Hoffnung gewonnen, daß Seine Majestät vielleicht nicht abgeneigt sein würden, zur Milderung des Unglücks meines Vaterlandes beizutragen. Der Kaiser ist so eng befreundet und so nahe verwandt mit dem König Wilhelm, welcher gegenwärtig als Sieger das Schicksal Frankreichs in den Händen hält, außerdem kann die Haltung Rußlands so entscheidend in die Lage der europäischen Verhältnisse eingreifen, daß ein einziges Wort Seiner Majestät genügen würde, um die große Last des Kummers und der Sorge, welche auf meinem Vaterlande ruht, sehr wesentlich zu erleichtern. Und ich bin überzeugt, daß Seine Majestät der Kaiser Alexander in seiner großherzigen Gesinnung dieß Wort sprechen wird, wenn es uns gelingt — Ihnen, mein Fürst, und mir — die richtige Form dafür zu finden."

„Und welche Form," sagte Fürst Gortschakoff, den Blick scharf und klar durch die goldenen Reifen seiner Brille auf Herrn Thiers richtend, „welche Form würden Sie dazu vorschlagen? — Sie sprechen im Namen Frankreichs, mein Herr, das eine Intervention wünscht, und ich darf daher wohl mit Recht, um meinen Entschluß überlegen und feststellen zu können, Sie darum bitten, Ihren

Wunsch, den Wunsch Ihres Vaterlandes in die möglichst präzise und bestimmte Form zu kleiden."

Herr Thiers sann einen Augenblick nach, wie um seine Gedanken zu fixiren und zu ordnen. Dann sprach er, während der Fürst Gortschakoff mit höflichster Aufmerksamkeit zuhörte:

„Ich muß mit der Anerkennung der traurigen Thatsache beginnen, daß Frankreich geschlagen und in seiner regulären Waffenmacht fast vollständig zu Boden geworfen ist. Es muß daher mein Vaterland sich harte und schwere Friedensbedingungen gefallen lassen. Ich bin weit davon entfernt, eine Intervention zu erbitten, welche Preußen die Früchte seiner Siege verweigern sollte. Kommen wir auf die eigentliche Ursache dieses Krieges zurück, welcher so unvorbereitet und unter so ungünstigen Konjunkturen begonnen wurde, so lag dieselbe darin, daß Preußen eine neue, einheitliche Entwicklung Deutschlands unter seiner Hegemonie herbeiführen wollte, und daß Frankreich einer solchen Entwicklung, in welcher es eine Bedrohung seiner Macht erblickte, nicht zustimmen mochte und konnte. Das Würfelspiel des Krieges ist entschieden, Frankreich ist unterlegen, die erste Bedingung des Friedens muß daher sein, daß Frankreich Preußen und Deutschland die volle Berechtigung zuerkennt, sich neu zu konstituiren, — auch über die Bedingungen der früheren Verträge

und namentlich des Prager Friedens hinaus. Wenn," fügte er hinzu, „Rußland und Oesterreich ihrerseits in einer solchen Konzentration der deutschen Militärkraft keine Gefahr erblicken, so hat Frankreich um so weniger Grund, einer solchen Veränderung der Machtverhältnisse in Europa entgegenzutreten."

Ein kaum bemerkbares Lächeln feiner Ironie zuckte um den Mund des Fürsten. Er neigte den Kopf, wie um anzudeuten, daß er die ihm vorgetragene Ausführung vollkommen verstanden habe, und blickte dann Herrn Thiers fragend und erwartungsvoll an, als sei er gespannt, seine weiteren Mittheilungen zu hören.

„Daß Frankreich," fuhr Herr Thiers fort, „die Entschädigung für die Kosten und Lasten dieses Krieges zu tragen hat, ist selbstverständlich. Doch — Preußen geht weiter; — nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch der Graf von Bismarck, in seiner Unterredung mit Herrn Jules Favre, hat Gebietsabtretungen verlangt. Er hat von Straßburg und Metz gesprochen, Forderungen, bei denen das Gefühl eines jeden Franzosen sich auf das Tiefste empört, Forderungen, deren Erfüllung Frankreich auf das Niveau einer Macht zweiten Ranges herabdrücken würden, Forderungen, welche die übrigen europäischen Mächte nicht dulden können, wenn sie nicht anerkennen wollen, daß Preußen über alle Verträge

hinaus der willkürliche Schiedsrichter und Gebieter in Europa sei.“

Er fuhr mit der Hand einen Augenblick über die Augen, als wolle er seiner schmerzlichen Aufregung Herr werden, während Fürst Gortschakoff unbeweglich mit artiger, verbindlicher Aufmerksamkeit zuhörte.

„Ich glaube nicht,“ fuhr Herr Thiers fort, „daß Preußen es wagen würde, seine Forderungen, welche es dem geschlagenen und gedemüthigten Frankreich gegenüber stellt, aufrecht zu erhalten, wenn die übrigen europäischen Mächte, wenn insbesondere Rußland ihre ernsten Stimmen zur Mäßigung mahnend erheben würden, und ich glaube, daß die europäischen Mächte ein dringendes Interesse haben, dieß zu thun.“

„Und welches?“ fragte Fürst Gortschakoff.

„Zunächst,“ rief Herr Thiers, „dasjenige des Gleichgewichts der Kräfte. Alle bisherigen Verhältnisse Europas werden schon dadurch umgestürzt, daß sich in der Mitte unseres Welttheils eine fest konzentrirte nationale Militärmacht aufrichtet. Wenn es dieser Macht nun noch gelingt, ihre Grenzen so weit auszudehnen und Frankreichs Macht so tief herabzudrücken, wie es Graf Bismarck fordert, so würden die übrigen Mächte sehr bald empfinden, was es heißt, der Gewalt allein den Spielraum zu lassen. Ein Prinzip, das sie heute schweigend anerkennen, könnte sich

morgen verhängnißvoll gegen sie selbst wenden. Schon auf dem Wiener Kongreß erkannte das versammelte Europa, dessen Koalition damals Napoleon I. besiegt hatte, — das versammelte Europa erkannte damals an, daß ein starkes und mächtiges Frankreich für das geordnete Gleichgewicht der Staaten eine Nothwendigkeit sei. Sollte dieselbe Erkenntniß nicht auch heute bei den Kabinetten Platz greifen, heute, wo Frankreich nicht der Feind aller Staaten ist, sondern wo es nur niedergeworfen, nur ausgebeutet werden soll zu Gunsten einer einzigen Macht dieses neuen preußischen Deutschlands? — Europa," fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, „hat aber noch einen zweiten Grund, mit Entschiedenheit gegen die übertriebenen preußischen Forderungen aufzutreten. Wenn Preußen darauf beharrt, die erniedrigenden Gebietsabtretungen von Frankreich zu verlangen, so wird mein Vaterland keinen Frieden schließen. Die provisorische Regierung, wie das ganze Volk von Frankreich, ist fest entschlossen, den Krieg bis auf das Aeußerste weiterzuführen, und der Frieden und die Wohlfahrt von Europa wird noch auf lange hinaus schwer erschüttert und gefährdet sein. Auch daran sollten die übrigen europäischen Mächte denken. Sie sollten bedenken, daß, so lange die Fackel des Krieges brennt, die Fackel eines so erbitterten Völkerkrieges, nichts mehr im Besitz und Verkehr irgend

eines Staates sicher ist, daß früher oder später der jetzt lokalisirte Krieg dennoch zu einem europäischen Brande sich ausdehnen kann. Darum," fuhr er mit erhöhtem Ton fort, indem er die Hand erhob, „beschwöre ich Sie, mein Fürst, rathen Sie dem Kaiser, welcher Frankreich liebt und beklagt, rathen Sie Ihrem erhabenen, großmüthigen Herrn, das Wort zu sprechen, welches ich von ihm erbitte. Er wird im Interesse Rußlands handeln, das er so schnell und kräftig zu immer höherer Bildung und Civilisation heraufführt. Er wird dem Gleichgewicht, das heißt, der Ruhe Europas einen Dienst leisten, und er wird sich den Dank einer großen Nation erwerben, welche heute von dem Unglück zu Boden geworfen ist, die sich aber einst wieder erheben wird, und welche niemals die Wohlthaten vergißt, die man ihr erweist."

Langsam ließ er die erhobene Hand wieder sinken und sah forschenden Blickes in das völlig unbewegte, ruhige und kalte Gesicht des Fürsten Gortschakoff.

Dieser beugte sich, als Herr Thiers geendet, ein wenig vor, stützte den Ellenbogen auf die Lehne seines Sessels und sprach mit klarer Stimme, langsam und scharf jedes Wort betonend:

„Ich habe eine achtungsvolle Sympathie für die französische Nation, welche in diesem Augenblick so hart vom Schicksal getroffen ist. Ich habe ebenso einen tiefen

Respekt vor dem erleuchteten und ruhmgekrönten Staatsmann und Schriftsteller, den ich die Ehre habe vor mir zu sehen. Ich würde aber, wie ich glaube, diese Gefühle gegen Sie, wie gegen Ihr Vaterland verleugnen, wenn ich auch nur einen Augenblick versuchen wollte, Ihnen meine wahren und aufrichtigen Gedanken über die gegenwärtige Situation zu verhehlen oder Hoffnungen in Ihnen zu erwecken, deren Erfüllung ich meinem allergnädigsten Souverän nicht anrathen zu können in der Lage wäre."

Herr Thiers neigte halb zustimmend, halb traurig das Haupt. Er schien aus diesen Eingangsworten des Fürsten wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg der so weiten und beschwerlichen Reise zu schöpfen, welche er in der sanguinischen Illusion angetreten hatte, die europäischen Mächte würden auf die erste Anrufung hin sich zum Schutz der Integrität Frankreichs vereinigen, das doch ihnen allen schon zu verschiedenen Malen und oft auf rücksichtslose Weise seine Macht hatte fühlen lassen.

„Wenn die Regierung eines großen Staates," fuhr der Fürst fort, „in einem ernsten Augenblick das Wort der Vermittlung ausspricht, so darf sie dieß nicht thun, ohne gewiß zu sein, daß dieß Wort gehört wird, oder ohne entschlossen zu sein, demselben, wenn es nicht gehört wird, vollen Nachdruck zu geben. Beide Erwägungen

müssen, wie Sie nicht verkennen werden, Rußland von jeder Intervention in diesem Augenblick zurückhalten. Frankreich hat den Krieg erklärt, Deutschland hat denselben mit großer Anstrengung und mit großen Opfern geführt, — es ist Sieger geblieben, und ich glaube nicht, mein Herr, so wie ich den Charakter des Königs Wilhelm und des Grafen von Bismarck kenne, daß man deutscherseits sich durch irgend eine Rücksicht wird abhalten lassen, den vollen Preis für die gemachten Anstrengungen zu fordern, und das vermittelnde Wort Rußlands würde nicht die Beachtung finden, welches ich als russischer Minister für dasselbe in Anspruch nehmen müßte; unsererseits aber der vermittelnden Intervention ernsten Nachdruck zu geben, dazu würde im Interesse Rußlands wahrlich keine Veranlassung liegen. Wir sind auch," fuhr er fort, indem seine Stimme eine fast unmerklich schärfere Nüancirung annahm, „von harten Schlägen betroffen worden, — keine Intervention europäischer Mächte hat uns vor den Konsequenzen des Falles von Sebastopol geschützt —"

„Das war ein Fehler der kaiserlichen Regierung," fiel Herr Thiers ein, „welche jetzt gestürzt ist —"

Fürst Gortschakoff schüttelte den Kopf.

„Ein Fehler," sagte er, „welchem damals die ganze französische Nation zustimmte, — doch gleichviel, für uns

ist seit jener Zeit der Grundsatz maßgebend gewesen und hat es sein müssen, uns von allen Verwicklungen der europäischen Politik vollkommen fern zu halten und, nur mit uns selbst beschäftigt, unsere ganze Sorge der Wiederherstellung und dem Ausbau unserer innern Kraft zu widmen. In diesem Fall aus unserer Zurückhaltung herauszutreten, würde ein Fehler sein, ein Fehler, für den sich nicht einmal eine Entschuldigung finden ließe. Dann aber," fuhr er schnell fort, bevor Herr Thiers eine Gegenbemerkung machen konnte, „tritt noch hinzu, daß gerade der Umstand, dessen Sie soeben erwähnten, der Sturz der kaiserlichen Regierung, es uns doppelt unmöglich macht, irgend eine intervenirende Thätigkeit zu Gunsten Frankreichs auszuüben, da sich in der That nicht absehen läßt, was aus den heute durcheinander gährenden Elementen der in ihren Tiefen aufgewühlten Nation sich entwickeln werde."

„Sie werden doch nicht, mein Fürst," rief Herr Thiers in lebhafter Bewegung, „die kaiserliche Regierung schützen und stützen wollen, die wahrlich keine Verwandtschaft hat mit der legitimen Herrschaft Ihres Landes?"

„Es muß mir gewiß sehr fern liegen," erwiederte Fürst Gortschakoff, „mich in irgend einer Weise, und sei es auch nur durch Rath oder Kritik, in die Entwicklung der innern Verhältnisse Frankreichs einmischen zu wollen.

Doch muß für die Entschließung Rußlands die Thatsache bedeutend in's Gewicht fallen, daß die kaiserliche Regierung von ganz Europa anerkannt war, — und es noch ist, daß sie während zwanzig Jahren Garantieen der Dauer und Stabilität gegeben hat, daß die gegenwärtigen Führer der Regierung in Paris keine Legitimation besitzen, und daß der Wille des französischen Volkes, den ganz Europa gewiß respektiren wird, noch nicht Gelegenheit gehabt hat, sich in einer freien und legal gültigen Weise auszusprechen. Diese Situation macht schon formell jede diplomatische Einmischung in die Verhältnisse fast geradezu unmöglich; — was für den Kaiser Napoleon zu thun möglich gewesen wäre, kann von Seiten einer Macht, die das Völkerrecht und die richtige Form des diplomatischen Verkehrs respektirt, niemals für eine Regierung geschehen, die kein Mandat aufzuweisen im Stande ist und die mit demselben Recht, das sie für sich in Anspruch nimmt, morgen von einer andern wieder gestürzt werden kann."

Herr Thiers fuhr auf.

„Aber, mein Fürst," rief er, „ich habe nicht von der Regierung gesprochen, welche gegenwärtig in Paris die Geschäfte führt, sondern von Frankreich, — und Frankreich existirt doch, — es ist da, — es ist älter und legitimer als irgend eine seiner Regierungen, es wird

alle seine Regierungen überdauern, und jede Macht in Europa muß mit Frankreich rechnen!"

„Dazu," erwiederte der Fürst ruhig, „muß aber Frankreich eine Vertretung haben, welche die Bürgschaft bietet, daß morgen noch gültig ist, was heute abgemacht wurde. Und eine solche Vertretung ist nicht vorhanden. Doch," fuhr er fort, „diese Bemerkung war nur eine beiläufige und sollte nur beweisen, wie schwierig schon in der bloßen Form eine Intervention in diesem Augenblick ist. Die Frage weiter zu diskutiren, ist überflüssig, denn ich muß Ihnen mit aller Offenheit, welche ich im diplomatischen Verkehr stets als meine ernste Pflicht zu betrachten gewohnt bin, erklären, daß bei der nun einmal eingenommenen, nach meiner Ueberzeugung unbeirrt festzuhaltenden Stellung Rußlands eine Intervention niemals eintreten könnte, — wenn auch heute eine völkerrechtlich anerkannte Regierung die Geschicke Frankreichs in ihren Händen hielte."

Schmerzlich zuckten die Gesichtszüge des Herrn Thiers, seine Lippen bebten, seine Augen wurden feucht, und es klang fast wie ein leises Schluchzen in seiner Stimme, als er sprach:

„So habe ich denn auch hier vergeblich ein Wort des Trostes und des Beistandes für mein armes Vaterland gesucht! — O, warum verschließen sich denn alle Augen in Europa der Gefahr, welche in diesem waffen=

starrenden Deutschland für die Ruhe und den Frieden der Zukunft erwächst?!"

„Ich vermag eine solche Gefahr," erwiederte der Fürst Gortschakoff, „in der That nicht zu erkennen, — wir dürfen, um gerecht zu sein, nicht vergessen, daß der Beginn des Krieges nicht von Deutschland ausging —"

„Nicht die Kriegserklärung," rief Herr Thiers, — „nein, die war wahrlich sehr unüberlegt und zur Unzeit, — aber die ganze Lage, welche den Krieg bedingte —"

Er hielt inne, als sei er im Begriff, etwas auszusprechen, das besser nicht gesagt würde.

„Doch," fuhr er dann fort, indem er mit ängstlichem, bittendem Blick den Fürsten ansah, — „wenn der Kaiser Alexander, — von seinem edlen Herzen bewegt, — wenn er dennoch geneigt wäre, ein wohlwollendes Wort zu sprechen, — würden Sie —"

„Ich würde," fiel Fürst Gortschakoff ernst und fest ein, „mit aller Offenheit, mit allem Nachdruck, zu der meine Stellung mich verpflichtet, dem Kaiser alle Gründe entwickeln, welche mich, wie ich Ihnen eben ausgeführt, dazu bestimmen müssen, unerschütterlich zur vollsten Zurückhaltung zu rathen."

Herr Thiers seufzte tief auf, dann erhob er sich, drückte einen Augenblick sein weißes Batisttuch an die Augen und sagte:

„Ich kam voll Hoffnung und gehe voll Schmerz. Doch habe ich Ihnen, mein Fürst, zu danken für die Aufrichtigkeit und Wahrheit, mit welcher Sie, ohne mich durch trügerische Worte hinzuhalten, mir Ihre Ueberzeugung dargelegt und Ihre Entschlüsse ausgesprochen haben. Ich mache keinen Versuch weiter, Sie zu einer andern Ansicht zu bringen. Leben Sie wohl!"

Er reichte dem Fürsten, der sich ebenfalls erhoben hatte, die Hand.

„Seien Sie überzeugt," sagte Fürst Gortschakoff mit wärmerem und herzlicherem Ton als bisher, „daß ich die patriotische Aufopferung, mit welcher Sie Ihre kostbare Kraft Ihrem Vaterlande widmen, hoch bewundere. Ich werde Befehl geben, daß für Ihre Abreise Alles zu Ihrer größten Bequemlichkeit angeordnet werde."

Nach einigen gegenseitigen Höflichkeitsäußerungen verließ Herr Thiers, von dem Fürsten bis zur Thür geleitet, traurig und niedergeschlagen das Kabinet.

„Er thut mir leid," sagte der Fürst Gortschakoff, ihm nachblickend, — „auch diese liebenswürdige französische Nation thut mir leid, ihr Unglück wird sie wieder zu schweren Verirrungen hinreißen, unter denen sie selbst am meisten zu leiden haben wird. Aber Niemand vermag in das Verhängniß einzugreifen und am wenigsten wäre es die Aufgabe Rußlands, dieß zu thun, — Rußlands, das

seinerseits alle seine Wachsamkeit nöthig hat, um den Augenblick zu benutzen. — Hamburger hat Recht mit seiner Mahnung! — wir dürfen nicht zögern, wir dürfen nicht warten, bis Alles endgültig entschieden ist. Jetzt ist der Augenblick, um mit fester und kühner Hand den Preis zu erfassen, den Rußland aus diesen Kämpfen davontragen muß. Wir haben der Feinde genug," sagte er ernst, — „vielleicht ist es besser," fügte er dann mit einem feinen Lächeln hinzu, „unsere Freunde nicht in Verlegenheit zu bringen, wenn unsere Feinde erst wieder zu Athem gekommen sind. In diesem Augenblick können wir selbst handeln, unbekümmert um Wohlwollen oder Uebelwollen, und solche Augenblicke sind selten im Leben der Menschen, noch seltener im Leben der Völker."

Er klingelte, befahl seinen Wagen und zog sich einen Augenblick in sein Schlafzimmer zurück.

Nach kurzer Zeit kam er wieder in der kleinen Uniform mit dem Stern des Andreasordens und sagte lächelnd zu Herrn von Hamburger, der inzwischen in sein Kabinet getreten war:

„Geben Sie mir den Traktat. Ich hoffe, Sie sollen ihn mir heute zum letzten Mal vorgelegt haben."

Er nahm das Aktenstück, begab sich zu seinem Wagen und befahl, nach dem Winterpalais zu fahren.

Dreizehntes Kapitel.

Der Kaiser Alexander ging nachdenklich in seinem einfachen Arbeitszimmer im Winterpalais in St. Petersburg auf und nieder. Er hielt eine Nummer der russischen Börsenzeitung in der Hand, in welche er von Zeit zu Zeit einen Blick warf. Er las dann aufmerksam mit halblauter Stimme einen Satz und ging wieder, in immer tieferes Sinnen versinkend, im Zimmer hin und her, während seine ohnehin schon so ernsten, fast melancholischen Gesichtszüge eine peinliche innere Unruhe verriethen.

„Der General Fadiejeff," sagte der Kaiser endlich, indem er das Zeitungsblatt auf den Schreibtisch legte und die Hand darauf stützte, „spricht mit einer scharfen und klaren Logik über die Stellung Rußlands den Verhältnissen nach dem deutsch-französischen Krieg gegenüber, und diese Logik zieht ihre Schlüsse aus Ausgangspunkten, welche durchaus russisch, durchaus patriotisch sind! — Wem könnte die Größe, das Wohl und die Macht Ruß-

lands inniger und heiliger am Herzen liegen," rief er dann, den Blick aufwärts richtend, „als mir, der ich in meiner Jugend emporgeblickt habe zu dem gewaltigen Heldenbild meines Vaters, und der ich für die Entwicklung des Reichs meiner Ahnen gearbeitet habe mit aller Mühe und Sorge seit die Manneskraft meinen Arm spannt. Und doch kann ich dem, was hier der General Fadiejeff in so beredten, so feurigen und so patriotischen Worten sagt, nicht zustimmen, da es meinem Gefühl und meiner Ueberzeugung widerspricht. Ich kann aber auch die schlagenden Gründe nicht finden, die ich doch finden möchte, um die Ausführungen des Generals zu widerlegen, um klar und fest die Ueberzeugung in mir aufrecht zu erhalten, daß das Bündniß mit Preußen und Deutschland, zu welchem mein Herz mich hinzieht, auch für das Wohl und die Zukunft Rußlands nothwendig und heilsam sei."

Er warf wieder einen Blick auf die Zeitung.

„Oesterreich," las er, „konnte nicht mit Preußen, das siebenzehn Millionen Einwohner zählte, fertig werden; Frankreich kann mit dem deutschen Bunde, der vierzig Millionen Einwohner zählt, nicht fertig werden; wenn aber nach Frankreichs Niederwerfung Rußland an die Reihe kommt, so wird es mit einem Deutschland von sechzig Millionen Einwohnern zu thun haben. Und dieser Tag

wird erscheinen," las er, immer die Augen auf das Blatt gerichtet, weiter, „sobald zum Jubel und zur Freude aller seiner Söhne Rußland die Lösung der slavischen Frage in seine Hand nimmt. — —"

„Aber will ich denn die slavische Frage lösen," sprach der Kaiser, wieder auf und nieder schreitend, „kann denn eine Aufsaugung dieser dem Wesen des russischen Reichs in seiner Ordnung und scharfen Konzentration theilweise so fremdartigen slavischen Stämme eine richtige Aufgabe einer wohl durchdachten russischen Politik sein? Gewiß nicht, nach meiner Ueberzeugung. Die Beziehungen der slavischen Nationalitäten können einen bedeutungsvollen Hebel für unsere Politik unter gewissen Umständen bilden, aber die panslavistischen Ziele können doch wahrlich nicht in unserem Interesse liegen. Indessen," sprach er dann, unruhig und wieder unsicher den Kopf schüttelnd, weiter, „wird die Zeit, in welcher unsere Geschichte sich bewegt, von den Ideen der nationalen Agglomeration beherrscht und kein Regent, kein Fürst, keine Regierung kann auf die Dauer den die Zeit bewegenden Ideen entgegenarbeiten. Die Geschichte Deutschlands in der letzten Zeit lehrt das am klarsten, — und wenn es so käme, wenn Deutschland jemals Rußland feindlich gegenüberträte, — dann allerdings würde eine spätere Zeit mit großen Vorwürfen auf die heutige Politik

zurückblicken, weil Rußland heute Frankreich hat niederwerfen lassen, das bei der Lösung der slavischen Nationalfrage und bei einer künftigen Koalition gegen Deutschland, wie Fadiejeff mit Recht sagt, unser einziger Alliirter sein könnte! — — Können Gedanken," fuhr er fort, „welche so viele meiner treuen Unterthanen begeistern, welche bis unmittelbar zum Thron hinauf ihre glühenden Anhänger und Vertreter finden — können solche Gedanken ganz falsch sein? Sollte nicht in ihnen wirklich etwas liegen, das der Beherrscher eines großen nationalen Reichs zu berücksichtigen verpflichtet wäre? — Haben nicht die Nationen ihren Instinkt wie die einzelnen Menschen?"

Während er noch mit finsteren Blicken, das Zeitungsblatt leicht in den nervös zuckenden Fingern zusammendrückend, dastand, trat der dienstthuende Kammerdiener durch das Vorzimmer herein und meldete den Reichskanzler Fürsten Gortschakoff.

Wie erleichtert athmete der Kaiser auf, warf einen raschen Blick auf seine Uhr und sagte halb für sich im Ton freudiger Befriedigung:

„Es ist in der That schon seine Stunde. Er ist so viel kälter und klarer, er wird mir ruhige Ueberzeugung und festen Entschluß geben, — wie er es schon so oft gethan hat."

Er winkte mit der Hand. Der Kammerdiener ver-

schwand, und einige Augenblicke später trat der Fürst, eine kleine Mappe unter dem Arm, in das Kabinet seines kaiserlichen Gebieters.

„Sie kommen zur guten Stunde, Alexander Michailowitsch!“ rief der Kaiser, indem sein Blick wohlgefällig mit einer Art von achtungsvoller Sympathie und Zuneigung auf seinem langjährigen vertrauten Diener ruhte. „Sie werden mir einige Fragen beantworten können, die mich mit Unruhe und Zweifel erfüllen.“

„Es wird ein besonderes Glück für mich sein,“ erwiederte Fürst Gortschakoff, „wenn es mir gelingen möchte, meinem allergnädigsten Herrn einen Zweifel zu lösen. Doch hoffe ich kaum, daß mir dieses Glück zu Theil werden könnte, denn in allen Zweifeln und unklaren Fällen hat bis jetzt Eurer Majestät klares und sicheres Gefühl stets so schnell den rechten Weg gefunden, daß es kaum möglich war, meinerseits noch etwas dazu zu thun.“

„Es ist leicht, das Rechte zu treffen,“ sagte der Kaiser, immer in seiner liebenswürdigen, milden Freundlichkeit, „wenn alle Fragen so scharf und klar auseinander gelegt werden, wie Sie das zu thun verstehen. Doch setzen wir uns und hören Sie.“

Der Kaiser nahm in einem mit Leder überzogenen Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch Platz, während sich

Fürst Gortschakoff an der Seite desselben auf den für die Ministervorträge bereitstehenden Sessel niederließ.

Des Fürsten scharfes Auge war dem Blick des Kaisers gefolgt, welcher nach dem auf dem Tisch liegenden Zeitungsblatt hinüberstreifte. Er sah die Aufschrift am Kopf der Zeitung, und ein ganz leises, kaum bemerkbares Lächeln zuckte einen Augenblick um seine Lippen.

Schon streckte der Kaiser Alexander die Hand nach der Börsenzeitung aus, als Fürst Gortschakoff im ehrfurchtsvollsten Ton, aber ebenso entschieden und bestimmt sprach: „Dürfte ich mir erlauben, Eurer Kaiserlichen Majestät allerunterthänigst eine Bitte vorzutragen?“

Verwundert schlug der Kaiser Alexander sein großes, tiefes Auge auf, ließ die ausgestreckte Hand auf seinen Schooß sinken und sagte:

„Sprechen Sie, Alexander Michailowitsch, Sie wissen, daß Ihre Bitten im Voraus gewährt sind, wenn es möglich ist, — und Unmögliches verlangen Sie nicht.“

„Eure Kaiserliche Majestät sind zu gnädig,“ rief Fürst Gortschakoff, „doch habe ich mich nicht richtig ausgedrückt. Die Bitte, die ich Eurer Majestät aussprechen wollte, bezieht sich nur auf die heutige Geschäftsordnung. Ich habe nur wenige Gegenstände Eurer Majestät vorzutragen, dieselben sind aber so äußerst dringend und wichtig, daß ich es als eine besondere Gnade betrachten

würde, wenn Eure Majestät es mir gestatten wollten, jene Gegenstände zunächst ihrer Erledigung zuzuführen und dann meine schwachen Kräfte der Lösung derjenigen Zweifel zuzuwenden, welche Eure Majestät beunruhigt haben."

„Sie haben Recht," rief der Kaiser, „vollkommen Recht! Der Dienst vor Allem, — obwohl meine Zweifel auch mit dem Dienst zusammenhängen, — also sprechen Sie, erledigen wir die unmittelbaren Geschäfte."

Fürst Gortschakoff zog aus seiner Mappe ein einziges Aktenstück hervor, legte dasselbe auf seinen Schooß und sagte mit seiner ruhigen, gleichmäßigen Stimme:

„Herr Thiers hat mich soeben verlassen, Majestät, und mir gesagt, daß Allerhöchstdieselben ihn gnädig und huldvoll empfangen haben."

„Das ist richtig, Alexander Michailowitsch," sagte der Kaiser, „der arme alte Mann, der fast weinend zu mir sprach, hat mein Gefühl lebhaft erregt und mir tiefes Mitleid eingeflößt. Er sprach so warm und beredt für sein Vaterland, für Frankreich, dieß schöne Frankreich, das so tief von seiner Höhe herabgestürzt ist, — das Alles hat mich lebhaft ergriffen und ich habe meine Bewegung Herrn Thiers nicht verhehlen können. Auch muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß mir der Gedanke gekommen ist, ob es doch nicht vielleicht möglich wäre, durch

ein gutes, freundliches Wort, für das ja der König Wilhelm empfänglich sein möchte, ein wenig zur Linderung der Bedrängniß Frankreichs beizutragen, — man würde sich für jetzt nichts vergeben, — und für die Zukunft vielleicht einen Freund gewinnen an diesem jetzt so ohnmächtigen Frankreich, das aber doch noch immer genug nationale Kraft besitzt, um sich auch nach einem so tiefen Fall wieder glänzend und mächtig zu erheben. Es thut so wohl," fuhr er strahlenden Auges fort, „und es ist eines großen Reiches so würdig, dem Bedrängten beizustehen."

„Eure Majestät haben," sagte Fürst Gortschakoff vollkommen ruhig und unbeweglich, „die deutschen Siege mit so lebhafter, so laut und offen ausgesprochener Freude begrüßt, daß ich kaum den Uebergang finden würde zu einer Intervention zu Gunsten Frankreichs."

„O, nicht das," rief der Kaiser, ihn schnell unterbrechend, „ich habe von einer Intervention nicht sprechen wollen! — Es ist wahr," fuhr er fort, indem sein Blick stolz aufleuchtete, „ich habe mich mächtig erhoben gefühlt durch die deutschen Siege, welche doch eigentlich Siege der preußischen Taktik und der preußischen Armeeorganisation sind, dieser Taktik und Organisation, welche der Kaiser Nikolaus so sehr bewunderte und welche wir in unsere russische Armeebildung aufgenommen haben. Je

mehr jene Organisationsgrundsätze auf den Schlachtfeldern sich bewähren, um so mehr haben wir ja Grund zu der Hoffnung, daß auch unsere Armee, wenn sie je wieder zur Vertheidigung des Reichs ihre Fahnen erhebt, siegreich sein und die schweren Unglücksschläge wieder gut machen werde, welche — meinem Vater das Herz brachen," fügte er mit düsterem Blick und in einem Ton hinzu, in welchem Zorn und Schmerz dumpf ineinander klangen.

Fürst Gortschakoff drückte durch ein leises Neigen des Kopfes seine volle Uebereinstimmung mit den Worten seines Herrn aus.

„Darum, Alexander Michailowitsch," fuhr der Kaiser fort, „freue ich mich, ganz abgesehen von meiner Freundschaft und verwandtschaftlichen Zuneigung für meinen Oheim, den König Wilhelm, über diese Siege, welche Deutschland unter Preußens Führung errungen hat. Und wenn ich auf den Tag von Sedan hier in St. Petersburg mein Glas leerte, so that ich es nicht nur als Freund und Verwandter des Königs von Preußen, sondern auch als Kaiser von Rußland und als Kriegsherr der Armee, die nach dem Muster der bei Sedan siegreichen Truppen gebildet ist. Darum," fuhr er fort, „kann auch von einer Intervention nicht die Rede sein in dem Sinne, wie man dieß Wort wohl gewöhnlich auffaßt.

Aber es könnte doch immer ein freundliches Wort gesprochen werden, daß man die Frankreich aufzulegenden Bedingungen nicht zu hoch steigern möge. Wir würden uns damit die Sympathieen Frankreichs erwerben, vielleicht auch noch die anderer Mächte, und es könnten," fuhr er zögernd und mit einem leichten Seitenblick nach der Börsenzeitung fort, „doch in der Zukunft Augenblicke eintreten, in denen eine solche Sympathie von hohem Werth und Nutzen sein möchte."

Fürst Gortschakoff wartete, da der Kaiser geendet, noch einige Augenblicke, als wolle er sich überzeugen, daß Seine Majestät vollständig ihre Gedanken ausgesprochen habe. Dann sprach er fest und ruhig, etwas nachdrücklicher als vorher seine Worte betonend:

„Eure Majestät haben mir ganz aus der Seele gesprochen, indem Sie die innigen Beziehungen zwischen den Erfolgen der preußisch-deutschen Armeen und den Hoffnungen betonten, welche wir auf die künftigen Leistungen der Streitmacht Rußlands setzen müssen. Bewähren sich die Prinzipien der preußischen Armeeorganisation, so können wir auch unserer künftigen militärischen Erfolge sicher sein, denn das große russische Heer hat sich alle dort gemachten Erfahrungen zu Nutzen gemacht, und unser Material ist gewiß nicht schlechter, als das irgend eines andern Landes. Auch verehre ich die persönlichen,

freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen meines allergnädigsten Herrn mit dem königlich preußischen Hause auf das Tiefste. Aber weder die eine, noch die andere Rücksicht kann mich abhalten, Eurer Majestät zu rathen, in diesem Augenblick von jeder Intervention vollkommen Abstand zu nehmen, — denn verwandtschaftliche Beziehungen und persönliche Freundschaften vergehen und können auf die Politik großer Staaten keinen Einfluß ausüben, und der Umstand, daß die preußische Armee das Vorbild der russischen ist, darf uns ebenfalls nicht bestimmen, denn man kann ja unter Umständen auch vom Feinde lernen und des Feindes Einrichtungen annehmen und verbessern, um ihn demnächst zu schlagen. Was mich aber bestimmt, Majestät, das ist die Erwägung, daß in diesem Augenblick Preußen und das durch Preußen gebildete Deutschland die einzige Macht in Europa ist, deren Interessen sich mit denjenigen Rußlands an keinem Punkt feindlich durchkreuzen, mithin diejenige Macht, welche uns von den politischen Verhältnissen selbst als Alliirter gegeben ist."

„Wie sehr theile ich diese Ansicht," rief der Kaiser Alexander lebhaft, „wie sehr freue ich mich der preußischen Allianz und wie fest bin ich an ihr zu halten entschlossen!"

„Und doch würden Eure Majestät daran denken

können," fragte der Fürst Gortschakoff, „diese Allianz in Frage zu stellen, und zwar in Frage zu stellen zu Gunsten eines Landes, das einst, mit England vereint, seine Flotten und Armeen aussandte, um Rußlands Zukunft zu vernichten, um die Lebensader unserer national-ökonomischen Entwicklung zu durchschneiden, — um uns das schwarze Meer zu verschließen?"

Der Kaiser blickte finster vor sich nieder.

„Es ist wahr," sagte er, „das hat Frankreich gethan. Aber," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „der Kaiser Napoleon hat mir selbst gesagt, daß er damals, der augenblicklichen Aufwallung persönlicher Empfindlichkeit folgend, einen Fehler begangen habe, und mehrfach hat er auch durch den General Fleury darauf hindeuten lassen, daß er bereit sei, jenen Fehler wieder gut zu machen."

Fürst Gortschakoff schüttelte den Kopf.

„Einen Fehler wieder gut machen ist oft nicht ganz leicht, und namentlich seit den letzten Ereignissen wird Frankreich noch lange nicht die Macht dazu haben. — Preußen wird niemals einen solchen Fehler wieder gut zu machen haben, da es niemals in die Lage kommen wird, ihn zu begehen, es müßten denn seine Regenten und Staatsmänner vollständig die Lebensinteressen ihrer Nation verkennen. Darum, Majestät, halte ich dafür,

daß es besser ist, von der Allianz mit Preußen nicht abzuweichen."

„Aber, mein Gott," rief der Kaiser mit einem leichten Klang von Ungeduld in der Stimme, „wie könnte ich daran denken, von dieser Allianz abzuweichen, die ich so warm im Herzen trage! Ja gerade," fuhr er fort, „weil ich so fest an dieser Allianz halte, weil der König Wilhelm dieß weiß, deßwegen kann ich um so mehr und vielleicht mit Erfolg ein Wort in die Wagschale werfen, um das Aeußerste von Frankreich abzuwenden und um die Sympathieen der französischen Nation für Rußland zu erwecken und zu verstärken, — da ja doch," fügte er mit einem abermaligen leichten Seitenblick auf die Börsenzeitung hinzu, „Zeiten kommen könnten, in denen wir neue Alliirte nach anderer Seite suchen müßten."

„Ich muß Eurer Majestät," erwiederte Fürst Gortschakoff, „meine sehr bestimmte und unerschütterliche Ueberzeugung aussprechen, daß ich jede Intervention in diesem Augenblick für hoch gefährlich und nachtheilig halte, da sie unsere Beziehungen zu Preußen auf das Bedenklichste trüben müßte. Zunächst möchte ich mir die allerunterthänigste Frage an Eure Majestät erlauben, ob Allerhöchstdieselben überzeugt sind, daß ein vermittelndes Wort Ihrerseits den König Wilhelm veranlassen könnte, von den Forderungen abzustehen, welche er nach seinem

eigenen Gefühl und nach dem Rath seines Ministers Frankreich gegenüber zu stellen sich veranlaßt gefunden hat?"

Kaiser Alexander blickte einen Augenblick sinnend vor sich nieder und sprach dann mit einer leichten Unsicherheit im Ton seiner Stimme:

„Ich glaube nicht, daß der König Wilhelm viel nachlassen wird, — daß er viel wird nachlassen können, — Deutschland hat schwere Opfer gebracht in diesem Kriege und die öffentliche Stimme der Nation verlangt dafür einen großen Preis."

„Und diese Stimme der Nation," sagte Fürst Gortschakoff, „spricht unfehlbar, abgesehen von allen politischen Erwägungen, aus dem Herzen des Königs Wilhelm, wie die Stimme Rußlands sich im Herzen Eurer Majestät vernehmbar macht. Der König Wilhelm wird also, wie ich überzeugt bin, von seinen Forderungen nichts nachgeben können, und er würde daher durch eine auch noch so leise und freundschaftliche Intervention Eurer Majestät nur in die peinliche Verlegenheit gebracht werden, das Wort eines theuren Verwandten und hoch bedeutungsvollen Alliirten nicht beachten zu können. Dadurch muß aber nothwendig eine Verstimmung eintreten und damit eine Lockerung des festen Vertrauens, welches mehr noch als alle geschriebenen Stipulationen die Grundlage wirklich

nützlicher und fruchtbringender Allianzen sein muß. Außerdem aber," fuhr er fort, indem er den Kopf aufrichtete und die feinen Züge seines Gesichts einen Ausdruck von energischem und stolzem Selbstgefühl annahmen, „außerdem aber, Majestät, soll es mit meinem Willen und auf meinen Rath niemals geschehen, daß das Wort meines allergnädigsten Herrn und Kaisers auch in der leisesten und vorsichtigsten Andeutung erfolglos verhallt. Mein Kaiser, der Kaiser meines russischen Vaterlandes, darf nur dann sprechen, wenn sein Wort zur That wird. Und wo dieß unmöglich ist, — da, Majestät," sagte er, sich tief vor dem Kaiser neigend, „wird mein Wunsch stets der sein, daß mein Kaiser schweigt."

Der Kaiser reichte seinem Minister in rascher Bewegung die Hand.

„Wie sehr stimmt Alles, was Sie mir sagen, mit meinem Gefühl überein, und gewiß würde ich, auch ohne Ihren so festen und treuen Rath gehört zu haben, aus mir selbst heraus nach diesen Gedanken und Grundsätzen gehandelt haben. Sie wissen aber, Alexander Michailowitsch, daß es viele treue und patriotische Unterthanen in Rußland gibt, welche anders denken, welche in dem heranwachsenden Deutschland einen Feind erblicken, der einst der nationalen Entwicklung Rußlands gefährlich und verderblich werden müßte, — ich habe noch soeben —"

fuhr er, die Hand nach der Börsenzeitung ausstreckend, fort —

Fürst Gortschakoff schien die letzten Worte des Kaisers nicht zu hören, seine Bewegung nicht zu bemerken, rasch sprach er:

„Wenn Eure Majestät im Großen und Ganzen meine soeben unterthänigst vorgetragenen Anschauungen nicht mißbilligen, so habe ich nicht nöthig, denselben noch weitere Argumente hinzuzufügen. Eure Majestät werden demnächst Allerhöchst Ihren endgültigen Entschluß fassen. Ich möchte mir nur zunächst erlauben, den zweiten Gegenstand meines heutigen Vortrages zur allerhöchsten Entscheidung zu bringen. Nachdem dieß geschehen, werden Eure Majestät, wenn Allerhöchstdieselben es noch nöthig finden sollten, die Erörterungen über die Interventionsfrage wieder aufzunehmen befehlen."

„Und welchen Gegenstand haben Sie?" fragte der Kaiser ein wenig befremdet, — „wenn er dieser Erörterung vorgehen soll, so muß er in der That wichtig sein," fügte er mit einer gewissen Betonung hinzu.

„Er ist wichtig, Majestät," sagte Fürst Gortschakoff, indem er das Aktenstück, welches noch immer auf seinem Schooß lag, öffnete und einen flüchtigen Blick in dasselbe warf, — „er ist wichtig, — es ist der pariser Traktat vom Jahre 1856."

Erstaunt und befremdet blickte der Kaiser auf. Dann flog ein finsterer Zug über sein Gesicht und mit düsterem, fast strengem Ton, der mit seiner gewöhnlich sanften und weichen Weise nicht im Einklang stand, sagte er:

„Wichtig allerdings ist diese schwarze Seite in der Geschichte Rußlands und meines Hauses, diese mir hinterlassene Mahnung, die Unbill zu rächen, welche man uns angethan, und Rußland von der Kette zu befreien, die man an seinen Fuß geschmiedet und deren schwere Last seinen freien Aufschwung hemmt, — aber ich verstehe nicht," fuhr er fort, „welche Bedeutung dieser Traktat gerade in diesem Augenblick haben soll —"

„Eure Majestät erinnern sich," fiel Fürst Gortschakoff ein, „des Jahres 1866 und der Sendung des Generals von Manteuffel —"

„Gewiß erinnere ich mich dessen," erwiederte der Kaiser, „sind ja doch die damals so klar besprochenen und festgestellten Grundsätze die Grundlage unserer Politik geblieben und haben noch kurz vor dem Beginn dieses Krieges in Berlin und Ems ihren erneuten Ausdruck gefunden. Aber ich verstehe in der That nicht," fuhr er fort, „warum diese so wichtige und bedeutungsvolle Sache gerade in diesem Augenblick den Vorzug vor allen anderen Erwägungen haben sollte. Wir werden ja demnächst, wenn die gegenwärtige europäische Krisis überwunden ist,

auch an das große Werk herantreten müssen, jenen Vertrag zu revidiren. Preußen wird dann auf unserer Seite stehen, aber es ist gewiß, daß England Alles aufbieten wird, um eine Revision zu unseren Gunsten zu verhindern, — und Frankreichs Sympathieen könnten uns dabei immerhin nützlich sein —"

„Ich lege wenig Werth auf die französischen Sympathieen, Majestät," erwiederte der Fürst, „die Gefühle dieser so leicht erregbaren Nation wechseln so schnell, und ich möchte diese Angelegenheit auch nicht den unbestimmten Chancen der Zukunft überlassen, die man ja niemals ganz berechnen kann, — da wir ja den Augenblick in der Hand haben, um selbstständig zu handeln."

„Sie würden *diesen* Augenblick," fragte der Kaiser, „für geeignet halten, um eine Konferenz über eine Frage anzuregen, welche dem unmittelbaren Interesse aller europäischen Mächte gerade jetzt sehr fern liegt —"

„Eine Konferenz?" sagte Fürst Gortschakoff, — „ich habe mir nicht erlaubt, den Vorschlag zu einer Konferenz Eurer Majestät unterbreiten zu wollen. Der Rath, den ich aussprechen möchte, geht dahin," fuhr er, den Ton erhebend, mit fester Stimme fort, „daß Eure Majestät mich autorisiren mögen, im Namen Rußlands den europäischen Mächten einfach zu erklären, wir seien nicht mehr in der Lage, die Bestimmungen des Traktats, welche die

russische Schifffahrt auf dem schwarzen Meer betreffen, für uns als verbindlich anzuerkennen, da dieselben den natürlichen Rechten und den wichtigsten Interessen des Reichs widerstreben."

Das Auge des Kaisers blitzte auf in lebhafter, freudiger Erregung.

„Sie halten es für möglich, das zu wagen!" rief er, — „doch," sagte er dann, indem er das Haupt leicht niedersinken ließ, „das kann nicht gehen, das wäre der Krieg im Orient und wir sind darauf nicht völlig vorbereitet, das könnte England und Oesterreich zusammenführen, und Preußen ist jetzt zu tief engagirt, um uns auch nur mit einiger Sicherheit den Rücken decken zu können."

„Eure Majestät wissen," sagte Fürst Gortschakoff immer in demselben ruhigen Ton, „daß ich kein Politiker des Krieges bin und wahrlich nicht rathen würde, einen Weg einzuschlagen, bei dessen Verfolgung ich kriegerische Verwicklungen als möglich voraussehe, denn solche Verwicklungen müßten die innere, gesunde Lebensentwicklung der Kräfte Rußlands, diese heilige Aufgabe unserer Politik, stören und gefährden. Aber, Majestät," fuhr er fort, „gerade in diesem Augenblick wird der Schritt, den ich im vollsten Ernst und aus tiefster Ueberzeugung Eurer Majestät anrathe, zu keinem Krieg führen. Wenn Europa

wieder ruhig geworden ist und wir dann mit einem Konferenzvorschlag zur Revision des pariser Traktats hervortreten würden, dann allerdings könnte eine solche Konferenz, wie das ja schon häufig der Fall gewesen ist, zur Vorläuferin eines schweren Krieges werden. Die Mächte würden Zeit finden, sich unter einander zu orientiren, ihre Vorbereitungen zu treffen, und wir könnten in die Lage kommen, wenn auch allerdings unter günstigeren Verhältnissen als damals, den Krimkrieg wieder aufzunehmen. Jetzt, Majestät, ist das nicht zu besorgen. Ich bitte Eure Majestät, allergnädigst wohl zu beachten, daß ich nicht beantrage, eine Konferenz vorzuschlagen, sondern eine bestimmte definitive Erklärung abzugeben, welche England, unserem Hauptgegner in dieser Frage, keine Zeit lassen wird, die Elemente einer thätigen Allianz gegen uns zu vereinigen. Es wird ein großes Geschrei entstehen," sagte er mit feinem Lächeln, „wir werden das schweigend anhören. — Dann wird man vielleicht eine Konferenz verlangen, — wir werden sie annehmen unter der Bedingung, daß unsere Erklärung über die Aufhebung der russischen Schifffahrt im schwarzen Meer in dieser Konferenz nicht diskutirt werden dürfe, — man wird darüber ein Protokoll aufnehmen, und es wird auf eine ebenso nachdrückliche, als einfache und würdige Weise dieser schmerzliche Traktat vernichtet werden, den ich heute

Eurer Majestät zum letzten Mal vor die Augen geführt habe. Rußland wird die heilige Schuld bezahlt haben, welche es dem Geiste des höchstseligen Kaisers Nikolaus noch trägt," fügte er mit leicht zitternder Stimme hinzu, indem auf seinem Gesicht sich ein Zug tiefer Wehmuth mit dem Ausdruck stolzer Entschlossenheit vereinigte.

Der Kaiser sprang auf und schritt einige Male in heftiger Bewegung im Zimmer auf und nieder, während der Fürst Gortschakoff, der sich sogleich ebenfalls erhob, neben seinem Sessel stehen blieb und, den aufgeschlagenen pariser Traktat in der Hand, mit seinem scharfen Blick die Bewegungen seines Souveräns verfolgte.

„Mein Gott, Alexander Michailowitsch," rief der Kaiser, „wenn das möglich wäre, wenn wir so mit einem Mal das Ziel erreichen könnten, das so fern, so unnahbar vor mir stand, wenn wir mit einem Federzug wieder herstellen könnten, was die Armeen und Flotten von vier Mächten in Jahren nur mit Anstrengung zertrümmern konnten, — das wäre ein Triumph der Diplomatie, ein Triumph der Staatskunst — und die Feldherren müßten ihre Degen vor Ihrer Feder niederlegen."

Er blieb vor dem Fürsten stehen und sah ihn mit einem großen Blick voll liebevoller Herzlichkeit an.

„Nicht vor meiner Feder, Majestät," erwiederte der Fürst, „sondern vor dem Herrscher, der hoch über allen

Parteien, hoch über allen streitenden Meinungen den wahren Weg zum Heil und zur Größe seines Landes einzuhalten verstand, der sich nicht beirren ließ von einseitigen Auffassungen, und wenn dieselben auch in den Köpfen und den Herzen treuer, patriotischer Männer Platz fanden, — und wenn sie auch hinaufstiegen bis an die Stufen seines Thrones. Diesem Herrscher, Majestät," sagte er mit einer sonst seinen Worten fremden Wärme, „diesem Herrscher wird Rußland ewigen Dank schulden, denn er wird mit einem Wort, frei und ruhig vor ganz Europa gesprochen, ebenso Großes errungen haben, als sonst durch eine Reihe gewonnener Schlachten errungen wurde. Und dieser Dank wird um so reiner, um so schöner sein, als er durch kein Blut, durch keine Thränen getrübt wird."

Die hohe, mächtige Gestalt des Kaisers zitterte, seine Brust bewegte sich in schweren Athemzügen.

„Aber ist es denn möglich, Alexander Michailowitsch? — — Wenn dennoch der Krieg entbrennen sollte, — ganz Europa würde dann in Flammen stehen, — bedenken Sie, wenn Oesterreich, das unsern Druck so schwer empfunden hat, diese Gelegenheit benützte, um England die Hand zu reichen? —"

„Oesterreich, Majestät?" erwiederte Fürst Gortschakoff mit leichtem Achselzucken, — „ich befürchte nichts von

dort. — Oesterreich ist kaum fähig, sich zu regen, es hätte vielleicht die Chancen des französischen Krieges bei gegebener Gelegenheit gegen Preußen ausbeuten mögen, — wenn unser Druck nicht auf seinen Grenzen gelastet hätte, — aber es wird wahrlich keine Neigung haben, sich in das unabsehbare Labyrinth eines orientalischen Krieges zu stürzen. Und dann, Majestät," sagte er lächelnd, „bitte ich Allerhöchstdieselben, nicht zu vergessen, daß Herr von Beust österreichischer Minister ist, — und Herr von Beust macht uns keinen Krieg, — er hat in der That zu viel zu thun, das schwankende Gebäude seiner Stellung so gut als möglich und so lange bis möglich zu stützen."

„In der That," rief der Kaiser, „je mehr ich darüber nachdenke, je einfacher und natürlicher erscheint mir die Sache und vielleicht kommt es nur darauf an, sie zu wagen."

„Es ist kaum ein Wagniß dabei, Majestät," sagte der Fürst. „Ich möchte Eurer Majestät fast mit meinem Kopf dafür einstehen, daß keine Gefahr ernster Verwicklungen zu besorgen ist. Und," fügte er hinzu, „Preußen machen wir seine Stellung zu der Frage ebenfalls leichter, wenn wir jetzt selbstständig und entschieden vorgehen und die durch seine Siege geschaffene Situation benützen, um uns von einer nationalen Fessel zu befreien, als wenn

wir zu einer andern Zeit die Sache anregen und Preußen zwingen würden, in einer rein orientalischen Frage, die sein Interesse nicht unmittelbar berührt, Partei zu nehmen. Wir dürfen dabei nicht vergessen," fuhr er mit einer gewissen stolzen Befriedigung fort, „daß wir bei jenen preußischen Siegen, welche wir für uns benützen, auch unsern Antheil haben, denn so bewunderungswerth die Meisterschaft der preußischen Feldherrn ist, wie der Heldenmuth der deutschen Truppen, so hätten ja doch jene Siege nicht so leicht, so sicher und so schnell erfochten werden können, wenn Eurer Majestät Freundschaft es nicht möglich gemacht hätte, alle Kräfte Deutschlands dem westlichen Gegner entgegenzuführen."

„Sie haben Recht, Sie haben wahrlich Recht," rief der Kaiser, „ich danke Ihnen, Alexander Michailowitsch, ich danke Ihnen in meinem Namen und im Namen Rußlands!"

„Und ich weiß, Majestät," sagte der Fürst mit tiefem Ernst, indem eine wunderbare Bewegung über sein Gesicht zuckte, „daß der verklärte Geist des Kaisers Nikolaus, wenn er heute hieher herabblickt, zufrieden sein und den Entschluß segnen wird, den Eure Majestät in dieser Stunde gefaßt haben."

Der Kaiser Alexander faltete die Hände, — ein Augenblick tiefer Stille herrschte in dem Gemach.

„So befehlen also Eure Majestät,“ sagte der Fürst dann, „daß ich die Erklärung aufsetzen lasse, um sie den Kabinetten zu übergeben?“

„Sogleich,“ sagte der Kaiser, „ich bitte Sie, dieselbe mir so bald als möglich vorzulegen, damit auch wir unsern großen Sieg feiern können, den Ihre Taktik vorbereitet hat. — Auch meine Diplomatie hat ihren Moltke!“ fügte er halb scherzend, halb voll innigen Gefühls hinzu.

Der Fürst schloß das Aktenstück, das er noch immer offen in der Hand gehalten, und steckte es wieder in seine Mappe.

„Eure Majestät,“ sagte er dann, „haben nun Allerhöchstihren Entschluß zu fassen über den definitiven Bescheid, welcher Herrn Thiers zu geben wäre.“

Der Kaiser lächelte.

„Der arme Herr Thiers,“ sagte er, — „sagen Sie ihm in freundlichster Form, daß die absolute Zurückhaltung, welche die Rücksicht auf unsere innere Entwicklung Rußland auflege, uns jede Einmischung in die auswärtigen Beziehungen zwischen fremden Mächten verböte. Sagen Sie ihm,“ fuhr er mit einer gewissen freundlichen Ironie fort, „was Sie längst beabsichtigt haben, ihm sagen zu wollen.“

Der Fürst verneigte sich und sprach dann:

„Eure Majestät hatten die Gnade, mir vor dem Be=

ginn meines unterthänigsten Vortrags von Zweifeln zu sprechen, welche Allerhöchstdemselben aufgestiegen wären."

„Ich habe sie nicht mehr," rief der Kaiser rasch und lebhaft. „Die Unterhaltung mit Ihnen hat, wie immer, die Wirkung gehabt, Klarheit und Sicherheit zu schaffen und die Zweifel zu verscheuchen."

Nach einem augenblicklichen Zögern wendete er sich zu seinem Schreibtisch, ergriff die Börsenzeitung und reichte sie dem Fürsten.

„Lesen Sie dieß," sagte er, — „Sie werden meine Zweifel verstehen und auch begreifen, daß sie nach unserer Unterredung verschwunden sind, ohne daß ich nöthig gehabt habe, sie Ihnen besonders auszusprechen."

Der Fürst nahm ehrerbietig das Blatt aus der Hand des Kaisers und sagte:

„Ich kenne die Ansichten des General Fadiejeff, Majestät, und aller Derjenigen, welche sich zu denselben Grundsätzen bekennen, die ja unter einem Theil des russischen Volks fast zum Dogma geworden sind. Man muß sie denken und sprechen lassen, sie stehen im Thal, in den Schluchten und Abhängen des nationalen Lebens, — Eure Majestät blicken von der Höhe der Berge herab, wohin die wallenden Schatten nicht heraufdringen."

„Sie haben diesen Artikel gelesen?" fragte der Kaiser betroffen.

„Es ist meine Pflicht," erwiederte der Fürst, „Alles zu kennen, was die Geister in Eurer Majestät Reich bewegt, und nur wenn ich Alles erkannt habe, was im unruhigen Kampf der Gedanken hierhin und dorthin durcheinander und gegeneinander strömt, bin ich im Stande, in objektiver Klarheit meinem kaiserlichen Herrn meinen Rath zu Füßen zu legen."

„Gehen Sie, Alexander Michailowitsch," sagte Alexander II., indem er beide Hände auf die Schultern seines Ministers legte, „um auszuführen, was wir beschlossen, Gott erhalte Sie mir und Rußland."

Einige Sekunden stand er so, dann ließ er die Arme sinken, winkte grüßend mit der Hand und trat, als der Fürst sich entfernt hatte, wieder vor seinen Schreibtisch.

„Ich bin glücklich, — sehr glücklich," sagte er, „daß meine Ueberzeugung neue Klarheit und Festigkeit gewonnen hat und daß ich mit voller innerer Ruhe und Sicherheit dem Gefühl folgen kann, das mich zum engen und innigen Bündniß mit Preußen hinzieht. Das Blut Friedrich Wilhelm's III. fließt ja auch in meinen Adern und auch an mich ist seine Mahnung auf dem Sterbebett ergangen, daß Preußen und Rußland fest zusammenstehen sollen in Europa. Hat der Blick meines sterbenden Großvaters die Zukunft erschaut? — Hat er sehen können, daß das Bündniß seines Sohnes und seines Enkels Preußen sieg=

reich vor die Thore von Paris führen und Rußlands Flotten das schwarze Meer und die Handelsstraße des Orients wieder öffnen werde?"

Er blickte eine Zeitlang in tiefen Gedanken auf die Zeitung, die noch auf seinem Tisch lag.

„Auch sie," rief er dann, — „auch sie müssen dieß einsehen, sie, die es doch auch gut und treu mit Rußland meinen, und die, in Irrthum befangen, gegen das Bündniß eifern, das doch so Großes hervorgebracht und aus dem in der Zukunft noch Größeres hervorwachsen muß!"

Wieder sann er nach.

Dann erhob er sich rasch und ließ laut die Handglocke ertönen, welche neben ihm stand.

„Der Flügeladjutant vom Dienst!" befahl er dem Kammerdiener, der unmittelbar auf der Schwelle des Zimmers erschien.

Der Flügeladjutant trat ein und blieb in militärisch-dienstlicher Haltung, die Befehle des Kaisers erwartend, in der Nähe der Thür stehen.

„Ich lasse den Großfürsten Cäsarewitsch ersuchen, sich sogleich zu mir zu begeben," sagte der Kaiser, und während der Flügeladjutant davoneilte, um den ihm ertheilten Auftrag auszuführen, begann er nochmals den Artikel der Börsenzeitung durchzulesen.

Vierzehntes Kapitel.

Am sanft absteigenden Ufer der Maas, einige Meilen von Metz, erhebt sich das alte Schloß von Villebois, ein prachtvoller Bau, im großen Viereck errichtet, — ein mächtiger Donjon in der Mitte, kleinere Thürme und vorspringende Bastionen an den Ecken. Das Schloß trägt den Charakter eines jener großen, gewaltigen Herrensitze des Mittelalters, aber es zeigt zugleich, daß der Glanz der Familie, deren Namen es führt, in unseren Zeiten nicht erloschen ist, denn an keiner Stelle bemerkt man Spuren des Verfalls, und wenn auch vollständig im Geist des ganzen Bauwerks ausgeführt, so sind doch überall Reparaturen und Ergänzungen vorgenommen, um die großen, mächtigen Räume auch für unsere Tage bewohnbar zu machen.

Drohend und stark erheben sich die Bastionen, und auch Geschütze stehen noch auf denselben, aber aus den kleinen, hellpolirten Rohren derselben haben nur Freuden-

schüsse die Kunde fröhlicher Familienereignisse über das Land hingetragen, und von den Wällen herab ranken sich Zierpflanzen, deren Blätterwerk von kundiger Gärtnerhand geschmackvoll geordnet ist. Eine Wasserleitung von den Bergen her füllt die Gräben, welche das Schloß einschließen, aber dieses Wasser trägt die kleinen, zierlichen, schwimmenden Häuschen, welche die Schwäne beherbergen, die in weichen, anmuthigen Bewegungen auf dem Schloßgraben auf und nieder ziehen am Fuß der hoch ragenden Mauern und der mit mächtigen Zinnen umgürteten Thürme. Durch zwei weit vorspringende Bastionen gelangt man zu dem Hauptportal des Schlosses, über welchem, in Stein gehauen, das alte Wappen der Grafen und Herren von Villebois sich erhebt. In der Wölbung des Eingangs sieht man die starren Spitzen eines Fallgatters und eine Zugbrücke an schweren Ketten liegt unmittelbar vor dem Thor über dem Graben.

Aber dieß Fallgatter senkt sich nicht mehr wie in früheren Tagen, die Zugbrücke schneidet nicht mehr den Eingang ab, um den Schloßherrn vor seinen Feinden oder den trotzenden Lehensmann vor den Sendboten des Landesherrn zu schützen. Gastlich steht Thür und Thor offen und willkommen sind alle Gäste, welche die steinerne Schwelle überschreiten. Wie auf den Wällen, den Mauern, den Bastionen jedes Stück Erde benützt ist, um

entweder grünen, sammetweichen Rasenteppich, oder farbenreiche Blumen, oder anmuthig rankende Pflanzen darauf zu ziehen, so ist auch die Gartenkunst thätig gewesen, um im weiten Umkreis um das Schloß her eine ihrer anmuthigsten Schöpfungen in's Leben zu rufen. Ueberall sind hoch ragende Bäume zu schönen Gruppen geordnet und mit kleinem Buschwerk umgeben, um dem Auge einen wohlthätigen Ruhepunkt zu gewähren. Ueberall dehnen sich weite Rasenflächen aus, kleine Teiche mit geschmackvoll dekorirten Inseln tragen zierliche Gondeln, große Blumenparterres senden zu allen Jahreszeiten ihre reichen Düfte dem Nahenden entgegen und überall sieht man jene so anmuthige und elegante französische Gartenkunst, welche, ohne, wie in früheren Zeiten, der Natur Gewalt anzuthun, doch sich von jener übertriebenen Freiheit der englischen Parks fern hält und durch kunstvolle Behandlung ruhige und harmonische Bilder vorführt, ohne die schaffende und ordnende Menschenhand verbergen zu wollen.

Die ganze Schönheit des Schlosses und seiner Umgebung hatte durch den Krieg, der so viele andere Gegenden Frankreichs grausamer Verwüstung preisgegeben, nicht gelitten. Die Schlachten und Gefechte hatten diese Ecke des Moselthales nicht berührt, von den durchmarschirenden Truppen waren nur wenige hiehergekommen, da die großen Straßen in einer ziemlichen Entfernung

vom Schloß Villebois vorbeiführten, und nur einigemal war in das Schloß selbst Einquartierung gelegt worden, meist die Stäbe vorüberziehender Regimenter. Sie wurden bereitwillig und artig aufgenommen und hatten ihrerseits sorgfältig darüber gewacht, daß weder in dem Innern des schönen Baues, noch in dem umgebenden Park irgend etwas beschädigt oder zerstört werde.

So lag denn dieser prachtvolle Herrensitz wie eine Oase stillen Friedens inmitten des vom Krieg durchtobten Landes da, und wenn man in dem herbstlichen, aber immer noch mit sorgfältigster Sauberkeit gehaltenen Park den Donner der Kanonen vor Metz hörte, so hätte man sich fast der Täuschung hingeben müssen, es fände dort nur eines jener jährlichen Uebungsmanöver statt, — so ruhig, so friedensvoll war die ganze Gegend.

Die Dienerschaft und die Beamten des Schlosses thaten ihre Pflicht mit derselben Pünktlichkeit wie zu gewöhnlichen, ruhigen Zeiten, und in jedem Augenblick hätte die Herrschaft eintreffen können, um hier, wie sonst um diese Jahreszeit, zahlreiche Besuche von dem Adel der Umgegend, von Offizieren der Garnison von Metz und von Freunden aus Paris zu empfangen.

Aber die Herrschaft kam nicht. Der Graf und seine Tochter waren, wie man wußte, in Metz, das von den Preußen eingeschlossen war und wo nach den Nachrichten,

die man hin und wieder vernahm, bereits Hunger und Noth zu herrschen begannen. Der Vicomte hatte bei der Armee des Marschalls Mac Mahon gestanden, und Niemand hatte nach der entsetzlichen Katastrophe von Sedan etwas von ihm gehört. Das machte sie traurig, diese alten, treuen Diener, deren Vorfahren meist schon seit Generationen in dem Dienst des Hauses von Villebois gestanden hatten. Traurig ordneten sie an jedem Tag von Neuem die Parkanlagen, denen jeder Tag mehr ihren Blumen- und Blätterschmuck nahm; traurig lüfteten sie die Zimmer und zündeten an regnerischen Tagen leichte Feuer in den Kaminen an, — die Herrschaften kamen nicht, und mit finsteren Blicken, bittere Gefühle im Herzen, öffneten sie den fremden Offizieren die Zimmer des Schlosses, indem sie daran dachten, daß ihre Herren vielleicht jetzt Noth und Mangel leiden müßten. Aber trotz dieser bitteren Gefühle, trotz ihrer finsteren Blicke wurden die Offiziere vortrefflich bedient, denn die Gastfreundschaft des Schlosses von Villebois war eine heilige Tradition auch unter der Dienerschaft und ebenso hatten sie wie die Schloßherren jenes Gefühl ritterlicher Courtoisie gegen die Gegner im ehrlichen Krieg behalten; nur wenn die Offiziere der fremden, siegreichen Armee das Schloß verließen und durch reiche Gaben sich für die gewährte Aufnahme dankbar erweisen wollten, dann lehnten

die Beamten mit finsterem Kopfschütteln jede Gabe ab und erklärten mit kurzen Worten, daß die Gastfreundschaft des Schlosses nicht käuflich sei und daß die Diener des Grafen von Villebois von Niemanden Geschenke anzunehmen gewohnt seien, als von ihrem Herrn.

Der Herr von Rantow fuhr auf einem mit Stroh gefüllten Leiterwagen dem äußern Eingang des das Schloß umgebenden Parks zu.

Neben ihm saß Fräulein Hortense von Villebois in der Tracht der barmherzigen Laienschwestern. Und in dem Stroh des Wagens gebettet lag ein junger, bleicher Mann in einem Uniformmantel der Artillerieoffiziere, der Vicomte Etienne von Villebois, welcher, schwer, aber nicht lebensgefährlich verwundet, dem väterlichen Schloß zugeführt wurde.

Zwei der luxemburger Aerzte, welche Herr Regnier aus Metz herausgeführt, hatten sich dem Baron angeschlossen und saßen am hintern Ende des Wagens. Eine Abtheilung Dragoner ritt vor und hinter dem Gefährt.

Der Baron war vom Schloß Corny aus auf dem Weg, den Fräulein Hortense kalt und ruhig mit fester und sicherer Bestimmtheit angegeben hatte, vorwärts gefahren.

Nach einer Fahrt von etwa zwei Stunden war man in ein Dorf gekommen, das von einer kleinen Abtheilung

Preußen besetzt und mit Verwundeten belegt war. Mit schnellem, sicherem Blick hatte Fräulein Hortense den nur aus wenig Gehöften bestehenden Ort gemustert und dann vor einem Bauernhause zu halten befohlen. Sie war rasch und gewandt, noch bevor der Baron von Rantow ihr seine Hülfe bieten konnte, vom Wagen gesprungen und in das Haus eingetreten, während der vor demselben stehende Posten ihr ehrerbietig Platz machte, wie dieß von den Soldaten der Ordenstracht der barmherzigen Schwestern und Diakonissen gegenüber stets geschah.

Die junge Dame, welcher der Baron von Rantow folgte, ging, als wäre sie mit den Oertlichkeiten genau bekannt, über den Hausflur und öffnete die Thür zu einem großen Raum, der früher als Wohnzimmer der Bauernfamilie gedient hatte und jetzt mit Strohmatten belegt war, die einer Anzahl von Verwundeten als Lager dienten.

Die Luft war trotz der geöffneten Fenster dumpf und schwül in diesem Raum und ein Militärarzt, unterstützt von einem Chirurg, war beschäftigt, nach einander den Verband der Wunden zu erneuern. Die junge Dame blieb einen Augenblick in der geöffneten Thür stehen und ließ den Blick ihrer großen Augen auf diesem traurigen Bild ruhen. Da hörte man aus einer Ecke des Zimmers von einem etwas erhöhten Lager her einen Aufschrei des

Erstaunens und der Freude. Ein junger Offizier richtete sich ein wenig empor und auf den einen Arm gestützt, streckte er den andern der so plötzlich erscheinenden barmherzigen Schwester entgegen, indem er rief:

„Hortense, meine Hortense, meine geliebte Schwester!“

Fräulein von Villebois war in einem Augenblick zwischen den Reihen der auf dem Boden liegenden Strohmatratzen hindurch zu dem Lager ihres Bruders hingeeilt. Sie sank neben demselben auf die Kniee nieder, nahm seinen Kopf in ihre Hände, drückte ihre Lippen auf seine bleiche Stirn und rief:

„So habe ich Dich gesehen, mein Bruder, — so mußte ich Dich finden, — jetzt ist Alles gut, — jetzt wirst Du gerettet werden!“

Dann hatte man den Vicomte, der nicht lebensgefährlich verwundet war und vorzüglich unter dem Mangel der Pflege und dem Einfluß der schlechten Luft litt, auf den Wagen gelegt, um ihn nach dem Sitz seiner Familie zu bringen, und der Baron von Rantow hatte dem Arzt und dem Offizier, welcher die Bedeckung kommandirte, mitgetheilt, daß der Graf von Villebois sein in der Nähe liegendes Schloß zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung gestellt habe.

Alle Anordnungen waren getroffen worden, um die armen Kranken, Franzosen und Deutsche, sobald als

möglich nach dem Schloß zu bringen und der Baron von Rantow hatte sich mit Fräulein von Villebois, ihrem Bruder und einem ihn begleitenden Arzt sogleich dorthin auf den Weg gemacht.

Die junge Dame war womöglich noch schweigsamer und abwehrender geworden. Sie saß stumm und unbeweglich neben dem Baron da, von Zeit zu Zeit nur sich umwendend und ihrem in das Stroh gebetteten Bruder einen freundlichen Blick oder ein tröstendes Wort sendend.

So war man an die Grenze des Schloßparks gekommen. Man fuhr durch ein von zwei steinernen Pfeilern gebildetes Thor in denselben ein, und die ermüdeten Pferde setzten sich auf dem breiten, glatten Kiesweg in eine schnellere Gangart.

Der Baron von Rantow war frappirt von der Schönheit und Großartigkeit der Anlagen und sprach dieß der jungen Dame aus, erhielt jedoch auch jetzt wieder eine kühle, ablehnende Antwort, obgleich das Gesicht des Fräuleins beim Anblick des heimatlichen Sitzes mit einem freudigen Schimmer überglänzt wurde und ihre Blicke diese alten Bäume zu grüßen schienen, deren jeder der Vertraute einer Erinnerung aus der Kindheit war. Auch der Vicomte hatte sich mühsam erhoben, und den Arm auf sein Strohlager gestützt, verschlang er fast mit seinen

Augen diese ganze so liebe und bekannte Gegend, welche er kaum wiederzusehen noch gehofft hatte.

Vor der Zugbrücke des Haupteingangs trat der Thorwärter des Schlosses mit finsterem Gesicht an den Wagen. Er hatte die Dragoner der Bedeckung heranreiten sehen, er sah den preußischen Schnitt der Uniform des Johanniters und fragte, seine Mütze abnehmend, mit höflichen, aber kurzen und kalten Worten nach dem Begehr der Ankommenden. Da fiel sein Blick auf das Gesicht der jungen Dame, welche den Schleier ihrer Haube zurückgeschlagen hatte. Zugleich entdeckte er den jungen Offizier auf dem Strohlager des Wagens und mit tiefem Erstaunen, aber im Ton jubelnder Freude rief er:

„Mein Gott, der Herr Vicomte — unser Fräulein! Welches Glück! Welches Glück!“

Andere Diener des Hauses, welche vor der Wohnung des Thorhüters in der Bastion gesessen hatten, sprangen bei diesem Ruf heran, sie überzeugten sich bald von der wirklichen Anwesenheit ihrer jungen Herrschaften und eilten dem Wagen voran in den innern Schloßhof, so daß, als dieser langsam die Zugbrücke überschreitend in das Portal einfuhr, bereits alle Beamten und Diener des Schlosses versammelt waren und dienstfertig herantraten, um mit allen Zeichen glücklicher Freude Fräulein von Villebois

vom Wagen zu helfen, während für den jungen Vicomte eine Tragbahre hergerichtet ward.

„Mein Vater hat befohlen," sagte die junge Dame dem Haushofmeister, welcher ehrfurchtsvoll mit dem Hut in der Hand neben ihr stand, „daß das Schloß zur Pflege der Verwundeten hergerichtet werden soll. Mein Bruder soll in sein Zimmer gebracht werden, und dieser Herr hier," sagte sie, auf den Baron von Rantow deutend, „ist unser Freund, er wird mit der höchsten Aufmerksamkeit behandelt werden."

Ein eigenthümliches Gefühl erfüllte den Baron. Er gehörte der siegreichen Macht an und war der Herr der Situation, seinen Befehlen hatten eigentlich Alle hier zu gehorchen, und dennoch trat dieß junge, zarte Mädchen mit einer solchen Entschiedenheit und Sicherheit in die Rechte der Herrschaft des Schlosses ein, daß seine Gegenwart eigentlich nur durch ihre Befehle gerechtfertigt und geduldet erschien, — dieß stolze Selbstbewußtsein der Tochter des alten Herrengeschlechtes imponirte ihm und zu gleicher Zeit fühlte er sich verletzt durch den eiskalten, schneidend abweisenden Ton, in welchem Fräulein Hortense die Worte gesprochen hatte: „Dieser Herr hier ist unser Freund." Diese W o r t e waren gut und freundlich, aber der Ton derselben richtete eine unübersteigliche Scheidewand auf zwischen der jungen Dame und dem

Feind ihres Landes, mit dem sie nichts verband als die gemeinsame, allgemein menschliche und christliche Fürsorge für die Verwundeten und Leidenden.

Er hatte dieß junge Mädchen erst vor ganz kurzer Zeit zum ersten Male gesehen, er hatte wenige Worte mit ihr wechseln können und doch berührte es ihn peinlich, aus dem Klang ihrer Worte zu empfinden, wie unendlich fern und fremd er ihr gegenüberstand.

Nach kurzer Zeit war der Vicomte in seinem Zimmer installirt, der Arzt hatte ihm einen neuen Verband angelegt, und der Verwundete empfand die unendliche Wohlthat einer sorgsamen Pflege, verbunden mit dem beseligenden Gefühl, in der Heimat und unter lauter Menschen, die ihm mit Liebe und Ergebenheit anhingen, sich zu befinden.

Fräulein Hortense hatte ihre Zimmer bezogen, und dem Herrn von Rantow war eine höchst elegante und behagliche Wohnung, aus zwei Salons und einem Schlafzimmer bestehend, eingerichtet worden.

Bald wehte auf dem Donjon des Schlosses an der hohen Fahnenstange ein weithin sichtbares Banner, — wo sonst das Wappen und die Farben des Hauses von Villebois sich zeigten, sah man die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz. Allmälig langten auf rings umher requirirten Bauernwagen die Verwundeten aus dem nahe ge-

legenen Dorf an. Das große Erdgeschoß und ein großer Theil der Fremdenzimmer wurde von den Schloßbeamten zu ihrer Aufnahme hergerichtet. Die Aerzte begannen ihre Funktionen, die weiblichen Domestiken des Schlosses übernahmen die vorläufige Pflege, und nach zwei Tagen konnte der Baron von Rantow nach dem Hauptquartier melden, daß ein regelrechtes und vortreffliches Lazareth im Schloß von Villebois eingerichtet sei, dessen Räumlichkeiten zur Aufnahme von noch mehr Kranken ausreichten. Es wurden daher einige barmherzige Schwestern und Diakonissinnen dorthin nachgesendet.

Bald entwickelte sich in dem großen, prachtvollen Herrensitz ein reges und bewegtes Leben. Fräulein Hortense von Villebois hatte nach ihrer Ankunft in das väterliche Schloß die Tracht der barmherzigen Schwestern, in welcher sie Metz verlassen, abgelegt und erschien in einer einfachen schwarzen Toilette, welche ihre eigenthümliche, so vornehme und außergewöhnliche Schönheit noch mehr hervortreten ließ. Sie machte, ganz ihres Vaters würdig, die Honneurs des Schlosses, versammelte täglich in dem großen Speisesaal den Baron, die Aerzte, die barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen, sowie die Offiziere der Bedeckung zum Diner und öffnete Abends einige große Salons zur geselligen Vereinigung der hier zu gemeinsamen Liebeswerken verbundenen Personen. Bald

hatten sich unter denselben auch freundliche persönliche Beziehungen gebildet und trotz der ernsten Zeit, trotz der ernsten Aufgabe, welche alle hier Versammelten zu erfüllen sich vorgesteckt hatten, gewann doch eine gewisse gesellige Heiterkeit bei den Diners und den abendlichen Zusammenkünften Platz, an denen auch nach kurzer Zeit schon der schnell zur Besserung vorschreitende Vicomte von Villebois theilnahm und in welchen die allmälig genesenden Offiziere beider Armeen einen internationalen, von Haß und Bitterkeit freien Boden fanden.

Nur Fräulein Hortense blieb immer gleich ernst und unnahbar, die zarte Blässe tiefer Kränklichkeit verschwand nicht von ihrem Gesicht, der Ausdruck trauriger Erschöpfung und fieberhafter Erregung zugleich lag stets in dem Blick ihrer dunklen Augen, und obgleich der Arzt, welcher das in Villebois eingerichtete Lazareth leitete, verschiedene Mittel angewendet hatte, verfiel die junge Dame doch noch von Zeit zu Zeit in eine Art von tiefer nervöser Abspannung, welche von dem Arzt für eine Art somnambülen Schlafs erklärt wurde, der nur nach einer langen und vollständigen geistigen und körperlichen Ruhe wieder verschwinden könne.

Fräulein Hortense war aber dabei körperlich vollständig kräftig und im Stande, fast unausgesetzt die oberste Leitung des ganzen Lebens im Schlosse zu führen.

Doch that sie dieß mit einer gewissen kalten und gleichgültigen Passivität, und bei aller Höflichkeit und Artigkeit, mit welcher sie die Pflichten der Herrin des Hauses erfüllte und den Wünschen eines Jeden auf das Liebenswürdigste und Gütigste entgegenkam, sah man doch fast nie ein Lächeln auf ihren Lippen schweben, fast nie hörte man ein Wort mehr aus ihrem Munde, als unumgänglich nothwendig war, um die an sie gerichteten Anreden ohne Unfreundlichkeit zu beantworten. Nur beim Anblick ihres Bruders, den sie auch bei seiner Rekonvalescenz unermüdlich und persönlich pflegte, zog ein Schimmer von Freude über ihr Gesicht hin, und wenn sie mit ihm, sorgsam und leise seinen verwundeten Arm stützend, durch den Park dahinschritt, den trotz der vorgerückten Jahreszeit in der nähern Umgebung des Schlosses der Gärtner noch immer mit frischen Blumen zu schmücken verstand, dann begann sie ein leichtes, fröhliches Geplauder von der Erinnerung an die Spiele ihrer Jugend, dann nickte sie rings den herbstlichen Blumen, die aus dem immer gelblicher sich färbenden Rasen hervorleuchteten, freundlich lächelnd zu, dann hörte man ihr reines, klares Lachen durch die Gebüsche schallen, — das Alles war aber vorbei, sobald sie wieder im Schloß, wieder unter den Augen der Verwundeten und deren Pfleger war. Dann nahm ihr Gesicht wieder die kalte, unbewegliche Ruhe an, ihr

Blick wurde wieder trüb und traurig, und wenn man den zwar sanften und weichen, aber doch dabei wieder strengen und kalt abwehrenden Ton ihrer wenigen, auf das Nothwendigste beschränkten Worte hörte, so hätte man niemals glauben mögen, daß jenes helle, fröhliche Lachen da draußen in den Gebüschen des Parks aus demselben Munde gekommen sei, der diese Worte sprach.

Der Baron von Rantow befand sich in einer eigenthümlichen Gemüthsverfassung. Er saß täglich bei dem Diner neben dem Fräulein von Villebois, die Oberaufsicht und Leitung über die ganze Krankenpflege im Schloß führte ihn vielfach mit der jungen Dame zusammen, von welcher jeder Befehl an die Dienerschaft des Hauses ausgehen mußte, denn so war es gehalten vom Tage der Ankunft an, die Dienerschaft hatte für jede Anordnung, die der Baron getroffen, erst die Bestätigung ihrer Herrin erwartet, und Herr von Rantow hatte niemals daran gedacht, seine Autorität dagegen geltend zu machen, sowohl aus natürlicher Galanterie gegen die junge Dame, als weil dieselbe auch dem kleinsten Wunsch, den er für die Pflege der Kranken aussprach, stets auf das Bereitwilligste entgegenkam.

Der junge Mann fühlte sich mächtig ergriffen von der Erscheinung dieses Mädchens, das so viel eigenthümlicher Reiz umgab. Ihre wunderbare Schönheit, welche

in ihren zarten Linien und in dem feinen Hauch ihrer Farben an den geheimnißvollen Duft der Feenmärchen erinnerte, konnte bei dem täglichen Zusammenleben ihren Eindruck nicht verfehlen, — dazu kam, daß dieses junge Mädchen, das unter allen Verhältnissen wohl geschaffen war, um das Herz eines Mannes zu bewegen, hier in allem Glanz einer hohen, fast fürstlichen Stellung erschien. Das alte, so großartige und so geschmackvolle Schloß, die zahlreiche, so wohlorganisirte Dienerschaft, welche eifrig jeden Wink ihrer jungen Herrin zu erfüllen bestrebt war, die unerschöpflichen Reichthümer, über welche dieses kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen mit so einfacher Natürlichkeit verfügte, — das Alles imponirte dem jungen Mann ganz außerordentlich. Er war von Jugend auf in dem tiefsten Respekt vor altem Adel und reichem Besitz zugleich erzogen, und so vornehm seine Familie auch sein mochte, in so reichen Verhältnissen er auch seine Kindheit und Jugend verlebt hatte, so reichte doch das Maß eines wohlhabenden schlesischen Gutsbesitzers bei Weitem nicht an die Höhe der alten Grund- und Lehensherren von Villebois heran, deren aus der Tiefe der Jahrhunderte hervorgewachsener Besitz selbst mit den Reichthümern der Finanzgrößen unserer Tage auf die Wagschale gelegt werden konnte, ohne daß er in die Höhe geschnellt worden wäre. Der Baron von Rantow fühlte sich also in den

beiden Richtungen, welche, vor Allem maßgebend, alle seine Auffassungen bestimmten, — Vornehmheit und Reichthum, — weit unter dem Geschlecht der Herren von Villebois stehend, — und dieß Gefühl ließ ihm das junge, zarte Mädchen auf der Höhe dieser großen Familienstellung um so reizender, anziehender und bewundernswerther erscheinen. Der Baron war nachgerade von der Erscheinung des Fräuleins Hortense von Villebois so erfüllt und bezaubert, daß alle früheren Erinnerungen seines Lebens wie in einen unklaren Nebel zurücksanken und es ihm schien, als sei hier in dem alten Schlosse des französischen Grandseigneurs ihm zuerst ein Ziel erschienen, das des Strebens und Ringens würdig sei. Aber wie unerreichbar hoch stand dieß Ziel vor ihm da. Die junge Dame, zu welcher sein so mächtig erwachtes Gefühl ihn hinzog, war Französin und schärfer entwickelte sich mit jedem Tag die nationale Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland; dazu kam die Ueberlegenheit der Stellung der jungen Dame, die er sich, so schwer ihm das auch werden mochte, doch eingestehen mußte, — und endlich der Gedanke an seine Verlobung mit der Tochter des Kommerzienraths Cohnheim, zu welcher ihn niemals ein wahres Gefühl des Herzens, sondern nur die Rücksicht auf die „gute Partie“ und der Reiz geführt hatte, diese vielumworbene reiche Erbin zu gewinnen. Das Alles

machte ihn traurig und niedergeschlagen und raubte ihm die überlegene, fast hochmüthige Sicherheit, die ihn sonst erfüllt hatte. Mehr als das aber noch drückte ihn die Haltung nieder, welche Fräulein von Villebois ihm gegenüber beobachtete, ohne auch nur ein einziges Mal um ein Haar breit von derselben abzuweichen. Die junge Dame erwiederte alle Bemerkungen, die er an sie richtete, mit der feinsten und ausgezeichnetsten Höflichkeit, — er hätte auch nicht den Schatten eines Vorwurfs gegen sie erheben können, — und doch sprach sie nie ein Wort mehr, als zur erschöpfenden, artigen Beantwortung seiner Worte nothwendig war, — sie ergriff, wenn es nicht Gegenstände der Krankenpflege betraf, niemals die Initiative, und jede Konversation, die er versuchte, sank nach kurzer Zeit todt zu Boden, ohne daß sie seitens des Fräuleins von Villebois auf eine bemerkbare oder verletzende Weise unterbrochen worden wäre. Dennoch schien die schöne Hortense nicht ohne ein gewisses Interesse für den jungen Johanniter zu sein, mit welchem das Schicksal sie hier in so ereignißreicher, ernster Zeit zu gemeinsamem Liebeswerk verbunden hatte. Häufig, wenn er sich mit ihrem Bruder unterhielt, der dem deutschen Edelmann mit freundlicher Herzlichkeit entgegenkam, oder wenn er schweigend neben ihr saß, ruhte ihr Blick lange wie forschend und grübelnd auf ihm, mit jenem sinnenden und suchenden

Ausdruck, mit dem man ein Bild betrachtet, dessen Zügen man einen Platz in seiner Erinnerung geben möchte, ohne sich klar darüber werden zu können, wo dieser Platz zu finden sei.

Wenn dann der junge Mann einem solchen wunderbar tiefen und durchdringenden Blick begegnete, so fühlte er sich wohl von einem wonnigen Gefühl freudigen, hoffnungsvollen Glückes durchdrungen, — versuchte er aber eine Unterhaltung einzuleiten, so begegnete er immer wieder jener höflich unfaßbaren Abweisung, — und nach wenigen Augenblicken saßen Beide wieder schweigend nebeneinander.

Der Baron fühlte sich tief unbehaglich, ja oft ernstlich unglücklich in diesen Verhältnissen und doch hatte er nicht den Muth, denselben ein Ende zu machen, indem er seine Versetzung von dem Lazareth in Villebois zu einer andern Johanniterstation beantragt hätte. Er fühlte sich hoffnungslos, gedrückt, unklar der Zukunft gegenüber und doch wieder schon glücklich, daß er nur täglich Diejenige sehen durfte, deren Bild wachend und träumend seine ganze Seele erfüllte, wenn auch jeder Tag ihm von Neuem die schmerzliche Ueberzeugung brachte, daß dieß Räthsel seines Lebens, dem er hier begegnet, sich nie zu seinem Glücke lösen werde.

Es war ein schöner, milder Abend im Monat Oktober,

— der glänzende Vollmond übergoß mit seinem um diese Jahreszeit schon so weißen Licht die mächtigen, zum nächtlichen Himmel aufsteigenden Umrisse des Schlosses von Villebois und die hohen Bäume des Parks, deren theilweise schon kahle Zweige und deren gelbes Laub, von dem weißschimmernden Licht überstrahlt, wie mit silbern glänzendem Schnee überdeckt schienen. Der Baron Rantow hatte mit dem Arzt die einzelnen Krankenzimmer besucht, sich überall überzeugt, daß es nirgends an der sorgfältigsten Pflege fehle und alle Anordnungen, die für die Nacht nöthig waren, getroffen, und da die Stunde, zu welcher die geselligen Salons des Schlosses sich öffneten, noch nicht gekommen war, so schritt der junge Mann, tief die frische weiche Abendluft einathmend, in den Park hinaus, um hier mit seinen Gedanken und Gefühlen, welche seine Brust zum Zerspringen füllten, allein zu sein und zu versuchen, wie er es schon so oft und immer vergeblich gethan, ob es ihm gelingen möchte, zur Klarheit zu kommen über seine Entschlüsse und seine Wünsche, — die er zu seinem Schmerz nicht zu Hoffnungen emporschwingen konnte.

Es war ihm ein eigenthümlich süßer Reiz, in den Gängen dieses Parks einherzugehen, in welchem jeder Stein im Kies des Weges, jeder Baum, jedes Gebüsch ihm von der schönen Hortense sprach, — hier war sie ja

so oft auch einher gegangen, diese leblosen und unbeweglichen Gegenstände alle, die ihn hier umgaben, hatten sie gesehen als fröhliches, lachendes Kind, das von einem Frühling zum andern immer mehr emporblühte zur sinnenden, träumenden Jungfrau, wie er sie jetzt gefunden und wie sie sein ganzes Wesen beherrschte. Sinnend und träumend! — worüber sinnend, — wovon träumend, — das hatte er sich schon oft in banger Unruhe gefragt, — und von Neuem stiegen unruhige Zweifel in ihm auf; — lebte ein Gefühl in ihrem Herzen, das sie so ernst, so schmerzlich bewegte, das sie gleichgültig und unempfänglich machte für Alles, was sie umgab? Hatten diese Bäume, diese Boskets sie etwa nicht allein hier wandeln gesehen, — hatten sie ihre Stimme vernommen in leisem Geflüster, vermischt mit einer andern Stimme, hatten sie ihr so kaltes, ruhiges Auge, erglühend in zitterndem Blick, sich schüchtern erheben sehen zu einem andern Auge —

Eine Wolke legte sich vor seine Blicke, ein heißer Blutstrom schoß zu seinen Schläfen hin, hörbar in der tiefen Stille des Abends schlug das Herz in seiner Brust. Er nahm hochaufathmend die Mütze ab und preßte die kalte Hand an seine brennende Stirn.

„Und wenn es wäre?“ sagte er leise, — „wäre es nicht natürlich, — wäre es nicht wunderbar, wenn es

anders wäre? — und was,“ sprach er dann traurig, mit einem bittern Lächeln, — „was verlöre ich dabei, — ich, der ich ihr nichts, gar nichts bin, — ein Fremder, mit dem man gleichgültig zusammenlebt, — den man gleichgültig verläßt, wenn die zufällig gekreuzten Schicksalswege sich wieder von einander wenden? — ich, — der ich gebunden bin für das Leben! — Doch diese Fessel wäre zu lösen, — wenn ich hoffen könnte, — aber —“

Er schwieg und blieb einige Augenblicke in tiefen Gedanken stehen.

Dann, als wolle er seinen schmerzlichen Gefühlen entrinnen, eilte er mit raschen, kräftigen Schritten auf dem breiten Weg weiter.

Bald öffnete sich dieser Weg nach einem halbrunden Platz hin, der von hohen und dichten Taxushecken umgeben war. In der Mitte des Platzes erhob sich auf einer schlanken Säule eine schön gearbeitete Vase von Marmor, aus welcher dunkelgrüne Ranken von Epheu lang herabfielen. Am Fuß der Säule befand sich ein großes, etwas erhöhtes Blumenbeet, welches in sorgfältiger Auswahl noch mit späten Herbstblumen geschmückt war, — gegenüber an der Taxuswand, hinter welcher die Kronen mächtiger Eichen zum Himmel aufstiegen, stand eine breite und bequeme Bank von Gußeisen, und mit einem leichten Ausruf des Erstaunens erblickte der Baron

von Rantow auf dieser Bank, in einen weiten schwarzen Shawl eingehüllt, Fräulein von Villebois. Die junge Dame war halb liegend gegen die hohe, geschwungene Rücklehne zurückgesunken, ein schwarzes Spitzentuch war halb von ihrem Kopf herabgefallen und umgab, wie ein dunkler Grund, das Bild dieses schönen, zarten Gesichts, welches im vollen glänzenden Mondlicht weiß wie die vom Epheu umrankte Marmorvase erschien. Die Augen waren geschlossen, wie geblendet vom hellen Mondstrahl, und auf dem Gesicht der jungen Dame lag nicht die gewöhnliche gleichgültige Kälte, — ein Schimmer von Glück und Freude strahlte von den lieblichen Zügen und ein weiches, süßes Lächeln öffnete die sonst so streng geschlossenen Lippen des feinen Mundes.

Der Baron blieb am Eingang des Platzes betroffen stehen und blickte auf dieses Bild hin, das so unerwartet ihm sich zeigte und in der eigenthümlichen Mondscheinbeleuchtung von feenhaftem Zauber umgeben erschien.

Einige Augenblicke stand er so, in den Anblick des jungen Mädchens verloren, — dann trat er schnell mit festen Schritten, um ein Zeichen seiner Anwesenheit zu geben, in den von den Taxushecken umschlossenen Raum. Obgleich der Kies unter seinen Füßen laut knirschte, machte Fräulein von Villebois keine Bewegung, — schlug auch die Augen nicht auf, — nur schien ihr Kopf in

fast unmerkbarer Wendung sich dem Baron entgegenzu neigen, und das Lächeln auf ihren Lippen wurde noch süßer, noch weicher und schien dem Nahenden einen Gruß zu senden.

In zögernder Verlegenheit war Herr von Rantow vor ihr stehen geblieben.

„Mein Gott, — mein Fräulein, — Sie hier!" sagte er, voll Verwunderung diese schöne, unbewegliche Gestalt vor sich betrachtend, — „ich bedaure, Ihre Einsamkeit zu stören, — aber," fuhr er, mit Besorgniß zu ihr herabblickend, fort, — „sollte die kühle Abendluft Ihrer Gesundheit nicht schaden?"

„Ich bin gesund und glücklich," sagte Fräulein von Villebois mit einer so weichen, hingebungsvolle Liebe athmenden Stimme, wie er sie noch nie von ihr gehört, — „ich bin gesund und glücklich, wenn Du bei mir bist, mein theurer Freund, — ich sah Dich kommen, — und meine ganze Seele flog Dir entgegen! — Gib mir Deine Hand," fuhr sie fort, „damit ich die heilsamen Strahlen aufsauge, die von Dir ausströmen, und die mir wonnevolles Glück und gesunde Kraft bringen."

Der Baron stand starr in tiefster Bestürzung vor ihr. Es zog wie eine goldene Wolke vor seinen Blicken hin, — er fand keine Erklärung für diese so unerwartete Anrede und doch machte ihn dieselbe unendlich glücklich, denn

er hörte ja aus diesem geliebten Munde so süße, berauschende Worte, wie er sie zu hoffen und zu träumen nicht gewagt.

Er blickte zu der glänzenden Mondscheibe, zu den dunklen Wipfeln der Bäume empor, — er athmete tief die reine, kühle Luft ein, um sich zu überzeugen, daß nicht Alles ein Traum sei.

„So gib mir Deine Hand," sagte Fräulein Hortense mit ungeduldigem Ton, — „ich dürste darnach, den Strom des Lichtes und der Kraft zu trinken, der von Dir ausströmt!"

Herr von Rantow beugte sich zu ihr herab und ergriff ihre Hand, welche unbeweglich auf ihrem Schooß lag.

Ihre Finger schlossen sich eng um die seinigen, — ein leises Zucken flog durch ihren Körper, eine glückselige Verklärung erschien auf ihrem Gesicht.

„O, welches Glück, — welche Wonne!" hauchte sie mit tiefen, vollen Athemzügen, — „wie strömt das Licht, die Wärme, die Kraft durch mein ganzes Wesen, — ich sehe das Herz in Deiner Brust wie eine leuchtende Sonne, — ihre Strahlen durchdringen mich, — sie flammen in mein Herz hinein, — sie werden dieß schwache, kranke, leidende Herz genesen machen, — o, verlaß mich nicht, mein Freund, — lege die andere Hand auf meine Stirn und denke daran, daß Du mir helfen, — daß Du mich

heilen willst, — Du wirst es thun," sagte sie mit einem Ton kindlich treuherziger Zuversicht, — „denn Du liebst mich, — o, ich weiß es, — Du liebst mich!"

Der Baron war keines klaren Gedankens fähig, — seine Begriffe verwirrten sich, — er fand sich einer Märchenwelt gegenüber und ein Gefühl unendlichen, unerklärbaren Glückes war das Einzige, was er empfand.

Mechanisch gehorchte er den Worten des jungen Mädchens und legte seine Hand auf ihre Stirn.

Abermals fühlte er das leise Zucken ihres Körpers.

Sie blieb einige Augenblicke stumm, wie unter dem Eindruck eines überwältigenden Wohlgefühls.

„Verzeih' mir, mein theurer Freund," sagte sie dann, indem sich ihre Hand noch fester um die seine schloß, — „verzeih' mir, wenn ich kalt und fremd gegen Dich bin, — ich bin krank, — alles Leben, alle Wärme, alle Liebe ist tief in mein Herz zurückgezogen, dort schläft der edelste, der beste Theil meines Wesens, — und ich lebe ein Traumleben, ein kaltes, starres Leben, das ich selbst nicht verstehe und das Niemand versteht, — die Aerzte geben mir ihre Mittel, aber diese Mittel gleiten ab an der Erstarrung meines innern Lebens, — nur der weiche, klare Strahl des reinen, sanften Lichtes, das jetzt auf mich herabscheint, hat die Macht, diese innere Erstarrung zu lösen und das gefesselte Leben in meinem Herzen zu

erwecken, — dann aber versinken die äußeren Sinne in Schlaf, — und so bleibe ich immer getrennt von der Welt, die mich umgibt, und die ich doch so gern erfassen möchte mit meinem innern Leben."

„Du allein," fuhr sie fort, während der Baron, berauscht von Glück, an ihren Lippen hing und jedes ihrer Worte verschlang, — „Du allein, mein theurer Freund, hast die gleiche Kraft in Dir, wie jenes reine Gestirn dort oben, — Du hast die Kraft, durch Deine Berührung die geschlossene Blume meines tiefinnersten Lebens zu öffnen, — und Deine Kraft ist größer und höher noch, — denn sie kann — sie wird es bewirken, daß das äußere und innere Leben sich ausgleicht, — daß Alles, was jetzt verborgen in mir lebt und webt, heraustreten wird, um sich der Welt sichtbar zu machen, um mich wieder warm und glücklich zu verbinden mit allem Schönen, Lieben und Guten, das mich umgibt, — Du wirst dem Sonnenlicht wieder den Weg öffnen zu meinem kranken, schlummernden und träumenden Herzen! Nicht wahr, mein Freund, Du willst, — Du wirst mir helfen?" fragte sie mit ängstlich demüthigem Ausdruck.

„Bei Gott!" rief er, kaum seiner selbst mächtig, — „bei Gott, mit dem letzten Tropfen meines Blutes, — aber wie, — was kann ich thun?"

„Du wirst täglich wie heute, mein theurer Freund,"

erwiederte sie, „Deine Hand in die meine legen und meine Stirn berühren, damit der Lebensstrom mich durchdringe und heile, — wenn Du zu mir kommst und ich mich auflehne gegen Deine Herrschaft über mein inneres Leben, dann strecke die Spitzen Deiner Finger in dem festen Willen, mir zu helfen, gegen mein Herz aus und der Widerstand meiner kranken Nerven wird sich Deinem Willen beugen, — täglich eine halbe Stunde, — nicht länger, laß mich das Licht und die Kraft trinken, die Dir entströmt, — und in kurzer Zeit wird die Harmonie in meinem Wesen wiederhergestellt sein, — die Blume, die tief verborgen in meinem Herzen schläft, wird sich erschließen. — Wirst Du mir beistehen, mein Freund?“ fragte sie innig, — „wirst Du die Blüte erwecken, damit sie Dir ihren Duft sende? — Versprichst Du mir zu thun, was ich von Dir erbitte?“

Herr von Rantow sank auf die Kniee nieder, drückte die Hand des jungen Mädchens in glühendem Kuß an seine Lippen und rief:

„Alles, Alles will ich thun, — befiehl über mich, — mein Leben gehört Dir, meine einzig Geliebte, — meine süße, angebetete Hortense —“

„Hortense,“ flüsterte sie, leise zusammenzuckend und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, als horche sie auf einen fernen, weit, weit herüberdringenden Ton.

Dann verschwand das weiche, glückselige Lächeln von ihren Lippen, ihre Züge wurden allmälig ernst und kalt, wie sie es gewöhnlich waren, — sie entzog ihre Hand dem Baron, der ganz erschrocken und bestürzt die Veränderung auf ihrem Gesicht bemerkte, — hob ihre Hand empor, strich über ihre Stirn und bedeckte einen Augenblick ihre Augen. Dann hob sie langsam den Kopf von der Lehne der Bank empor und schlug die Augen auf.

Voll tiefen, grenzenlosen Erstaunens fiel ihr erster Blick auf den vor ihr knieenden jungen Mann, dessen Gesicht noch in glühender Erregung flammte.

Rasch stand sie auf. Ein Blitz des Unwillens zuckte aus ihrem Auge auf Herrn von Rantow herab, — ein kaltes, höhnisches Lächeln kräuselte ihre Lippen, — kaum wäre es möglich gewesen, in diesen Zügen das weiche, liebeathmende Bild wiederzuerkennen, das der junge Mann noch wenige Augenblicke früher vor sich gesehen hatte.

„Wie kommen Sie hieher, Herr Baron?" fragte sie mit eisiger, schneidender Kälte, — — „ich hatte einen kleinen Gang bei dem schönen Mondscheinabend gemacht, — hier an meinem Lieblingsplatz, wo ich oft in früheren Tagen gesessen, hatte mich ein leichter Schlummer überrascht, — und Sie, — mein Herr, — wie kommt es, daß ich Sie bei meinem Erwachen hier — vor mir finde?"

Der Baron blieb einen Augenblick sprachlos dieser so plötzlichen und schroffen Veränderung gegenüber.

Er erhob sich und sagte mit unsicherer Stimme:

„Ich kam zufällig hieher, mein Fräulein, — ich fand Sie schlafend auf diesem Platz, — ich befürchtete eine Ohnmacht, — die kalte Nachtluft, — ich wollte versuchen, Ihnen beizustehen —“

„Ich werde nicht so leicht ohnmächtig, mein Herr,“ sagte sie kurz und trocken, — „die Nachtluft thut mir wohl, — lassen Sie uns zurückkehren.“

Sie schritt, ohne ihn weiter anzublicken, auf dem Wege nach dem Schloß hin. Der Baron ging neben ihr, von den widersprechendsten Gefühlen bewegt. Er war tief niedergeschlagen bei dem Gedanken, daß all' das süße Glück, das ihn soeben noch erfüllt, nur die Täuschung eines krankhaften Traumes gewesen sein sollte; — doch hatte sie ihm ja auch gesagt, daß das, was heute noch Traum war, bald Wirklichkeit werden würde, — und mit hoffnungsvoller Ungeduld schlug sein Herz der Zukunft entgegen, die ihm dieß wunderbare Räthsel lösen sollte.

Schweigend kehrten sie zum Schloß zurück und bald versammelte sich der gewöhnliche Abendcirkel in den Salons.

Fräulein von Villebois war heute noch kälter und ernster als gewöhnlich, und in den Antworten, die sie,

wenn es nothwendig war, dem Baron gab, lag eine stolze, fast hochmüthige Strenge, ohne daß die äußere Form der Höflichkeit verletzt wurde.

Zuweilen blickte sie in tiefem Sinnen vor sich nieder, als suche sie eine Erinnerung, ein fernhin verschwindendes Bild zu fassen und zu halten, — und mit einer gewissen Anstrengung riß sie sich aus diesem träumenden Grübeln heraus, wenn eine an sie gerichtete Bemerkung sie zwang, an der Konversation theilzunehmen.

Früher als sonst ging man auseinander und lange noch lag der Baron von Rantow in seinem Fenster, in den hellen Mondschein hinausblickend und zuweilen die Augen schließend, damit vor seinem innern Blick jenes holdselig lächelnde Angesicht voll Liebe und Hingebung wieder erscheinen möge, das seine Seele mit so berauschendem Glück und so seliger Hoffnung erfüllt hatte.

———

Fünfzehntes Kapitel.

Etwa zwölf Meilen von London liegt das freundliche, wohlhabende Dorf Chislehurst in der Nähe von Bromley in der Grafschaft Kent. Bei diesem Dorf erhebt sich, umgeben von einem schattigen Park voll uralter hoher Bäume, ein kleines Landhaus, bestehend aus einem zweistöckigen Mittelbau mit hohem Parterre und zwei daran stoßenden Seitenflügeln. Dieß Haus, welches man in vielen Gegenden Deutschlands ein Schloß nennen würde, welches aber unter den Landsitzen der englischen Aristokratie nur einen unscheinbaren und bescheidenen Rang einnimmt, macht den Eindruck tiefer, abgeschlossener Ruhe und einfachen, eleganten Comforts. Nach der Gartenseite zu, wo sich nach englischer Sitte ein schön gehaltener Rasenplatz ausdehnt, sieht man einen Balkon über dem großen Mittelfenster des ersten Stocks und darüber in der Höhe der Fenster des zweiten Stockwerks ist in einem steinernen Viereck, von allegorischen Figuren umgeben,

eine große Uhr angebracht, welche in gleichmäßiger Ruhe die Stunden anzeigt, die hier in der einsamen Zurückgezogenheit so still und friedlich dahinrollen, während sie draußen im fernen Geräusch der Welt so viele tief erschütternde Ereignisse in ihrem Schooße bergen.

Wie in England jeder vornehme Landsitz seinen Namen hat, so hieß dieß Haus Camden Place, nach dem englischen Geschichtschreiber William Camden, welcher hier in stiller, abgeschlossener Ruhe sein Leben beschloß und seine „Annalen der Regierung der Königin Elisabeth" schrieb.

In diesen friedlichen Sitz des gelehrten Forschers war die Kaiserin Eugenie eingezogen, müde, den nach Hastings strömenden Neugierigen das Schauspiel einer gefallenen Größe zu bieten, und begierig, sich in tiefer Abgeschlossenheit von den erschütternden Bewegungen der letzten Zeit zu erholen.

An einem Nachmittag, als die herbstliche Sonne bereits von der Höhe ihrer Bahn herabsank, ging ein schlanker, kräftiger Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, in einen dunklen Civilanzug gekleidet, am Rande des Rasenplatzes vor der Villa in unruhiger Bewegung, zuweilen schnell abgerissene Worte vor sich hin murmelnd und die Hände in raschen, nervösen Gestikulationen bewegend, auf und nieder.

Das kräftige, gebräunte Gesicht dieses Mannes mit schönen, regelmäßigen Zügen, einem kurzen, schwarzen, militärischen Bart und dunklen, kühn blickenden Augen zuckte in fieberhafter Aufregung und er blickte zuweilen mit dem Ausdruck der Ungeduld nach der Thür des Hauses.

Nachdem er etwa zehn Minuten auf und nieder gegangen war, trat Madame Lebreton, die Vertraute der Kaiserin Eugenie, aus der Thür des Landhauses, und kaum hatte jener Mann sie erblickt, als er mit raschen Schritten ihr entgegen eilte, ihre Hand ergriff und mit unruhiger Hast zu ihr sprach:

„Es ist für mich ganz unmöglich, meine Schwester, länger hier zu warten. Meine militärische Ehre steht auf dem Spiel, ich habe meinen Posten verlassen, und wenn meine Sendung kein Resultat hat, wenn nicht unmittelbar der Friede geschlossen wird, so wird ein unauslöschlicher Flecken auf meinem Namen haften. Diese Unpäßlichkeit der Kaiserin ist verhängnißvoll. Ich bitte Dich, zu Ihrer Majestät zu eilen und ihr zu sagen, daß sie einen Entschluß fassen müsse, daß sie mir Instruktionen ertheilen müsse, denn so gern ich mich zu ihrer Verfügung gestellt habe, so eifrig ich ihr meine Kräfte zu widmen bereit bin, so geht mir doch die dienstliche Pflicht des Soldaten über Alles. Und wenn Ihre Majestät mich nicht entläßt, wenn sie nicht ihren Entschluß faßt, so muß ich morgen

nach Metz zurückkehren, wohin die Pflicht und die Ehre mich ruft, — und das ich niemals hätte verlassen sollen," fügte er düster hinzu.

„Gedulde Dich ein wenig, mein Bruder," sagte Madame Lebreton, „Ihre Majestät befinden sich besser und wird Dich in kurzer Zeit empfangen können, um Dir ihre Entschließungen mitzutheilen. Ich fürchte," fuhr sie mit traurigem Ton fort, „daß diese Entschließungen nicht im Sinne der Idee des Herrn Regnier ausfallen werden, welche ja der Marschall Bazaine ebenfalls billigt. Die Kaiserin scheint zu dem Entschluß gekommen zu sein, sich von jeder Theilnahme an den Ereignissen auf das Sorgfältigste fern zu halten, und sie wird kaum zu bestimmen sein, Dir eine Instruktion oder einen direkten Befehl an den Marschall Bazaine mitzugeben. — Etwas Anderes wäre es, wenn der Marschall die Verantwortung des selbstständigen Handelns übernehmen würde; — wenn er es erreichen könnte, im Namen des Kaisers zu kapituliren und die Armee zu retten, so wäre damit eine Grundlage für den Frieden gebildet, und es würde dann Ihre Majestät, wie ich glaube, durch die Ereignisse selbst gezwungen werden, auf Grund der Vollmacht der Regentschaft, welche noch nicht erloschen ist und welche ja die Preußen als die einzige legale Regierung in Frankreich anerkennen, zu handeln. Wenn Du den Marschall be-

stimmen kannst, mein Bruder, den Gang der Dinge zu diesem Ziele zu führen, so wirst Du Frankreich einen großen Dienst leisten. Und ich glaube," fügte sie hinzu, „daß auch die Kaiserin Dir Dank wissen wird."

„O, wie viel hätte sich thun lassen," rief ihr Bruder, „wenn ich sogleich mit einer solchen Erklärung hätte zurückkehren können! Welche Zeit ist verloren!"

Ein Lakai öffnete die beiden Flügel der Hausthür, und die Kaiserin Eugenie, auf den Arm des kaiserlichen Prinzen gestützt, trat in den Garten.

Die Kaiserin war schwarz gekleidet und hatte ein schwarzes Spitzentuch nach spanischer Weise um den Kopf geschlungen. Ihre etwas bleichen und abgespannten Gesichtszüge trugen den Ausdruck ruhiger, ergebener Resignation.

Der kaiserliche Prinz trug einen ganz gleichfarbigen grauen Civilanzug. Seine Haltung war etwas gebückt und unsicher, sein bleiches, eingefallenes Gesicht und seine tiefliegenden großen Augen zeigten die Spuren erschöpfender geistiger und körperlicher Leiden.

Die Kaiserin trat zu Madame Lebreton heran, reichte dem Bruder derselben die Hand und sagte voll Freundlichkeit, aber ohne das ihr sonst eigenthümliche liebenswürdige und verbindliche Lächeln:

„Ich bedaure, mein lieber General Bourbaki, daß

ich einige Tage verhindert war, Sie zu sehen und Ihnen meinen Entschluß über die Botschaft, die Sie mir gebracht haben, mitzutheilen. Sie sind ein treuer Freund unseres Hauses," fuhr sie fort, während der Prinz den General ebenfalls mit herzlichem Händedruck begrüßte, „Ihnen kann ich daher sagen, daß ich während des Unwohlseins, an das man hier glaubte, eine etwas kühne und abenteuerliche Reise gemacht habe, — eine Reise nach Wilhelmshöhe," sagte sie seufzend, — „ich habe nicht früher davon sprechen wollen, als ich bis hieher wieder zurückgekehrt bin, auch zu Ihnen nicht, — um uns hören die Wände, die Bäume, die Luft —"

„In Wilhelmshöhe? Mein Gott!" rief der General, „Eure Majestät waren in Wilhelmshöhe? Und wie trägt der Kaiser das ungeheure, das betäubende Unglück, an dessen Wahrheit kaum zu glauben möglich ist?"

Die Kaiserin zuckte die Achseln.

„Er trägt es mit dem Gleichmuth, — der Gleichgültigkeit jener Philosophen des Alterthums, von denen man mir gesprochen hat —"

„Der Stoiker," fiel der Prinz ein.

Die Kaiserin nickte.

„Für ihn ist der Vorhang gefallen," fuhr sie dann fort, „das Stück beendet, — sein Leben gehört der Vergangenheit an."

„Traurig," rief der General, „traurig, wenn er den Muth verliert —"

„Nicht den Muth," fiel die Kaiserin ein, — „aber den Glauben. Er will nicht handeln, er will warten und nichts Anderes thun, als die Zukunft des Prinzen vorbereiten."

„So ist denn auch die letzte Hoffnung verloren!" rief der General, „und Alles wird zusammenbrechen! Auf die Armee von Metz gestützt, hätte der Kaiser noch einmal das Heft der Ereignisse in die Hand nehmen können —"

„Und vielleicht," sagte die Kaiserin mit Betonung, „könnte es noch möglich sein, ihm dieß Heft in die Hand zu legen; — wenn der Marschall Bazaine zu handeln entschlossen ist, wenn er im Stande wäre, eine kaiserliche Armee aus Metz herauszuführen — — —"

„So würden Eure Majestät mir in diesem Sinne Instruktionen ertheilen?" fragte Bourbaki rasch.

„Das kann ich nicht, mein lieber General," sagte die Kaiserin, „das darf ich nicht, — das würde des Kaisers bestimmtem Willen widersprechen. In solcher Lage," fuhr sie fort, „als diejenige ist, in welcher der Marschall sich befindet, muß man auch ohne Instruktionen zu handeln wissen. Die vollendete Thatsache hat eine große Macht in der Welt, und auch der Kaiser hat ja diese

Macht stets anerkannt. Wir werden noch weiter darüber sprechen," sagte sie, „ich erwarte Sie demnächst in meinem Kabinet und will nur einen Gang durch den Park machen, um mich ein wenig zu erfrischen."

Sie neigte leicht das Haupt und wendete sich mit dem Prinzen den Alleen des Parks zu.

„Dann wäre es ja besser gewesen," sagte der General Bourbaki, „wenn ich gleich selbst nach Wilhelmshöhe gegangen wäre. Jetzt ist nur Zeit verloren, — das Kostbarste, was wir besitzen. Wenigstens wird diese Unthätigkeit ein Ende haben, und wenn meine diplomatische Mission keinen Erfolg hat, so werde ich wenigstens meine militärische Pflicht erfüllen können."

Ein kaiserlicher Lakai trat zu Madame Lebreton und brachte ihr in einer schwarzen Mappe die soeben von der Station abgeholten Briefe und Zeitungen.

Madame Lebreton musterte flüchtig die Briefe und griff dann nach der Indépendance belge, um die in jener Zeit so bedeutungsvollen und für diesen kleinen Hof der geflüchteten Kaiserin so ganz besonders interessanten neuesten Nachrichten zu lesen.

„O, mein Gott," rief sie, nachdem sie einige Zeilen durchflogen, „ein neuer schmerzlicher Schlag: Straßburg ist gefallen!"

„Es war unmöglich, den Platz länger zu halten,"

sagte General Bourbaki, „der tapfere Uhrich hat gethan, was möglich war. Er hat die Ehre gerettet, — Straßburg ist früher auch schon genommen worden, — aber Metz! Metz! Es wäre entsetzlich, wenn man keinen Weg fände, um uns diese Schmach zu ersparen."

„O," rief Madame Lebreton freudig, „da ist eine gute Nachricht von Metz, Bazaine hat einen Ausfall gemacht!"

Bourbaki trat heran, mit glühenden Blicken hing er an den Lippen seiner Schwester.

„Er ist zwar zurückgeschlagen worden, aber die Berichte der Preußen gestehen selbst, daß er ihnen vielen Schaden zugefügt hat, die Garden haben sich mit unglaublicher Bravour geschlagen!"

„Die Garden?!" rief Bourbaki mit einem wilden Aufschrei, — „mein Korps ist im Feuer gewesen ohne mich, — und Bazaine hat mir doch fest versprochen, daß er die Garden nicht gegen den Feind senden wolle, so lange ich abwesend sei!"

Er drückte beide Hände vor die Stirn, als wolle er seine wild durch einander wogenden Gedanken gewaltsam ordnen.

„Aber das kommt," rief er dann flammenden Blickes mit bebenden Lippen, — „das kommt von dieser unverantwortlichen Verzögerung meines Aufenthalts hier, der

nun doch zu keinem Ziel geführt hat. Das kommt davon, wenn ein Soldat seinen Posten verläßt und sich in Dinge mischt, die seiner Pflicht und seinem Beruf fern liegen, — mein Korps ohne mich im Feuer gewesen!" rief er laut in schneidendem Ton. „Ich bin entehrt, ich bin gebrandmarkt für immer, — wie soll ich vor meinen Soldaten erscheinen, die dem Feind gegenüber vergebens nach ihrem General gefragt haben? Genug dieses unwürdigen Intriguenspiels," rief er mit wild rollenden Blicken. „Sie mögen es weiter führen lassen von wem sie wollen, ich habe nur einen Leitstern, von dem nun nichts mehr mich entfernen soll! — Nicht bis morgen, nicht bis zur nächsten Stunde, nicht einen Augenblick länger werde ich hier bleiben. Jede verlorene Minute kann es unmöglich machen, mit meinem Leben meine verlorene Ehre zurückzukaufen. Lebe wohl, meine Schwester, ich gehe."

Er schloß Madame Lebreton in seine Arme, küßte sie auf die Wangen und wandte sich hastigen Schrittes dem Hause zu.

„Mein Bruder," rief Madame Lebreton, „mein Bruder, ich bitte Dich, — höre mich an, — die Kaiserin —"

Bourbaki wandte sich um. Sein Gesicht zuckte vor Schmerz und Verzweiflung.

„Die Kaiserin?" rief er mit rauher Stimme, —

„ich habe nur noch eine Herrin auf Erden: das ist die Fahne meines Korps, die Fahne, an der meine militärische Ehre hängt, — ich habe nur noch eine Pflicht zu erfüllen, das ist: unter dieser Fahne zu fallen, — und nichts in der Welt wird mich von der Erfüllung dieser Pflicht zurückhalten."

Er wendete sich rasch und ohne auf den nochmaligen Ruf seiner Schwester zu hören, eilte er in das Haus.

Madame Lebreton ging ganz erschrocken in den Park, um die Kaiserin aufzusuchen.

Noch bevor sie mit derselben zurückkehrte, fuhr der General Bourbaki, der in höchster Eile die nothwendigsten Sachen in einen kleinen Reisekoffer gepackt hatte, in einem offenen Wagen, den er, selbst antreibend und mit Hand anlegend, anspannen ließ, der Eisenbahnstation zu.

Als die Kaiserin mit dem Prinzen und Madame Lebreton in das Haus zurückkehrte, wurde ihr gemeldet, daß der General bereits abgereist sei.

„Welch' eine Uebereilung, welch' ein Starrsinn!" rief Madame Lebreton.

Die Kaiserin blickte nachdenkend vor sich nieder.

„Vielleicht ist es besser so," sagte sie, „ich bin jetzt jeder Aeußerung, jeder Einwirkung überhoben, — ich hätte meine Worte so sorgfältig und vorsichtig wählen können, wie möglich, immer würde man mich doch für

das verantwortlich gemacht haben, was geschehen wäre, — es ist besser so! — Will der Himmel uns beistehen, so wird es geschehen, auch ohne daß wir unmittelbar Hand anlegen. — Vielleicht war dieß des Kaisers Sinn und Meinung," flüsterte sie leise, indem sie, immer auf den Arm ihres Sohnes gestützt, nach ihrem Zimmer sich begab.

Kaum war sie dort angelangt, als der Kammerdiener der Kaiserin Madame Lebreton leise eine Meldung machte.

„Was gibt es?" fragte die Kaiserin, welche sich erschöpft in einen Lehnstuhl niedergelassen hatte.

„Herr Regnier ist angekommen und wünscht mich zu sprechen. Befehlen Eure Majestät, daß ich ihn empfange?"

„Mein Gott," rief die Kaiserin, „hört denn diese Sache niemals auf? Kaum ist Bourbaki fort, so erscheint dieser merkwürdige Mann wieder, den wir nie gesehen und der mit fanatischem Eifer uns seine Hülfe bringen will. Es scheint, als ob das Ende dieses Fadens, so oft wir es aus der Hand lassen, sich uns immer wieder darbieten wolle! — Wollte man abergläubisch sein, so könnte man wirklich hier einen Wink des Schicksals vermuthen. Jedenfalls hören Sie ihn an," sagte sie, zu Madame Lebreton gewendet, — „und Du, mein lieber Louis, habe die Güte, mir Herrn Chevreau zu senden.

Er ist ein kalter und klarer Mann, ich wünsche, daß auch er diesen Herrn Regnier sprechen und prüfen möge."

Madame Lebreton begab sich in den Empfangssalon des Hauses und wenige Augenblicke darauf wurde Herr Regnier zu ihr eingeführt.

Er war unverändert in seinem grauen Anzug, mit dem grauen toupirten Haar, und nur seine früher so frische und blühende Gesichtsfarbe zeigte die Blässe, welche Aufregung und Anstrengung hervorrufen, so daß seine ganze Erscheinung durch ihre gleichmäßige Farbenschattirung fast den Ausdruck eines jener alten Kupferstichporträts machte, in welchen nur der Blick der scharf gezeichneten Augen lebendig aus den grauen Umrissen hervortritt.

„Wo ist der General Bourbaki?" rief Herr Regnier eifrig, nachdem er Madame Lebreton stumm begrüßt hatte, — „er hat einen großen Fehler begangen, er hat sein Inkognito nicht bewahrt, alle Welt weiß, daß er hier ist, damit kann Alles verdorben werden, — die Wachsamkeit der feindlichen Parteien in Frankreich wird erregt, überall wird die Agitation gegen unsern Plan in's Leben gerufen!"

„Der General ist abgereist, um nach Metz zurückzukehren."

„So hat er Aufträge von Ihrer Majestät erhalten?"

fragte Herr Regnier, — „so wird Bazaine die Friedensunterhandlungen beginnen?“

„Ihre Majestät hat dem General keinen Auftrag gegeben,“ erwiederte Madame Lebreton.

„Keinen Auftrag?“ rief Herr Regnier. „So soll also der Marschall Bazaine, welcher so bereit, so entschlossen war zu handeln, unthätig bleiben und die Dynastie dem Untergang, Frankreich dem Ruin verfallen?“

„Ich glaube nicht,“ sagte Madame Lebreton etwas zögernd, „daß Ihre Majestät die Kaiserin sich wird entschließen können, aus ihrer Reserve herauszutreten. Der Rath aller treuen Freunde Ihrer Majestät geht dahin, sich vollständig zurückzuhalten, und die Kaiserin, welche Ihren Eifer gewiß dankbar anerkennt, glaubt demnach nicht, daß jetzt der Augenblick zum erfolgreichen Handeln gekommen sei.“

„Und wann, ich bitte Sie um Gottes willen, Madame,“ rief Herr Regnier, „wann sollte dieser Augenblick denn eintreten? Die Geschichte schreitet heute schnell vorwärts, und wenn Metz gefallen sein wird, wie Straßburg schon gefallen ist, so wird das Kaiserreich für immer vergessen sein, und Frankreich wird auf lange Jahre dem Elend und der Anarchie verfallen. Ich bitte Sie, Madame, gehen Sie noch einmal zur Kaiserin und beschwören Sie dieselbe im Namen des Kaisers, im Namen

ihres Sohnes, im Namen Frankreichs, mich wenigstens anzuhören, bevor sie ihren letzten Entschluß faßt.“

„In der That, mein Herr,“ sagte Madame Lebreton, „ich weiß kaum, was ich zu dieser ganzen Sache sagen soll, — mein Gefühl steht auf Ihrer Seite, ich wünsche so sehr, daß Etwas geschehen könnte, um all' dieses Unglück wieder gut zu machen, und doch kann ich kaum wagen, Ihre Majestät von Neuem zu bestürmen. Indeß,“ sagte sie nach einem augenblicklichen Besinnen, „ich werde der Kaiserin Ihre Bitte aussprechen, — sie mag dann entscheiden.“

Sie ging hinaus und kurze Zeit darauf trat ein schwarz gekleideter Herr von fester, etwas gedrungener Gestalt, in strammer, sicherer Haltung in das Zimmer. Sein kurzes Haar und sein ebenfalls fast ganz kurz geschnittener Vollbart waren grau gemischt. Die starken Augenbrauen wuchsen an der Wurzel der kräftigen, nach hinten etwas gekrümmten Nase zusammen, und die dunklen Pupillen blickten scharf und etwas stechend aus dem weißen Rund seiner Augen hervor.

„Ich bin der Staatsminister Chevreau,“ sagte der Eingetretene mit leichter Verbeugung, indem er Herrn Regnier forschend musterte, „Ihre Majestät die Kaiserin hat mich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß sie nicht im Stande sei, in dem von Ihnen gewünschten Sinne Auf-

träge an den Marschall Bazaine ergehen zu lassen. Ihre Majestät glaubt darin vollständig mit den Intentionen des Kaisers übereinzustimmen, welcher nach der Schlacht von Sedan, als der Augenblick ja vielleicht noch günstiger war und noch bessere Bedingungen hätten zu erreichen sein können, von allen Friedensverhandlungen Abstand genommen hat.“

Herr Regnier blickte finster zur Erde. Er schien erschöpft und unfähig, den Kampf gegen die sich stets von Neuem vor ihm aufthürmenden Schwierigkeiten weiter fortzusetzen.

Herr Chevreau betrachtete ihn einige Augenblicke nicht ohne Theilnahme und sprach dann, als Herr Regnier in seinem finstern Schweigen verharrte:

„Ich möchte indeß nicht, mein Herr, daß irgend ein Mittel unversucht bliebe, um das Kaiserreich aus dieser schweren Katastrophe zu erretten. Ich würde Ihnen den Rath geben, ein Exposé über Ihre Idee und die Wege zu ihrer Ausführung, verstärkt mit allen Belegstücken, die Sie besitzen, Herrn Rouher zu geben, der sich in London befindet. — Herr Rouher hat einen großen Einfluß auf die Kaiserin und sie legt mit Recht auf seine Ansichten einen hohen Werth, da sie weiß, daß auch der Kaiser eine ganz besondere Achtung vor den Erfahrungen und den Meinungen dieses erprobten Staatsmannes und

langjährigen treuen Dieners hegt. Wenn Herr Rouher nach einer genauen Prüfung der Sache sich veranlaßt fühlen würde, Ihrer Majestät ein Eingehen auf Ihren Vorschlag anzurathen, so bin ich überzeugt, daß die Kaiserin diesen Rath befolgen würde."

Herr Regnier zuckte die Achseln und brach in ein bitteres Hohnlachen aus, so daß der Minister Chevreau ihn ganz befremdet ansah.

„Ich bitte Eure Excellenz um Verzeihung," sagte Herr Regnier, „daß ich meinem Gefühl einen vielleicht nicht ganz angemessenen Ausdruck gegeben habe, — aber muß es mir nicht wie eine Ironie erscheinen, daß Sie mich jetzt, nachdem eine lange Zeit verloren ist, während die Möglichkeit des Handelns vielleicht nur noch nach Tagen gemessen werden kann, auf eine lange Negoziation mit Herrn Rouher verweisen, welche abermals viele Tage in Anspruch nehmen kann und vielleicht beendet sein möchte, nachdem die Kapitulation von Metz vollzogen oder der Waffenstillstand mit Herrn Jules Favre abgeschlossen sein wird?"

Herr Chevreau antwortete nicht, er schien von den Bemerkungen des Herrn Regnier betroffen zu sein.

„Und dann," fuhr Herr Regnier fort, — „Sie sprechen von Belegstücken, ich habe alle meine Papiere dem General Bourbaki übergeben, welcher im strengsten

Geheimniß als Herr Regnier hier erscheinen sollte, und welcher sich doch schon in Brüssel vor aller Welt unter seinem wahren Namen zu erkennen gegeben hat. Ich würde also nicht im Stande sein, Herrn Rouher die Belegstücke, die ich besitze, vorzulegen, und müßte Sie zuvor bitten, mir jene Papiere, die ich dem General Bourbaki übergeben habe, wieder zu verschaffen."

„Diese Papiere," erwiederte Herr Chevreau, „sind von dem General Ihrer Majestät der Kaiserin übergeben, und ich werde nicht ermangeln, sie Ihnen auf der Stelle nach London zu senden, — Ihre Adresse ist Madame Lebreton bekannt?"

„Ja wohl, mein Herr," sagte Herr Regnier, indem er seinen Hut ergriff und denselben in zorniger Erregung zusammendrückte. „Ich werde also die Zurücksendung meiner Papiere erwarten, — doch kann ich Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen, daß ich die von Ihnen gewünschte Unterhandlung mit Herrn Rouher beginnen werde. Alle Diejenigen," fügte er hinzu, indem er sich zur Thür wendete, „welche heute die Kaiserin vom Handeln zurückhalten, mögen der Geschichte gegenüber die Verantwortung dafür übernehmen. Ich habe gethan, was ein einzelner Mann aus uneigennütziger Hingebung gegen die Dynastie und aus Liebe für das Vaterland zu thun im Stande ist, — aber mit tiefem Schmerz muß ich es sagen, ich

habe Verständniß für meinen Gedanken nur bei unseren Feinden gefunden."

Mit einer kurzen Verbeugung wendete er sich um und verließ das Zimmer. Herr Chevreau machte eine Bewegung, als wolle er ihm nacheilen, dann aber hielt er an und begab sich schnell in das Zimmer der Kaiserin zurück.

Herr Regnier gab einem auf dem Vestibüle stehenden Lakaien auf, Madame Lebreton zu benachrichtigen, daß er sich von ihr zu verabschieden wünsche, und trat dann vor die Thür in den bereits durch die Dunkelheit des Abends beschatteten Garten, wo er mit großen Schritten auf und nieder ging.

Nach etwa fünf Minuten trat Herr Fillion, der Erzieher des kaiserlichen Prinzen, aus dem Hause und ersuchte ihn, noch einmal zurückzukehren.

Herr Regnier folgte ihm und wurde in einen kleinen Salon geführt, der durch eine Lampe mit dunkelblauer Kuppel nur matt erleuchtet war. Neben einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers stand Herr Chevreau; Herr Fillion, der mit ihm eingetreten war, blieb neben Herrn Regnier stehen.

„Ich begreife nicht," sagte Herr Regnier mit unwilligem Ton zu dem Minister Chevreau, der ihn nicht anredete, „warum Sie mich zurückrufen lassen, ich wünschte

nur mich von Madame Lebreton zu verabschieden und glaube nicht, daß eine Fortsetzung des Gesprächs, welches ich soeben mit Ihnen zu führen die Ehre hatte, irgend ein Resultat ergeben könnte."

Herr Chevreau antwortete auch jetzt nicht, sondern blickte in den dunklen Hintergrund des Zimmers, und als Herr Regnier dieser Richtung seiner Blicke folgte, sah er, auf eine Chaiselongue zurückgelehnt, eine dunkle weibliche Gestalt, welche sich nun erhob und in den von der Lampe erleuchteten Lichtkreis herantrat.

Es war die Kaiserin, welche einen Augenblick wie neugierig forschend Herrn Regnier betrachtete und dann unwillkürlich den Kopf schüttelte, als könne sie für diese Erscheinung in ihrer Erinnerung keinen Platz finden.

Erschrocken und lebhaft bewegt verneigte sich Herr Regnier tief.

„Mein Herr," sagte die Kaiserin, „Sie bestehen darauf, mit mir zu sprechen, — was haben Sie mir mitzutheilen? — ich bin bereit, Sie zu hören. Setzen Sie sich."

Die Kaiserin ließ sich wieder auf die Chaiselongue nieder. Herr Fillion brachte einen Stuhl für Herrn Regnier und dieser setzte sich der Kaiserin gegenüber, während die beiden anderen Herren in der Mitte des Zimmers neben dem Tisch stehen blieben.

„Ich bitte Eure Majestät, mich entschuldigen zu wollen,“ sagte Herr Regnier mit leicht zitternder Stimme, „wenn ich durch meine dringende Bitte um persönliches Gehör vielleicht gegen die Etikette verstoßen habe, aber ich bin gekommen, um über hochwichtige Angelegenheiten — hochwichtig für das kaiserliche Haus und für Frankreich — zu sprechen, darum habe ich geglaubt, über die Form der regelrechten Vorstellung hinwegsehen zu dürfen. Ich bedaure,“ fuhr er fort, „daß mir erst jetzt das Glück wird, vor Eurer Majestät zu erscheinen. Die Anstrengungen der letzten Tage haben mich tief erschöpft, und ich werde vielleicht nicht mehr die Kraft haben, meiner Ueberzeugung den richtigen Ausdruck zu geben, — denn schon die alten Römer sagten: mens sana in corpore sano, — eine gesunde Seele kann nur in einem gesunden Körper wohnen.“

Die Kaiserin machte eine leise Bewegung der Ungeduld und sagte:

„Sprechen Sie, mein Herr, ich höre.“

„Eure Majestät,“ sagte Herr Regnier, „wissen, was bis jetzt geschehen ist und was der Zweck meiner Thätigkeit sein soll?“

Die Kaiserin neigte den Kopf.

„Madame Lebreton hat mir Alles mitgetheilt,“ sagte sie, — „und der General Bourbaki — —“

„Der General Bourbaki," fiel Herr Regnier ein, „hat Eurer Majestät Sache sehr geschadet, indem er von seiner Entfernung aus Metz die ganze Welt hat sprechen und viel Zeit hat verloren gehen lassen. Metz, Madame," fuhr er fort, „kann sich nur noch bis zum 18. Oktober halten —"

„Das hat der General Bourbaki nicht so bestimmt gesagt," fiel die Kaiserin ein.

„Und doch, Madame," rief Herr Regnier, „ist es die volle, die bestimmte, die unzweifelhafte Wahrheit. Der Marschall Bazaine selbst hat mir dieß genaue Datum genannt, bis zu welchem die Armee sich halten könne, aber selbst dann muß er die Offizierspferde mit zu den Lebensmitteln rechnen. Ich bitte nun Eure Majestät, zu bedenken, welches große Resultat für Frankreich und für den Kaiser gewonnen werden kann, wenn die Armee von Metz mit allen Kriegsehren kapitulirt, wenn diese Armee von hunderttausend Mann mit drei Marschällen von Frankreich freien Abzug auf ein vom Kriege nicht berührtes Terrain erhält, wenn sie sich dort Eurer Majestät zur Verfügung stellt und Sie nur nöthig haben, sich in das Hauptquartier Ihrer Armee zu begeben, um, gestützt auf die einzige noch übrig gebliebene Waffenmacht Frankreichs, als von ganz Europa anerkannte Regentin einen Frieden zu schließen, der Frankreich jedenfalls bessere

Bedingungen bieten würde, als sie die Herren Favre und Gambetta erlangen können."

„Und Sie sind Ihrer Sache gewiß, daß dieß geschehen werde?" fragte die Kaiserin.

„Ganz gewiß!" rief Herr Regnier. „Der Graf von Bismarck wird mit mir oder mit jedem andern Abgesandten unterhandeln, sobald ihm eine Vollmacht von Eurer Majestät und zugleich die Erklärung des Marschalls Bazaine vorgelegt wird, daß derselbe im Namen des Kaisers zu kapituliren bereit sei. Aber," fuhr er fort, „Eure Majestät dürfen mit Ihrem Entschluß nicht zögern, es muß unmittelbar und schnell gehandelt werden, — jede Stunde kostet Frankreich eine Million, und ich wiederhole es Eurer Majestät auf das Bestimmteste, der Marschall kann sich nur bis zum 18. Oktober halten. Jede andere Angabe, die zu Eurer Majestät gelangt sein möchte, ist falsch. Bis zu dieser Zeit hin wird aber auch das letzte Korn und das letzte Pferd aufgezehrt sein. Wenn die Armee von Metz aber durch ein völlig ausgesogenes und von Allem entblößtes Land sich nach einem kriegsfreien Terrain begeben soll, so muß sie doch wenigstens noch Pferde für die Artillerie und Futter für wenigstens fünf Tage haben. Es ist also unmöglich; jenen letzten Termin abzuwarten, und wenn etwas geschehen soll, so muß es in der allernächsten Zeit, lieber heute als morgen, geschehen."

„Aber, mein Herr,“ sagte die Kaiserin, indem sie durch den freundlichen Ton der Worte den Sinn ihrer Bemerkung zu mildern bestrebt war, — „Sie werden begreifen, daß bei einer derartigen Unterhandlung, bei welcher die höchsten Interessen des kaiserlichen Hauses und Frankreichs im Spiel sind, auch die Personenfrage nicht ohne Wichtigkeit ist, — ich habe niemals früher das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, und wie mir der General Bourbaki sagt, hat auch der Marschall Bazaine —“

„O Madame,“ rief Herr Regnier, indem er die Hände erhob, als wolle er weitere Aeußerungen der Kaiserin zurückhalten, „ich habe keinen persönlichen Ehrgeiz in dieser Angelegenheit, ich verlange nicht, daß Sie mich beauftragen, ich habe das ganze Werk vorbereitet, — lassen Sie die letzte Hand daran legen von wem Sie wollen — ich hatte ja gerade deßhalb auf die Reise Bourbaki's gedrungen. Schicken Sie einen Ihrer Rathgeber, einen Ihrer Vertrauten ab, aber geben Sie ihm unbeschränkte Vollmacht und Gewalt zu handeln und abzuschließen, denn der Graf Bismarck wird sich nicht mit kleinen Detailfragen beschäftigen wollen. Der Marschall Bazaine kann nicht lange zögern — senden Sie Jemanden, zu dem Sie volles Vertrauen haben. Nur keine diplomatischen Zögerungen, diese mögen in dem Verkehr der Kabinette in ruhigen Zeiten zweckmäßig sein, die

armen, hungrigen Soldaten aber, welche in Metz liegen und einen ihrer Kameraden nach dem andern vor Erschöpfung fallen sehen, haben keine Zeit zu warten. Ich beschwöre Sie, Madame, senden Sie Jemanden ab, sogleich, diese Nacht noch."

Die Kaiserin stand auf, ging einige Male im Zimmer auf und nieder, wie fragend hefteten sich ihre Blicke auf Herrn Chevreau.

„Madame," sagte dieser, „ich habe Herrn Regnier den Rath gegeben, seine ganze Sache dem Herrn Rouher vorzulegen, er ist der älteste und erfahrenste Rathgeber des Kaisers und ohne seine Zustimmung möchten wir, — weder ich, noch irgend ein anderer der hier Anwesenden, Eurer Majestät ein so folgenschweres Handeln anzurathen wagen."

„Sie haben Recht," sagte die Kaiserin, indem sie vor Herrn Regnier stehen blieb, „Sie haben Recht, wenn Herr Rouher die Sache billigt, so kann man darauf zurückkommen. Ich kann und darf auf eine solche Negoziation nicht eingehen. Würde ich Ihrer Bitte nachgeben, mein Herr," sagte sie zu Herrn Regnier, „so würde die Nachwelt darin nur den Beweis finden, daß ich die Interessen der Dynastie denen des Landes vorgezogen habe, und die Schmach eines Vertrages, welcher französisches Gebiet den Feinden überläßt, würde auf meinem Haupte haften."

„Majestät,“ rief Herr Regnier, „Gebietsabtretungen sind überhaupt nicht mehr zu vermeiden, nachdem es bis dahin gekommen ist, und die Nothwendigkeit anzuerkennen, kann nicht schmerzvoll sein. Große Regenten, welche heute noch ruhmvoll in der Geschichte Frankreichs dastehen, haben ebenfalls nach unglücklichen Kriegen drückende Friedensbedingungen unterzeichnet, — warum sollte Eure Majestät dieß nicht thun, da Sie doch gewiß sein können, daß Sie unter allen Umständen bessere Bedingungen erlangen werden, als jene Verblendeten in Paris, welche den Krieg bis zur völligen Erschöpfung des Landes fortsetzen werden? Aber bedenken Sie, Madame,“ fuhr er fort, „welche Wohlthat Sie dem Lande erweisen. Ich bin durch einen Theil Frankreichs gereist, das Land geht dem Untergang entgegen — die Dörfer stehen verlassen, die Bewohner sind in die Wälder geflüchtet und lagern dort ohne Obdach — sie wissen schon heute nicht mehr, woher sie Nahrung nehmen sollen, und der Winter naht, sie bedrohend mit Frost und Hunger — mit der Vernichtung. Alle diese Unglücklichen können Eure Majestät mit einem Wort, mit einem Federzug retten, und wenn die Logik der Politik auf Eure Majestät keinen Eindruck macht, so wende ich mich an das Gefühl, an das Herz der Kaiserin, und bitte im Namen aller Unglücklichen, aller von Hunger, Elend und Vernichtung bedrohten

Franzosen Eure Majestät um das Wort des Friedens, der von einem Hauch Ihrer Lippen abhängt."

Die Kaiserin drückte in heftiger Bewegung ihre Hände auf die Brust und blickte abermals fragend Herrn Chevreau an, welcher die Augen niederschlug.

„Ich kann nicht, ich darf nicht," rief sie. „Sprechen Sie mit Herrn Rouher, ohne seinen Rath will ich keinen Schritt weiter in der Sache thun," sagte sie im Ton bestimmten und unwiderruflichen Entschlusses, — „leben Sie wohl, mein Herr, ich danke Ihnen für Ihren Eifer und werde nie vergessen, daß Sie in der Stunde der Noth und Gefahr unserem Hause und Frankreich Ihre Kraft so unermüdlich zur Verfügung gestellt haben."

„Ich gehe, Madame," sagte Herr Regnier mit einer von tiefer, schmerzlicher Bewegung zitternden Stimme, „ich gehe, ich werde mich auch jetzt noch nicht zurückziehen, ich weiß noch nicht, was ich zu thun vermag, aber ich werde bis zum letzten Augenblick — und dieser ist nicht mehr fern — Alles aufbieten, um das Kaiserreich und Frankreich zu retten. Mögen Sie niemals bereuen," fuhr er fort, „heute zurückgewiesen zu haben, was ich Ihnen fast vollendet zu Füßen legte — die Wiederherstellung der Ordnung, des Friedens, des Wohlstandes."

Er verbeugte sich tief vor der Kaiserin und verließ mit langsamen, fast schwankenden Schritten das Zimmer.

Die Kaiserin sah ihm traurig nach.

„Vielleicht,“ sagte sie leise, „geht das Glück mit diesem Manne von uns — ein Verräther ist er nicht, wie man mich auch hat glauben machen wollen, der die ganze Intrigue nur geführt habe, um Bourbaki von seinem Posten zu entfernen — aber gleichviel, ich kann nicht, ich darf nicht anders handeln. Nicht wahr?“ — fragte sie mit fast ängstlichem Ton gegen Herrn Chevreau gewendet.

„Ich bin nicht im Stande,“ sagte dieser kalt und ruhig, „die Verantwortung für einen andern Rath Eurer Majestät gegenüber zu übernehmen.“

Während der letzten Worte der Kaiserin hatte man einen Wagen durch die Stille des Abends dahinrollen hören.

Jetzt trat Madame Lebreton eilig in das Zimmer und sagte: „Der Prinz Napoleon ist soeben angekommen und bittet Eure Majestät um Gehör.“

„Mein Gott,“ rief die Kaiserin tief aufseufzend, „welch' ein Tag der Unruhe und der Aufregung! Was will dieser Prinz, der mich haßt, der stets mein Gegner war und der schon bei seinem letzten Besuch mir so viel Unangenehmes zu sagen nicht müde wurde! — — Doch ich kann ihn nicht zurückweisen, wir dürfen der Welt, solange es möglich ist, nicht das Schauspiel der Uneinig=

keit im eigenen Lager geben. Lassen Sie den Prinzen kommen."

Herr Chevreau wollte sich zurückziehen.

„Bleiben Sie, mein Herr," sagte die Kaiserin, „es ist mir angenehm, wenn meine Unterredung mit dem Prinzen Zeugen hat. Wir haben keine Geheimnisse unter einander," fügte sie mit bitterem Lächeln hinzu.

Die Thür wurde schnell geöffnet. Der Prinz Napoleon trat ein. Sein Gesicht mit dem wachsartigen Teint war noch bleicher als gewöhnlich, seine Augen funkelten in fieberhafter Unruhe — er verbeugte sich vor der Kaiserin, ergriff flüchtig die Hand, die sie ihm reichte, und grüßte seitwärts blickend Herrn Chevreau leicht und hochmüthig.

Die Kaiserin ließ sich auf ihre Chaiselongue nieder, der Prinz blieb vor ihr, die Hand auf die Lehne eines Sessels gestützt, stehen und sprach in seiner kurzen scharfen Betonung mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Ich komme zu Eurer Majestät, um mir Aufklärung zu erbitten über all' die Gerüchte von Unterhandlungen, — von Friedensbeschlüssen — welche durch die öffentlichen Blätter ihren Weg machen. Ich halte es für nothwendig, Eure Majestät darauf aufmerksam zu machen, wie gefährlich es gegenwärtig wäre, wenn Sie mit dem Feinde in Unterhandlung träten, — gefährlich für den

Kaiser — und uns Alle — die wir zu seinem Hause gehören."

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, Monseigneur," erwiederte die Kaiserin stolz und kalt, „daß die Gerüchte von solchen Verhandlungen, soweit sie mich betreffen, vollkommen unbegründet sind. Die Interessen des Kaisers und seines Hauses werden in meinen Händen, denen der Kaiser sie anvertraut hat, auf das Beste gewahrt. Eure Kaiserliche Hoheit können darüber vollkommen ruhig sein."

„Ich bin es nicht, Madame," erwiederte der Prinz kurz und schroff, „und ich habe das Recht, scharf auf die Wahrung der Interessen des napoleonischen Hauses zu sehen. Der Kaiser ist gefangen, der kaiserliche Prinz ist minorenn und ich bin daher der erste Vertreter des kaiserlichen Hauses, mithin verpflichtet und berechtigt, dahin zu wirken, daß während der Gefangenschaft des Kaisers kein Fehler begangen wird."

„Eure kaiserliche Hoheit täuschen Sich," sagte die Kaiserin, „wie ich glaube, denn der Kaiser, mein Gemahl, hat bei seiner Abreise von Paris mir seine Rechte übertragen und mir Vollmacht gegeben in seinem Namen zu handeln, und auch heute noch gilt diese Vollmacht, heute noch halte ich jenes Recht in meinen Händen, — auch bin ich umgeben von treuen und zuverlässigen Rathgebern,

und wenn Sie, Monseigneur, sich diesen zugesellen wollen, so wird gewiß in allen Fragen Ihre Ansicht und Ihre Meinung als diejenige des ersten Prinzen von Geblüt die ihr gebührende Beachtung finden."

„Ich zweifle nicht an der Vortrefflichkeit der Rathgeber, welche Eure Majestät umgeben," sagte der Prinz, „obgleich es dem Kaiser nicht besonderes Glück gebracht hat, den Rath Derjenigen zu verschmähen, welche durch die Bande des Bluts ihm am nächsten stehen, und sich mit Fremden zu umgeben, die es dahin gebracht haben, daß ich hier im Exil vor Ihnen stehe, Madame."

„Wenn auf irgend Jemandem eine Schuld liegt, Monseigneur," erwiederte die Kaiserin, „so ist es ausschließlich Sache des Kaisers, diese Schuld zu prüfen, diesen Vorwurf auszusprechen. Ich halte mich dazu nicht für berechtigt und bin auch nicht im Stande, Eurer kaiserlichen Hoheit ein solches Recht zuzugestehen."

„Ich aber, Madame," rief der Prinz, „nehme dieses Recht für mich in Anspruch. Ich trage den Namen meines großen Oheims, in mir fließt sein Blut und nach dem Kaiser bin ich das Haupt der Familie, solange der Prinz Louis noch ein Kind ist. Deßhalb nehme ich das Recht in Anspruch, es auszusprechen, daß der Kaiser schlecht berathen war. Ich will von dem letzten Ministerium nicht sprechen, welches wie die Eintagsfliegen

zwischen zwei verlorenen Schlachten umherflatterte: — das aber sage ich Eurer Majestät, — das sage ich überall — und die Geschichte wird es wiederholen mit lautem Ton durch alle Jahrhunderte hin, daß jenes Ministerium, welches den Kaiser zum Kriege gebracht hat und mit so leichtem Sinn die Verantwortung für dieß Unheil übernahm, das jetzt auf uns lastet, daß jenes Ministerium eine Gesellschaft von Blödsinnigen, von Cretins war, und daß der Kaiser wahrlich besser gethan hätte, den Rath seiner Verwandten und wahren Freunde zu hören."

Die Kaiserin stand auf, ihre Augen öffneten sich groß und weit und funkelten und blitzten durch das Halbdunkel des von der Lampe nur matt erleuchteten Zimmers zu dem Prinzen hinüber, und kaum die schönen Zähne öffnend sprach sie mit scharfem, schneidendem Ton:

„Ich vermag nicht zu beurtheilen, Monseigneur, was Sie unter Blödsinnigen verstehen, und wie Sie dazu kommen, für Ihre Unterhaltung in meinem Salon diesen Ton und diese Ausdrücke zu wählen, — das aber weiß ich, daß der Kaiser stets von treuen und ergebenen Freunden umringt war, — welche irren konnten wie alle Menschen, — aber nach sorgfältiger Prüfung in aufrichtigster Ueberzeugung ihm ihren Rath gegeben haben.

„Und ferner weiß ich," rief sie, dicht vor den Prinzen hintretend und mit ihren flammenden Blicken ihn durch-

bohrend, — „ferner weiß ich, daß Sie, Monseigneur, dem Kaiserreich, dem Sie Alles verdanken, was Sie sind, stets Schwierigkeiten bereitet haben, — Sie und Ihre Freunde haben nie aufgehört, dem Kaiserreich Opposition zu machen, und selbst heute, da der Kaiser unter den Schlägen des Unglücks zu Boden gestürzt ist, verfolgen Sie uns noch. Ich bedaure," sagte sie mit schneidendem Hohn, — „daß Sie nicht am vierten September in Paris waren, um uns Ihren Rath in jenem schweren und entscheidenden Augenblick zu geben, — aber Sie waren abwesend an jenem Tage, Monseigneur, — wie Sie es bisher stets im Augenblick der Gefahr waren — zu Ihrem Bedauern, wie ich überzeugt bin —, und wäre hier eine Gefahr zu befürchten, — ich würde gewiß nicht den Vorzug haben, Sie bei mir zu sehen!"

Sie schleuderte noch einen Blick auf den Prinzen, wie er stolzer nicht auf der Höhe der kaiserlichen Macht aus ihren Augen hätte sprühen können, und wendete sich dann zu dem Kanape, auf das sie sich niederließ.

Herr Chevreau und Herr Fillion standen unbeweglich mit zur Erde gesenkten Augen auf ihrem Platz.

Der Prinz Napoleon war bleicher und bleicher geworden bei den letzten Worten der Kaiserin. Seine Lippen zuckten, Haß und Zorn blitzte aus seinen Augen. Als die Kaiserin geendet, athmete er tief auf, trat einen

Schritt vor und schien sprechen zu wollen, — dann aber biß er heftig die Zähne auf die Lippen, als wolle er den Sturm, der in ihm tobte, zurückdrängen, nahm seinen Hut und mit einer kurzen Verbeugung gegen die Kaiserin, ohne die beiden Herren anzusehen, verließ er das Zimmer.

Die Kaiserin stand auf und seufzte aus tiefer Brust auf, als sei sie von einer Last befreit.

„Er wird nicht wieder kommen," sagte sie, — „o, das thut wohl, gesagt zu haben, was mir so lang das Herz drückte! — War ich zu heftig? — habe ich Unrecht gehabt?" fragte sie dann, sich zu Herrn Chevreau wendend.

„Ich bin stets der Meinung gewesen, Madame," erwiederte dieser, „daß der Kaiser zu nachsichtig gegen diesen Prinzen war, der niemals weder die Pflichten noch die Würde seiner Stellung begreifen konnte, — das starke Kaiserreich konnte ihn ertragen, — jetzt, Madame, würde er das Verderben der Dynastie sein, — und Eure Majestät haben Recht gehabt, ihm ein- für allemal bestimmt den Standpunkt anzuweisen, der ihm gehört."

„Das freut mich," sagte die Kaiserin, „daß Sie mir Recht geben, — Sie werden mir das bezeugen, — Sie wissen, welche Schwäche der Kaiser für seinen Vetter hat. — Doch nun," sagte sie dann, „lassen Sie uns unser Diner nicht vergessen, — ich glaube, es erwartet uns seit einer Stunde."

Herr Chevreau öffnete die Thür, die Kaiserin begab sich, von den Herren gefolgt, in den Empfangssalon neben dem Speisezimmer, wo der Prinz, Madame Lebreton und noch einige Herren des Gefolges sie erwarteten.

Die Kaiserin reichte ihrem Sohn den Arm, der Haushofmeister öffnete die Thüren des Speisezimmers und bald setzte sich diese kleine, im Schiffbruch des großen Weltensturms hier in dieß stille Asyl verschlagene Gesellschaft zu Tisch, — während der General Bourbaki voll finsterer Verzweiflung die Fahnen wieder zu erreichen strebte, die er verlassen, — während Herr Regnier nach neuen Kombinationen suchte, um das Kaiserreich selbst wider dessen Willen zu retten — und während der Prinz Napoleon voll Zorn und Grimm tausend abenteuerliche Pläne und Gedanken in seinem Kopf umherwälzte.

Sechzehntes Kapitel.

Der Marschall Bazaine sah inzwischen in Metz jeden neuen Tag mit immer heftigerer Ungeduld, mit immer trüberer Beängstigung emporsteigen. Er hatte einen Ausfall gemacht und den Feinden zwar nicht unbeträchtlichen Schaden gethan, dennoch aber die eisernen Linien, welche die jungfräuliche Festung einschlossen, nicht einen Augenblick erschüttern können.

Mit immer steigender Ungeduld hatte er die Rückkehr des Generals Bourbaki oder wenigstens eine Nachricht über die von demselben eingeleitete Unterhandlung erwartet, und er empfand, als keine solche Nachricht eintraf, immer schmerzlicher das Gefühl einer langsam dahinsterbenden Hoffnung, welches empfindlicher berührt, als ein plötzlicher, schnell treffender Schlag.

Die Vorräthe verminderten sich mehr und mehr, die Pferde wurden aufgezehrt oder fielen aus Futtermangel, die zahlreichen Verwundeten fanden bei dem Mangel an

Aerzten keine genügende Pflege, und der Gesundheitszustand der Truppen wurde mit jedem Tag schlechter. Endlich war es nicht länger möglich, diesen Zustand zu ertragen, aber immer wollte sich der Marschall noch nicht dem Gedanken ergeben, diese Armee, welche, trotz der Noth und der vielen Krankheiten, immer noch intakt, geordnet und disziplinirt dastand, dem Schicksal der Truppen von Sedan zu übergeben. Immer noch hoffte er, auf dieser Armee, als dem Grundstein der Ordnung, die Zukunft Frankreichs aufzubauen. Er hatte deßhalb den General Boyer in das preußische Hauptquartier geschickt, um auf der Basis der früher durch Regnier angeregten Pläne eine neue Unterhandlung zu versuchen, deren Zweck der Friedensschluß mit der kaiserlichen Regierung sein sollte.

Am Siebenzehnten, um zwei Uhr Nachmittags, traf der General Boyer, von einem preußischen Parlamentär geleitet, bei den Vorposten wieder ein und fuhr unmittelbar zum Marschall Bazaine, welcher sogleich die Korpskommandanten zu einem Kriegsrath zusammenrief.

Eine halbe Stunde darauf erschienen die Marschälle und Generale der in Metz eingeschlossenen Armee in dem großen Salon des Marschall Bazaine. Allen diesen Männern hatte die schwere Zeit ihren Stempel aufgedrückt, und die sonst so muthige, siegeszuversichtliche

Haltung der Würdenträger des Kaiserreichs hatte theils passiver Resignation, theils finsterer, fast verzweiflungsvoller Entschlossenheit Platz gemacht.

Der Marschall Canrobert mit seinem dünnen, langen, sorgfältig frisirten Haar schien in dieser kurzen Zeit um Jahre gealtert. Schweigend und gebückt setzte er sich auf seinen Stuhl zur Seite des Marschall Bazaine, während zu dessen Linken der Marschall Leboeuf Platz nahm, dessen große, volle Gestalt in sich zusammengesunken war und dessen halbgeschlossene Augen nur selten ihren Blick vom Boden emporrichteten. In ungebrochener, stolzer und fester Haltung erschien der General Frossard, aber auf seinem strengen und ernsten Gesicht lag nur die Entschlossenheit, das Aeußerste zu dulden und zu ertragen, aber kein Schimmer mehr von Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Daneben erschien der General L'Admirault mit seiner vollen Gestalt und der etwas unmilitärischen Haltung, Desvaux, Lebrun, Soleille und der General Coffinières de Nordeck, der Kommandant von Metz, ein fest und energisch einhertretender Mann mit dunklen, blitzenden Augen, streng geschlossenen Lippen und kurzen, ergrauenden Haaren. Zu diesen Befehlshabern der Armee in und um Metz gesellte sich, auf die Einladung des Marschalls, noch der General Changarnier, welcher mit in die belagerte Festung eingeschlossen war

und von allen Generalen und Offizieren mit hoher, ehrfurchtsvoller Achtung, als ein ruhmreicher Veteran der Armee, umgeben wurde. Der General Changarnier, so lange dem aktiven Dienste fern, hatte die militärische Uniform wieder angelegt, und obwohl kränklich und vom Alter gebrochen, erschien er doch fast als der festeste, sicherste und ruhigste in der Gesellschaft dieser von dem plötzlichen Unglück so tief niedergebeugten Generale.

„Sie sind mit mir, meine Herren," begann der Marschall Bazaine, „darüber einverstanden gewesen, daß wir bei der jetzigen Lage der Armee und der Besatzung der Festung uns der Nothwendigkeit, mit dem Feinde zu unterhandeln, nicht mehr entziehen konnten. Ich habe deßhalb den General Boyer nach dem feindlichen Hauptquartier entsendet, um zu versuchen, eine militärische Konvention zu erreichen, welche der Armee gestatten möchte, Metz zu verlassen, und der General soll uns nun über den Erfolg dieser Sendung Bericht erstatten."

„Der General Boyer ist im Hauptquartier zu Versailles gewesen?" fiel der General Coffinières ein, indem er seine scharfen Blicke fragend auf den Marschall richtete.

„Allerdings," erwiederte Bazaine ruhig und kalt, „denn dort allein, wo der König ist, können definitive Entschlüsse gefaßt werden."

„Ich glaubte," erwiederte der General Coffinières, „daß über rein militärische Abmachungen wir nur mit dem Kommandirenden der Einschließungsarmee zu thun hätten, da ja das Hauptquartier in Versailles gar keine direkte militärische Beziehung zu der belagerten Festung und zu der in dieselbe eingeschlossenen Armee hat."

Mit einer gewissen Ungeduld richtete sich der Marschall auf und sprach in einem kurz abweisenden, fast hochmüthigen Tone: „Die belagerte Festung allerdings, mein General, hat nur mit dem Kommandeur der Belagerungstruppen zu thun, Sie wollen aber nicht vergessen, daß ich zum Chef sämmtlicher französischen Armeen ernannt und als solcher berechtigt und verpflichtet bin, über das Schicksal meiner Armee mit dem Oberfeldherrn der feindlichen Armeen zu verhandeln."

Der General Coffinières schwieg.

Der Marschall Bazaine ersuchte darauf durch einen Wink den General Boyer, der sich ihm gegenüber neben Changarnier gesetzt hatte, über seine Mission Bericht zu erstatten.

Boyer begann:

„Ich wurde, von einem Offizier des Prinzen Friedrich Karl begleitet, nach Versailles geführt und dort wenige Stunden nach meiner Ankunft vom Grafen von Bismarck empfangen —"

„Der Graf Bismarck ist Minister des Königs von Preußen und hat mit den militärischen Fragen Nichts zu thun," fiel der General Coffinières ein.

„Der Graf von Bismarck ist General," erwiederte Boyer, „und außerdem konnte es nicht meine Befugniß sein, zu bestimmen, wer mich im preußischen Hauptquartier im Auftrag des Königs zu empfangen habe. Ich setzte dem Grafen Bismarck," fuhr er fort, „darauf den Zweck meiner Mission auseinander und befragte ihn über die Mission des Herrn Regnier. Graf Bismarck erwiederte, daß dieser in keiner Weise beglaubigt gewesen sei und daß er nicht geglaubt habe, sein Plan sei der Kaiserin bekannt. Er habe ihn indessen empfangen und sei auf seine Ideen eingegangen, weil er Verhandlungen mit der Kaiserin und der Regentschaft vorgeschlagen, und weil die deutsche Regierung als einzig anerkannte Autorität in Frankreich ja nur die Regentschaft vor sich habe."

„Und die militärische Frage?" warf der General Coffinières ein.

„Ich erwiederte dem Grafen Bismarck," antwortete der General Boyer, „daß der Zweck meiner Mission nur der Abschluß einer militärischen Konvention sei, welche der Armee gestatte, Metz zu verlassen; worauf Graf Bismarck mir schnell und bestimmt erwiederte, daß der Armee keine anderen Bedingungen würden gewährt

werden als die, welche die Armee von Sedan erhalten habe."

Ein Murmeln des Unwillens ließ sich unter den Generalen vernehmen.

„Dann aber," fuhr General Boyer fort, „betonte der Graf Bismarck, welcher mich in den Garten führte, damit Niemand unser Gespräch belauschen könne, das Bedürfniß beider Nationen nach einem baldigen Frieden. Er erklärte, daß die Deutschen sich sehnten, in ihre Heimat zurückzukehren, und daß ein großer Theil Frankreichs die Fortsetzung des Kampfes durch die Regierung des vierten September mißbillige. Die Regierung des Königs Wilhelm könne nicht mit der Regierung des vierten September verhandeln, weil dieselbe keine Wahlen zu Stande bringe, um sich ein legales Mandat zu verschaffen — und zwischen Paris und Tours herrsche, wie im deutschen Hauptquartier bekannt sei, Zwiespalt. Deutschland sei zwar weit entfernt, den Fehler zu begehen, welchen man 1815 gemacht habe, als man Frankreich eine Regierung aufdrängte. Frankreich möge seine Regierung vollkommen frei wählen, aber bis dieß geschehen, sei für den König die Regentschaft die einzig legale Regierung. Und wenn sie irgend eine Garantie der Macht bieten könne, so werde der König von Preußen nur mit ihr unterhandeln. Graf Bismarck fragte mich, welche Gesinnungen die Armee von

Metz hege, und ich antwortete," sprach er mit fester Stimme, im Kreise der Generale umherblickend, „daß die Armee von Metz ebenso wie ihre Führer ihrem Fahneneide treu bleiben würde."

Marschall Bazaine nickte lebhaft zustimmend mit dem Kopf.

„Ich habe noch kein Wort über die militärische Kapitulation gehört," rief der General Coffinières, „dieß Alles scheint mir lediglich mit politischen Gesichtspunkten in Beziehung zu stehen, und die politischen Gesinnungen der Armee von Metz," fügte er mit scharfer Betonung hinzu, „können bei einer militärischen Kapitulation doch in der That nicht in Frage kommen!"

„Graf Bismarck," fuhr General Boyer fort, ohne diesen Einwurf zu beachten, „machte mir sodann eine sehr traurige Schilderung der Lage Frankreichs, — Paris sei in Anarchie versunken, die nördlichen Provinzen verlangten den Frieden und bäten um deutsche Garnisonen, um sich vor den Franctireurs zu schützen. Die südlichen Provinzen gehorchten der Regierung von Tours gar nicht, in Marseille und Lyon sei die rothe Republik proklamirt, und die neugebildete Loirearmee sei bei Orleans geschlagen, — die Armee von Metz sei die einzige, welche Frankreich besitze —"

„Und haben Sie Gelegenheit gehabt," fragte der

General Frossard, „sich durch Mittheilungen von anderer Seite zu versichern, ob diese traurigen Darstellungen des Grafen Bismarck von der Lage unseres Vaterlandes wirklich vollkommen richtig seien?“

„Man hat mich als Parlamentär behandelt,“ erwiederte General Boyer, „und von jedem Verkehr außerhalb der Personen des preußischen Hauptquartiers fern gehalten, nur in Bar le Duc habe ich einige Worte mit dem Maire, Herrn Bongard, sprechen können, ohne Zeit zu eingehenden Erkundigungen zu finden; indessen das Wenige, was mir Herr Bongard sagte, war nicht tröstlich und muß Frankreich sich allerdings in einer traurigen Lage befinden. Ich habe nur noch hinzuzufügen,“ sprach er dann, seine Berichterstattung wieder aufnehmend, „daß der Graf Bismarck nach unserer Unterredung sich zum König begab und mir dann die niederschlagende Mittheilung machte, daß der König und der General von Moltke sich gegen jede Konzession erklärt hätten, daß dagegen Seine Majestät geneigt sei, mit der Kaiserin in Friedensverhandlungen zu treten.“

„Also,“ rief der General Coffinières, als Boyer geendigt, „ist ein militärisches Resultat durch diese Sendung in das feindliche Hauptquartier gar nicht erreicht, vielmehr von Neuem ein Faden für politische Negoziationen

hingeworfen, welche die militärischen Verhältnisse nur unklar machen und verwirren können!"

„— Ein Faden," rief der Marschall Bazaine heftig, „welchen aufzunehmen, nach meiner Ueberzeugung, die Pflicht gegen das Vaterland gebietet, um dasselbe vor den entsetzlichen Folgen der Anarchie und vor einem thöricht fortgesetzten Krieg zu retten. Und Diejenigen, meine Herren," fuhr er fort, „welche, in einem Augenblick wie dem gegenwärtigen, an der Spitze der letzten Armee ihres Landes stehen, welche die einzige Bürgschaft einer ehrenvollen Zukunft und der gesetzmäßigen Ordnung des Landes in Händen halten, — Diejenigen, meine Herren, welche sich in unserer Lage befinden, dürfen nicht ausschließlich militärische Rücksichten walten lassen, — sie sind verpflichtet, die Politik ihres Landes in die Hände zu nehmen. Bestände die kaiserliche Regierung," fuhr er in entschlossenem Ton fort, während seine schwarzen Augen blitzend von einem zum andern seiner Waffengenossen sich wendeten, — „wäre die Regentin in Paris von den dortigen Massen ebenso anerkannt, als von den Feinden und dem größten Theil der Provinzen, dann würde ich wahrlich keine andere Rücksicht kennen, als mich unter den Mauern von Metz bis zum letzten Augenblick zu halten und die Politik Denen zu überlassen, welche sie zu führen berufen sind. — Das aber ist jetzt

nicht der Fall, — in Paris und in Tours sind Regierungen in Funktion, welche sich selbst eingesetzt haben, welche den Frieden zurückweisen und Frankreich immer tiefer in blutiges Unheil stürzen. Ich, meine Herren, ich kenne jene Regierungen nicht. Ich bin Kommandeur einer kaiserlichen Armee und wenn es möglich ist, so will ich diese Armee, mit welcher ich das Glück der Schlachten nicht mehr wiedererobern kann, wenigstens dazu benützen, um der verfassungsmäßig bestehenden Regierung meines Landes die Macht zu gewähren, daß sie Frankreich den Frieden wiedergeben könne. Dieß, meine Herren, ist meine Ansicht, — eine Ansicht, die ich frei und laut bekenne und durch deren Durchführung ich glaube, der Ehre, der Klugheit und dem Patriotismus gleich gerecht zu werden."

Eine Bewegung machte sich unter den Generalen bemerkbar, — der General Coffinières wollte sprechen, — Marschall Bazaine erhob die Hand und sagte mit kurzem, bestimmtem, militärisch befehlendem Ton:

„Ich bitte zunächst unsern hochgeehrten Gast, den Herrn General Changarnier, sich über die Lage der Armee und über die soeben von mir ausgesprochene Ansicht äußern zu wollen. Der Herr General führt kein Kommando, — er ist also völlig unparteiisch in den uns Andere unmittelbar berührenden militärischen Fragen, —

er ist Franzose von hohem Patriotismus, — er war nicht der Freund der kaiserlichen Regierung, — er ist also auch in politischer Rücksicht vollkommen unabhängig und vorurtheilsfrei. Sein Wort wird deßhalb für uns Alle, wie ich glaube, von hoher Bedeutung sein."

Der General Changarnier sah einige Augenblicke in feierlichem Ernst schweigend vor sich nieder, dann umfaßte er mit einem großen, freien Blick seines hellen, reinen Auges den Kreis dieser vom Unglück gebeugten Soldaten, welche alle mit gespannter Erwartung an seinen Lippen hingen; ein leichtes Lächeln der Befriedigung umspielte einen Augenblick die Lippen dieses so lange verbannten und vom Kaiserreich verfolgten Generals. Bald aber legte sich wieder der Ausdruck schmerzlicher und trauriger Ergebung über seine blassen, kränklichen Züge, und sich leicht gegen den Marschall Bazaine verneigend, sprach er:

„Sie haben Recht, Herr Marschall, — seit langer Zeit habe ich mich gewöhnt, Alles, was in Frankreich vorgeht, nur mit dem Auge des völlig unparteiischen, von den Ereignissen völlig unberührten Beobachters zu betrachten. So stehe ich denn auch dieser großen Katastrophe gegenüber, — unparteiisch zwar, — aber nicht gleichgültig, denn die Liebe zum Vaterland und der Schmerz über sein Unglück sind unzerstörbar in einem französischen Herzen. Ich verlange nichts mehr vom

Leben, das für mich bald beendet sein wird, und meine persönliche Stellung bleibt unberührt, wie auch immer die Zukunft sich gestalten möge. Sie haben ferner Recht, Herr Marschall," fuhr er noch ernster fort, „indem Sie bemerkten, daß ich nicht zu den Freunden des Kaiserreichs gehöre. — Es sind hier viele ergebene Diener des Kaisers gegenwärtig, aber sie Alle werden mir Recht geben, daß ich keine Veranlassung habe die kaiserliche Regierung zu lieben —"

„Um so höher müssen wir Alle anerkennen," sagte der Marschall Canrobert, „daß Sie, Herr General, in edlem, selbstverleugnendem Patriotismus im Augenblick der nationalen Gefahr dem Ruf des Kaisers gefolgt sind, und daß Sie fortfahren, hier inmitten einer kaiserlichen Armee uns mit Ihrem Rath zu unterstützen."

„Ich muß nun," fuhr der General Changarnier fort, „obwohl ich in meinem ganzen militärischen Leben die einfache, rücksichtslose Pflichterfüllung des Soldaten mir zur obersten Regel gemacht habe, dennoch dem Herrn Marschall Bazaine darin Recht geben, daß im Augenblick einer so entscheidenden nationalen Krisis, wie diejenige, in der wir uns befinden, der Kommandeur einer großen Armee, der letzten Armee des Landes, sich von den Rücksichten auf die Politik nicht frei machen darf. Die militärischen Fragen sind leider entschieden," sagte er traurig,

„da gibt es für jetzt Nichts zu gewinnen und gut zu machen, Alles kommt darauf an, unserem armen Vaterland den Frieden zu geben, und zwar den möglichst schnellen und den möglichst wenig opfervollen Frieden.“

Der Marschall Bazaine blickte voll Genugthuung zu dem General Coffinières hinüber, welcher finster und ohne bemerkbaren Eindruck die Worte des Generals Changarnier angehört hatte.

Der Letztere fuhr fort:

„Da nun die Regierung vom vierten September die Nothwendigkeit des Friedensschlusses nicht anerkennen will und dem Lande die schweren Leiden einer Fortsetzung des Krieges aufzuerlegen entschlossen scheint, — da der König von Preußen, und zwar mit dem Völkerrecht vollkommen übereinstimmend, die Regierung der Kaiserin als die einzige Autorität anerkennt, so bin ich der Meinung, daß alle patriotischen Elemente Frankreichs, daß vor allen Dingen diese letzte Armee unseres Landes, verpflichtet seien sich der Kaiserin anzuschließen, um das Vaterland zu retten. Dieß ist meine Meinung,“ sagte er laut, mit festem Ton, „ich spreche sie hier aus, in diesem Kreise, bei dessen Mehrzahl sie Billigung finden mag, ich werde aber nicht Anstand nehmen, sie auszusprechen und zu wiederholen auch da, wo sie Widerspruch und Verurtheilung finden sollte.“

„Sie würden also dafür stimmen, Herr General," fragte der Marschall Bazaine, „daß ich mich mit der Kaiserin über die Einleitung von Friedensverhandlungen in Verbindung setzen solle, nachdem die Sendung des Generals Bourbaki zu keinem Resultat geführt hat?"

„Ja," erwiederte der General Changarnier ohne zu zögern mit fester, klarer und entschiedener Stimme.

„Und ich trete der Ansicht des Herrn Generals in allen Punkten bei!" rief der General Frossard in lebhafter Bewegung, — „ich bitte die Herren Marschälle um Vergebung," sagte er mit leichter Verbeugung, — „meine Ueberzeugung und mein Eifer für die Sache rissen mich hin."

„Ich stimme dem Herrn General ebenfalls vollkommen bei," sagte der Marschall Canrobert, „und schlage vor, den General Boyer zu Ihrer Majestät der Kaiserin zu senden, um deren Willenserklärung über die Kapitulation und den Friedensschluß einzuholen."

In gleichem Sinne sprachen sich der Marschall Leboeuf und die übrigen Generale aus.

„Ich habe keine Veranlassung," rief der General Coffinières de Nordeck, als der Marschall Bazaine ihn durch einen Wink mit der Hand zur Aeußerung seiner Meinung aufforderte, „ich habe keine Veranlassung, — mich an dieser rein politischen Diskussion zu betheiligen,

bei welcher es sich nur um die Armee vor Metz handelt, nicht um die unter meinem Befehl stehende Besatzung der Festung! Für den mir anvertrauten Platz können mir nur ausschließlich die militärgesetzlichen Bestimmungen über die Pflichten der Festungskommandanten maßgebend sein, und nach diesen allein werde ich mein Verhalten einrichten!“

„Der Platz, welchen Sie kommandiren, Herr General,“ sagte der Marschall Bazaine, „ist Ihnen vom Kaiser anvertraut worden, und dem Kaiser sind Sie für Ihr Verhalten verantwortlich, dem Kaiser, dessen Autorität hier inmitten der Armee, welche seine Adler führt, nicht so schnell und so leicht niedergeworfen werden kann, als dieß inmitten der pariser Bevölkerung möglich war. Ich bin überzeugt,“ rief er, im Kreise umherblickend, „daß alle hier Anwesenden sich mit mir an den Eid gebunden halten werden, den wir dem Kaiser und seiner Regierung geleistet haben, und der es uns unmöglich macht, die Regierung vom vierten September als die gesetzliche Vertretung Frankreichs, oder als eine für uns gültige Autorität anzuerkennen!“

„So ist es!“ rief der Marschall Conrobert.

„Unser Eid bindet uns an den Kaiser,“ sagte Frossard; in schweigender Zustimmung neigten die Uebrigen ihre Häupter.

„Ich muß mich weigern,“ rief der General Coffinières, „über die soeben angeregte Frage irgend eine Aeußerung zu thun. Sie hat mit unserer militärischen Lage nichts zu schaffen, wir sind nicht berufen, Erklärungen über die politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes abzugeben, — wir sind auch dazu nicht im Stande, da wir, abgeschlossen von der Außenwelt, nicht wissen, was in Frankreich vorgeht. Wir haben dem Kaiser unsern Eid geleistet, als dem verfassungsmäßigen Vertreter der Nation, die Armee gehört nicht einer Person, sie gehört dem Lande, — und das Land hat das Recht, seine Regierung zu wechseln. Für mich, ich wiederhole es, ist nur die Rücksicht auf den mir anvertrauten Platz und auf die militärischen Gesetze maßgebend, und ich muß den Herrn Marschall auf das Bestimmteste bitten, bei allen Verhandlungen, welche er nach dem soeben gefaßten Beschluß einleiten möchte, nur ganz ausschließlich die Armee vor Metz, nicht aber die Festung und deren Besatzung in Betracht zu ziehen, — diese Festung,“ fügte er mit bebender Stimme hinzu, „die ich gegen die ganze Welt vertheidigt haben würde, wenn die Armee des Herrn Marschalls nicht hieher gekommen wäre, um meine Vorräthe aufzuzehren und Krankheiten unter meine Truppen zu bringen!“

Der Marschall Bazaine zuckte die Achseln.

„Ich werde es niemals vergessen, Hert General," sagte er mit kalter Höflichkeit, „daß Sie und Ihr Besatzungskorps nicht zu der von mir kommandirten Armee gehören, und daß ich kein Recht habe, über Ihre Mitwirkung zur Rettung Frankreichs zu disponiren."

Der General Coffinières fuhr empor; auf seinen zuckenden Lippen schien ein heftiges Wort zu schweben, — durchbohrend hafteten die flammenden Blicke des Marschalls Bazaine auf ihm, — da erhob sich der General Changarnier, und in ruhigem, kaltblütigem Ton, als bemerke er die drohende Erregung gar nicht, in welcher Bazaine und Coffinières sich einander gegenüberstanden, sagte er:

„Ich glaube, der Kriegsrath hat seinen Beschluß gefaßt und damit seine Pflicht erfüllt, überlassen wir nunmehr dem Marschall Bazaine die Ausführung dessen, was wir für richtig und nothwendig erkannt haben, — denn in der That, wir haben keinen Augenblick zu verlieren, und es muß unmittelbar ohne Verzögerung gehandelt werden, wenn noch etwas erreicht werden soll."

Er verabschiedete sich nach diesen Worten von dem Marschall und verließ mit einer Verneigung gegen die Uebrigen das Zimmer.

Der General Coffinières biß die Zähne aufeinander,

nahm sein Käppi und folgte dem General Changarnier mit kurzem, militärischem Gruß.

Der Marschall Bazaine verabschiedete sich von den Versammelten und ersuchte den General Boyer, ihm in sein Kabinet zu folgen, nachdem Canrobert, Frossard und Leboeuf den General noch besonders gebeten hatten, der Kaiserin die Versicherung ihrer Treue und Ergebenheit zu überbringen und Ihre Majestät zu beschwören, daß sie aus ihrer Passivität heraustreten und durch einen schnellen Friedensschluß das Kaiserreich und Frankreich retten möge.

„Mein lieber General,“ sagte der Marschall Bazaine, als er mit dem General Boyer sich allein in seinem kleinen Privatkabinet befand, „in Ihre Hände ist eine große Entscheidung gelegt. Sie müssen Alles aufbieten, um von der Kaiserin die Zustimmung zum Friedensschluß zu erreichen und um zu gleicher Zeit von den Feinden die möglichst günstigen Friedensbedingungen zu erlangen, damit wir durch dieselben die usurpirte Regierung in Paris und in Tours vor den Augen von Frankreich zu Boden werfen können, da diese thörichten und eitlen Advokaten dem Lande nichts bieten, als entweder hoffnungslosen und aufreibenden Kampf, oder schwere und erdrückende Gebietsabtretungen ...“

„Ich werde Alles aufbieten, Herr Marschall,“ er-

wiederte der General, „um meine Aufgabe zu erfüllen und Eurer Excellenz Zufriedenheit zu erwerben —"

„Den Dank des Landes," fiel der Marschall ein, „des Landes, dem wir Ruhe, Ordnung und Wohlstand wiedergeben werden, — denn wir, mein lieber General, wir, die wir diese Armee von Metz in Händen halten, — wir werden die Herren von Frankreich sein, und wir werden dann ein wenig aufräumen mit jenen Advokaten, welche jetzt die Welt mit ihren Proklamationen erfüllen."

Er richtete sich stolz empor und blickte wie fragend aufwärts, als verlange er eine Antwort von der Vorsehung, ob es ihm gelingen werde, die stolze Höhe zu erklimmen, welche seine Gedanken ihm zeigten.

„Sie werden Hindernisse finden," sagte er dann, näher zu dem General herantretend, — „ich kenne das, — ich weiß, wie schwer der Kaiser zu energischen Entschlüssen zu bringen ist, und jetzt zumal, da er geistig und körperlich gebrochen ist und der tiefsten Ruhe bedarf. Werfen Sie," fuhr er fort, die Hand auf den Arm des Generals legend und die Stimme dämpfend, — „werfen Sie, wenn Sie Unsicherheit und Unentschlossenheit finden sollten, den Gedanken der Abdankung des Kaisers hin, der kleine Prinz würde einen bessern Stand haben, denn ihm kann man ja die Schuld an dem jetzigen Unglück nicht vorwerfen, und vielleicht würde der Kaiser

nicht ungern auf diese Idee eingehen, welche ihm erlaubt, sich in stiller Ruhe zurückzuziehen und seiner Gesundheit zu leben."

General Boyer fuhr fast erschrocken zurück. „Eure Excellenz denken an die Abdankung des Kaisers?" rief er, — „es ist wahr, der Kaiser ist schwach, unentschlossen und krank, — aber seine Hand ist gewohnt die Zügel der Regierung zu führen, er kennt die Fäden, durch welche er Frankreich so lange beherrscht, — aber die Kaiserin," sagte er kopfschüttelnd, „eine Fremde in Frankreich, — der Prinz ein minorennes Kind, — halten Eure Excellenz es für möglich, daß eine solche Regierung sich halten könne?"

„Sich halten?" rief der Marschall Bazaine mit funkelndem Blick. — „Nein, sie wird sich nicht halten, — aber wir werden sie halten, — ich werde sie halten, an der Spitze dieser Armee von Metz, wenn ich dieselbe hinausführen kann aus dieser feindlichen Umschlingung. Sagen Sie das der Kaiserin, — wenn sie will, und wenn der Graf von Bismarck meinen Plan billigt, so wird Frankreich in kurzer Frist den Frieden haben, — und eine feste und starke Regierung, — dafür bürge ich! — Sagen Sie," fuhr er fort, „daß es nur darauf ankäme, mit dieser Armee, ja nur mit fünfzigtausend Mann derselben, Orleans zu erreichen, dorthin unter den Schutz

meiner Bajonnette den Senat und das Corps legislatif zu berufen, und durch dieselben den Frieden, den die Kaiserin schließen wird, sanktioniren zu lassen."

„In der That," sagte der General Boyer betroffen, „ich beginne Eure Excellenz zu verstehen, — aber dennoch — welche Schwierigkeiten, die Regierung zu Paris, die Regierung in Tours, sie werden auf das Aeußerste widerstehen, — die Armee von Paris —"

„Diese Regierungen von Tours und von Paris," rief der Marschall in wegwerfendem Ton, „sie werden verschwinden wie der Staub vor dem Winde, sobald nur einmal in Orleans die kaiserliche Regierung und die einzigen gesetzlichen Vertreter des Landes unter dem Schutze meiner Armee etablirt sind, und sobald unsere siegreichen Gegner mit dieser Regierung, welcher die Anerkennung Europas zur Seite steht, über den Friedensschluß verhandeln. Diese einzelnen Generale, welche noch im Lande umherziehen und den Versuch machen, aus zersprengten Korps Armeen zu bilden, — sie alle werden sich zu dem Magnet des kaiserlichen Mittelpunktes heranziehen, und das Land wird mit Jubel diejenige Regierung begrüßen, welche ihm endlich den Frieden bringt. Diese große, weite Zukunft, mein General, liegt in Ihren Händen," sagte er, die Hand auf die Schulter des Generals Boyer legend, „gehen Sie hin, um dieselbe zu verwirklichen!"

Der General verneigte sich stumm und tief bewegt, indem er die Hand auf die Brust legte, wie zum Zeichen, daß er seine ganze Kraft an die Erfüllung der Aufgabe setzen werde.

„Wir müssen einen Parlamentär zu den Vorposten senden, um einen Geleitschein für Sie zu erbitten, wollen Sie die Güte haben, das zu veranlassen, und wenn derselbe eingetroffen ist, mich zu benachrichtigen. Ich werde einen Wagen für Sie bereit halten, — ich möchte bei dieser Gelegenheit eine Pflicht gegen unsern Freund, den hannover'schen Kapitän von Feldhausen erfüllen, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen an seine Sicherheit denken muß; denn wenn diese Verhandlungen fehlschlagen, so können wir einer Kapitulation nicht lange mehr entgehen. Ihre Reise ist vielleicht die beste Gelegenheit, ihn in Sicherheit zu bringen."

„In der That," sagte General Boyer, „der Aermste wäre verloren, wenn es zur Kapitulation käme, und Nichts könnte ihn vor dem schwersten Schicksal retten."

„Ich will sehen, was ich thun kann," sagte der Marschall, „jedenfalls wissen Sie, mein lieber General, von Nichts."

General Boyer verabschiedete sich, und der Marschall bewegte die auf seinem Tisch stehende Glocke, nachdem er einige Mal gedankenvoll auf und nieder geschritten war.

„Rufen Sie meinen Ordonnanzoffizier, den Kapitän von Feldhausen,“ befahl er dem eintretenden Diener.

Nach etwa einer Viertelstunde trat ein junger, schlanker Mann von etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahren in das Zimmer. Derselbe trug die Uniform der Linieninfanterie, den blauen Waffenrock mit dem gelben Kragen, und die Contreepaulettes des Kapitäns. In seinem bleichen Gesicht funkelten Augen von solch' intensivem Schwarz, daß dieselben, in Verbindung mit dem ebenso ebenholzschwarzen Haar und Bart, seinen Zügen fast einen orientalischen Charakter gaben. Der Ausdruck seines Gesichts war eine wunderbare Mischung von fast weiblicher Weichheit und zugleich unbeugsamer und zäher Entschlossenheit.

Seine schlanke Gestalt hatte die eigenthümliche, feste und straffe Haltung, welche man bei den norddeutschen Militärs findet, und mit dienstlichem Gruß, die linke Hand am Degen, näherte er sich dem Marschall.

Der Marschall reichte ihm die Hand und blickte mit Wohlgefallen auf die soldatisch kräftige Gestalt des jungen Offiziers.

Mit einer fast väterlichen Freundlichkeit führte er den jungen Mann zu einem Sessel und ließ sich neben ihm nieder.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, mein lieber

Kapitän," sagte er dann ernst, „und will dieß in vollster Aufrichtigkeit thun, um Ihnen das unbeschränkte Vertrauen zu beweisen, dessen Sie sich während Ihrer kurzen Dienstzeit in unserer Armee so würdig bewiesen haben."

Der Kapitän von Feldhausen verneigte sich und erwartete schweigend, mit einem leicht unterdrückten Seufzer, die weiteren Mittheilungen des Marschalls.

Dieser fuhr fort:

„Dem Blick eines so tüchtigen Offiziers wie Sie, mein Kapitän, kann es nicht entgehen, was Ihnen auszusprechen ich mich meinerseits für verpflichtet halte, daß wir uns dem Augenblick nähern, in welchem der Mangel an Allem uns zwingen wird, das traurigste Schicksal eines Soldaten in's Auge zu fassen und an die Kapitulation zu denken."

„Ich weiß es," sagte der Kapitän von Feldhausen finster, „und ich sehe mit tiefem Schmerz auf so viele Hoffnungen zurück, welche in so kurzer Zeit zertrümmert wurden. — Das Schicksal Frankreichs ist traurig, Herr Marschall," fuhr er fort, indem er den brennenden Blick seiner großen schwarzen Augen voll tiefer Trauer aufschlug, — „Frankreich ist schwer getroffen, es ist herabgestürzt von glänzender Ruhmeshöhe und wird sich selbst in schweren inneren Kämpfen zerfleischen. Aber ein Land wie Frankreich stirbt nicht, auch von den schwersten

Schlägen, auch von der schwersten Krankheit wird es sich wieder erholen, — mir aber, Herr Marschall, mir ist Alles gestorben und für immer, denn mein Vaterland, das kleine Hannover, das aber doch seine große Geschichte und seine großen Fürsten besaß, — es ist jetzt für ewig dem Untergang verfallen, denn nun wird es auf lange hinaus Niemand mehr geben, der dem weltherrschenden Preußen seine Eroberungen streitig machen kann."

„Wer weiß," sagte der Marschall, indem er seinen dünnen, schwarzen Schnurrbart mit den Zähnen faßte, — „wer weiß; die Geschicke wenden sich oft schnell. In wie überraschender Geschwindigkeit ist der erste Napoleon von seiner Höhe gestürzt, — doch," sagte er dann abbrechend, „gerade weil für Sie die Ereignisse vielleicht noch schmerzlicher sind als für uns, habe ich Sie jetzt bitten lassen zu mir zu kommen, — denn wenn das Aeußerste eintreten sollte, so ist Ihre Lage eine bei Weitem schlimmere als die der französischen Offiziere, — es kann nicht fehlen, daß die Identität Ihrer Person festgestellt werden wird, die Preußen werden Sie natürlich in Folge der Annexion Hannovers für einen der ihrigen erklären, — und Sie wissen, welches Schicksal Sie dann erwartet."

„Der Tod," erwiederte Herr von Feldhausen kalt und ernst, — „und ist das nicht vielleicht ein Glück für

mich," fuhr er mit schwermüthigem Ausdruck fort, „für mich, für den kein Platz in der Welt mehr übrig ist?"

„Kein Platz übrig?" fragte der Marschall Bazaine, — „die französische Armee wird stets stolz sein, einen so tapfern Edelmann zu den ihrigen zu zählen, wie Sie, mein Kapitän, und es haben ja schon früher Fremde, — Fremde aus Ihrem Vaterland diesen edlen Marschallstab von Frankreich sich erworben, — der Marschall Schomberg, der Marschall Moritz von Sachsen —"

Mit einer ehrerbietigen aber bestimmten Bewegung unterbrach Herr von Feldhausen den Marschall.

„Ich werde stets mit Stolz mich der Zeit erinnern," sagte er, „während welcher ich in Waffenbrüderschaft mit der französischen Armee stand und deren Uniform trug, aber," sagte er mit festem, entschiedenem Ton, „diese Verbindung, so ehrenvoll sie für mich war, kann nach dem Schluß dieses Feldzugs nicht weiter bestehen."

Erstaunt blickte Bazaine ihn an.

„Herr Marschall," sagte der Kapitän, „ich habe um die Ehre nachgesucht, in die französische Armee eintreten zu dürfen, auf den Rath und mit der Empfehlung meines Königs, weil ich glaubte, daß es den Kampf gelten würde gegen jenes Preußen, das meinem Souverän seinen Thron genommen und mein freies Vaterland zu einer Provinz gemacht hat, — weil ich glaubte, daß mein

König eintreten würde in den Kampf, um sein Recht geltend zu machen, — es ist anders gekommen, nicht Preußen haben wir gegenüber gestanden, sondern Deutschland, diesem großen Deutschland, das — was immer auch zwischen Preußen und Hannover geschehen sei — doch mein Vaterland ist, — mein Vaterland, in dessen Sprache ich mit meiner Mutter rede und zu Gott bete, dessen Blut meine Adern füllt und mich unauflöslich mit all' den Anderen verbindet, deren Herzen von deutschem Blut bewegt werden. Mein König aber hat still und fern dagesessen und hat sich um Niemand von allen Denen gekümmert, die ihm einst in's Exil folgten. Wenn mein König aber seine Sache aufgibt, so habe ich, der Einzelne, kein Recht sie zu verfechten, und wenn Deutschland in den Schranken steht, so darf ich seinen Fahnen nicht feindlich gegenübertreten. Ich habe, wie Eure Excellenz mir bezeugen werden, meine Pflicht gethan, — ich habe sie mit Schmerz gethan, wie ich nicht leugne, seit Deutschland in seiner einigen Gesammtheit mir gegenübersteht, und ich werde nicht länger der französischen Armee angehören können, nachdem der Friede geschlossen ist. — Das wird freilich," sagte er nach einem langen Athemzug mit schmerzlichem Lächeln, — „auch ohne meinen Entschluß sich ganz von selbst verstehen, — denn meine Gefangennahme wird wohl von

einem Prozeß und meiner Verurtheilung unmittelbar gefolgt sein."

„Darum eben, mein lieber Freund," sagte der Marschall mit einer ihm sonst nicht eigenen Herzlichkeit, „habe ich Sie rufen lassen: Sie müssen Metz verlassen und sich in Sicherheit bringen für den leider nur zu möglichen Fall, daß eine Kapitulation dennoch nöthig werden sollte, welche unsere Offiziere zu Kriegsgefangenen macht."

Herr von Feldhausen sprang empor. „Fliehen," rief er, — „die Fahne verlassen, im Augenblick der Gefahr, — die Fahne, der ich folgte in der Hoffnung des Sieges, — niemals, Herr Marschall, niemals, — ich hoffe, daß Eure Excellenz nicht im Ernst eine solche That von mir voraussetzen!"

„Ruhig, ruhig, mein junger Freund," sagte der Marschall Bazaine, indem er mit einem gewissen freudigen Stolz auf den in glühender Aufwallung seines Gefühls dastehenden jungen Offizier blickte, — „man darf in ernsten Augenblicken sich nicht von der Leidenschaft bestimmen lassen, mag auch deren aufbrausendes Gefühl noch so edel sein. — Nicht vor der Gefahr sollen Sie fliehen, welcher jeder Soldat stündlich in's Auge sehen muß, und welcher Sie so tapfer und heldenmüthig entgegengetreten sind, wie ich mit meinem ganzen General-

stab es bezeugen kann. — Aber vor jener andern Gefahr sollen Sie fliehen, welche des braven Soldaten höchster Schrecken sein muß, vor dem Tode des Verbrechers, dem das Gesetz den Stempel der Ehrlosigkeit aufdrückt, — und dieser Tod erwartet Sie, wenn Sie den Preußen in die Hände fallen, mit rettungsloser Sicherheit. Denn ich selbst, wenn ich preußischer General wäre, könnte kein anderes Urtheil über Sie fällen."

Herr von Feldhausen preßte die gefaltenen Hände gegen einander, seine Brust arbeitete heftig in innerem Kampf.

„Und ich will nicht," fuhr der Marschall Bazaine fort, „daß ein Offizier, der die französische Uniform trägt, — ich will nicht," fügte er mit fast weichem Ton hinzu, „daß ein junger Mann, den ich liebe und achte, einem solchen Schicksal verfalle. Deßhalb bitte ich Sie, — deßhalb befehle ich Ihnen, wenn es sein muß, daß Sie Metz verlassen, um sich zu retten!"

„Ein solcher Befehl, Herr Marschall —" rief Herr von Feldhausen.

„Denken Sie an Ihren Vater, mein Freund," sagte der Marschall ernst, „ich habe nicht die Ehre ihn zu kennen, aber ich bin überzeugt, daß er ein Mann ist, der, wie sein Sohn, die Ehre über Alles stellt. Was würde Ihr Vater sagen, wenn er hier stände, der sichern Aus=

sicht gegenüber, daß Sie in Preußen zu schimpflichem Tode verurtheilt werden —"

„Mein Vater!" rief der junge Mann, — „mein Vater! — aber meine militärische Ehre, — meine Pflicht —"

„Ich," sagte der Marschall Bazaine ernst und feierlich, „ich, ein Marschall von Frankreich, bürge Ihnen für Ihre militärische Ehre, — ich, Ihr Vorgesetzter, befehle Ihnen sich zu retten, weil ich nicht will, daß wegen Ihres Falles Verwicklungen mit dem preußischen Kommando entstehen; mit dieser Erklärung müssen Sie zufrieden sein."

„Ich muß es sein," sagte Herr von Feldhausen mit trübem Ton, „und muß zum Schluß meiner Dienstzeit in der französischen Armee, nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen, noch das Schwerste kennen lernen, — die heimliche Flucht vor dem Feinde."

Er nahm seinen Degen ab und trat zum Marschall hin. „Ich bitte Sie, Herr Marschall, diesen Degen zurückzunehmen, den Frankreich mir gab. Ich bitte Sie, mir dereinst zu bezeugen, daß ich ihn bis zum letzten Augenblick würdig meines Namens und würdig der Uniform, die ich getragen, geführt habe."

Der Marschall empfing den Degen und schloß den jungen Mann mit herzlicher Innigkeit in seine Arme.

„Doch nun, mein Freund," sagte er dann, „gilt es zu handeln, — die Augenblicke sind gezählt."

„Ich bin bereit," sagte Herr von Feldhausen, „aber in der That vermag ich kaum einzusehen, wie es möglich sein wird, Metz zu verlassen und durch die preußischen Linien zu dringen."

„Ich hoffe, daß das keine Schwierigkeiten machen wird," erwiederte der Marschall, — „Sie werden den Wagen führen, welcher einen General, den ich nach dem feindlichen Hauptquartier sende, dorthin bringt. Sie kennen den Grafen von Villebois?"

„Der Graf hat mich auf das Liebenswürdigste aufgenommen," erwiederte Herr von Feldhausen, „und ich habe ebenso angenehme als lehrreiche Stunden in seinem Hause verbracht."

„So gehen Sie sogleich zu ihm," sagte der Marschall. „Ich werde ihn um einen Wagen bitten lassen; theilen Sie ihm offen und frei Ihre Lage mit, Sie können ihm völlig vertrauen, und bitten Sie ihn um eine Benachrichtigung an seine Tochter, welche Metz vor einiger Zeit verlassen hat und sich wahrscheinlich auf dem Schloß zu Villebois, hinter den preußischen Linien, befindet. Dorthin zu gelangen wird Ihnen nicht schwer fallen, da man Ihnen nach jener Richtung hin kaum Schwierigkeiten in den Weg legen möchte, — und einmal in Villebois, steht

Ihnen der Weg vollkommen offen, um nach Belgien zu gelangen. Eilen Sie, mein Abgesandter soll sobald als möglich Metz verlassen."

Noch einmal drückte er die Hand des jungen Mannes, und dann drängte er denselben eifrig zur Thür hinaus. — — —

Am Abend desselben Tages war der Geleitschein für den General Boyer zum Passiren der Vorposten eingetroffen. Der General hatte seine letzten Instruktionen vom Marschall empfangen und mit demselben eines jener einfachen Soupers eingenommen, wie sie in der belagerten Stadt seit einiger Zeit auch nur selten noch zu finden waren, und bei welchen man den trockenen Zwieback und das Filet der schlecht genährten Pferde mit einem guten Glase Bordeaux hinunterspülte.

Der Marschall begleitete den General bis unter das nach der Straße führende Portal. Hier stand ein einfacher offener Wagen mit zwei kräftigen Militärpferden bespannt, ein Kutscher in dunkler Halblivrée saß auf dem Bock. Zwei Ordonnanzen mit einer weißen Fahne und ein Trompeter hielten daneben.

„Und nun, mein General," sagte der Marschall, indem er dem General Boyer zum Abschied die Hand in den Wagen reichte, „erreichen Sie, was zu erreichen ist, und kommen Sie bald mit guter Nachricht wieder, —

und Ihr, mein Freund," sagte er dann, indem er dem Kutscher auf die Schulter klopfte, — „fahrt vorsichtig und geschickt, damit Euch zwischen den Postenketten kein Unglück widerfährt."

Der Kutscher wendete sich mit einer linkischen Verbeugung um, sein bleiches Gesicht war bartlos, und unter der tief herabgedrückten Krämpe seines Hutes leuchteten tiefe dunkle Augen dem Marschall entgegen.

„Allez!" rief der General Boyer.

Die Ordonnanzen und der Trompeter ritten voran, und schnell rollte der Wagen durch die Straßen nach den Thoren von Metz hin.

Der Marschall blickte dem kleinen Zuge einen Augenblick sinnend nach.

„Es ist eine edle, kraftvolle Nation," sagte er leise, „und ein wunderbarer Patriotismus durchglüht sie für dieses Deutschland, das bis jetzt nur ein geographischer Begriff war, — und das jetzt eine Idee geworden, welche uns mit so niederschmetternder Macht entgegentritt. — Wir hätten sie nicht angreifen sollen! —" sprach er seufzend, indem er langsam in sein Zimmer zurückkehrte.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie

von

Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Sechste, vermehrte Auflage.

Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichem Gold- und Schwarzdruck **Mark 7.** —

THE ROSE, THISTLE AND SHAMROCK.

A BOOK OF ENGLISH POETRY, CHIEFLY MODERN.

SELECTED AND ARRANGED BY

FERDINAND FREILIGRATH.

FIFTH EDITION. WITH ILLUSTRATIONS.

Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichem Gold- und Schwarzdruck Mark 7. —

Urtheile der Presse:

Frankfurter Zeitung. Festgeschenke zierlichster Gattung. Ueber den Werth dieser Miniatur-Anthologieen ein Wort hinzuzufügen, ist überflüssig, sie stehen alle *hors de concours*. Die Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig.

Leipziger Illustr. Zeitung. Die Auswahl ist bei allen diesen Anthologieen je nach den Eigenthümlichkeiten der betreffenden Nationalität eine ausgezeichnete, wie sich schon von den literarischen Notabilitäten erwarten liess, die mit der kritischen Auslese betraut worden sind. Die Ausstattung, die künstlerische wie die technische, muss vorzüglich genannt werden.

Deutsche Rundschau. Geradezu das Beste, was wir in dieser Gattung und auf diesem Gebiete besitzen.

Album lyrique

de la France moderne

par

Eugène Borel.

Cinquième édition. Avec 12 vignettes sur bois.

Revue et augmentée par

A. Peschier.

Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichem Gold- und Schwarzdruck Mark 7. —

Antologia

dei moderni poeti italiani

di

Paolo Heyse.

Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reicher Goldverzierung Mark 6. —

Urtheile der Presse:

Bazar. Bücher, wie diese, sind immer Gaben, die dem Geschmack des Gebers Ehre und jedem Gebildeten Freude machen. Wir hassen alles Ueberspannte und verlogen Sentimentale, aber man unterschätze uns ein gutes Gedichtbuch nicht! Da ist der Herzschlag einer Nation, eines Zeitalters zu vernehmen.

Deutsche Lehrerzeitung, Leipzig. Das sind Weihnachtsbücher, wie sie reicher und prächtiger kaum gedacht werden können. In sämmtlichen Anthologieen sind vorzugsweise neuere Dichter berücksichtigt. Dass die Auswahl mit dem feinsten Takte getroffen worden ist, dafür bürgen die Namen der Herausgeber, die ja selbst als Dichter, wie als Kunstkenner, wohlverdienten Ruf geniessen. Dem Innern entspricht das Aeussere in schönster Weise, so dass bei solcher vorzüglicher Ausstattung der Preis billig genannt werden muss.

Ein nationales Prachtwerk.

Illustrirte Geschichte
des
deutsch-französischen Kriegs
1870 und 1871.

Von

Wilhelm Müller.

Auf's Reichste illustrirt von den ersten Künstlern.

Ein Prachtband von 368 Seiten groß Quart, geschmückt mit 28 aparten Tonbildern, 65 großen Illustrationen, 93 Porträts, 54 Initialen und Schlußvignetten, 31 Plänen und Karten im Text und 11 großen Karten.

Preis prachtvoll gebunden Mark 15. —

Seiner Majestät dem deutschen Kaiser und König von Preußen Wilhelm I. gewidmet.

Diesem Prachtwerk gebührt in jedem Salon, in jeder Bibliothek der **Ehrenplatz** unter den Geschichtsbilderwerken über die große Zeit. Durch seine klare, lebendige, die rechte Mitte zwischen zu großer Ausführlichkeit und zu gedrängter Kürze haltende Darstellungsweise ist es besonders auch ein sehr schönes und passendes Geschenk, für Jeden, der den Krieg mitgemacht, zur Erinnerung, für unsere erwachsenen Söhne zum Vorbilde.

Märchen.

Prachtausgabe mit 41 großen Illustrationen

von

Gustav Doré.

Dritte Auflage.

Fein in englische Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Goldpressung. **Preis Mark 12.** —

Als beste Empfehlung für dieses sich durch Schönheit und Billigkeit gleich sehr auszeichnende Prachtwerk kann wohl die Thatsache sprechen, daß **zwei starke Auflagen** in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit vollständig verkauft wurden. Hier nur einige der vielen günstigen Besprechungen der Presse:

Neue freie Presse: Es ist ein Werk, das nicht nur mit dem größten Lobe belohnt, sondern auch gekauft zu werden verdient, zumal es bei aller prachtvollen Ausstattung den Preis von nur Thlr. 4 hat.

Novellen-Zeitung: Dieses Werk eignet sich durch künstlerische Bedeutung, prachtvolle Ausstattung und eine fast beispiellose Billigkeit ganz besonders zum Geschenk.

Berliner Volks-Zeitung: Es gibt kein sinnigeres, schöneres, prächtigeres Festgeschenk als die Hallberger'sche Pracht-Ausgabe der Doré'schen Märchen-Illustrationen.

Märchen

von

Wilhelm Hauff.

Mit 42 Original-Illustrationen

von

Theodor Weber, Theodor Hosemann und Ludwig Burger.

Prachtausgabe in Quart.

Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Goldpressung. **Preis Mark 12.** —

Ein Prachtwerk gleich an Werth in der erfindungsglücklichen reichen künstlerischen Ausstattung den von Doré's Künstlerhand illustrirten Märchen.

Barbarossa's Brautwerber.

Eine wirtemberger Sage

von

Ludwig Laistner.

In Original-Prachteinband mit Goldschnitt Preis M. 4. 50 Pf.

Ein reizendes episches Gedicht, welches zu dem Schönsten und Besten in seiner Art gehört, und sich einen Ehrenplatz neben Scheffel's „Trompeter" und Otto Roquette's „Waldmeister's Brautfahrt" erobert. Diese bedeutsame Dichtung gehört zu dem Wenigen von bleibender Bedeutung, welches die Gegenwart überhaupt auf dem Gebiete der epischen Poesie hervorgebracht hat. **Schlesische Zeitung.**

Mein Herz in Liedern

von

August Silberstein.

Dritte vermehrte Auflage.

In Original-Prachteinband mit Goldschnitt Preis M. 6. —

Was Silberstein in den Liedern seines Herzens bietet, ist warm empfunden und schön gesagt; ihm ist des „Liedes Sendung" die frohe Botschaft vom Ideal an das Volk und zugleich das Band der geistigen Verbrüderung politisch getrennter Stämme. — Leben, Liebe und Natur, der unausgesungene Dreiklang, lassen den Dichter von der liebenswürdigsten Seite erscheinen, er vereint in den ihnen gewidmeten Liedern Formenschönheit und Gedankentiefe; wahrhaft reizend sind einzelne, wie z. B.: „O Liebe, du gibst doch den hellsten Schein!" oder: „Wer eine Thräne weinen kann" u. s. w. In dem Abschnitt, der dem „Scherz" das Wort leiht, zeigt der Poet eine neckisch-humoristische Ader, deren Pointen wohl treffen, aber nicht verwunden, wie es wahrer Dichtung Brauch ist; in den „Gestalten und Gebilden" endlich streift er hinüber in's epische Gebiet und zeichnet uns in Romanzen- und Balladenform eine reiche Fülle wechselnder Anschauungen vor die Seele. **Neue Freie Presse.**

Abenteuer und Reisen

des

Freiherrn von Münchhausen.

Neu bearbeitet von

Edmund Zoller.

Mit 150 Original-Illustrationen

von

Gustav Doré.

Zweite Auflage.

Pracht-Ausgabe in Quart.

Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Goldpressung. **Preis Mark 9.** —

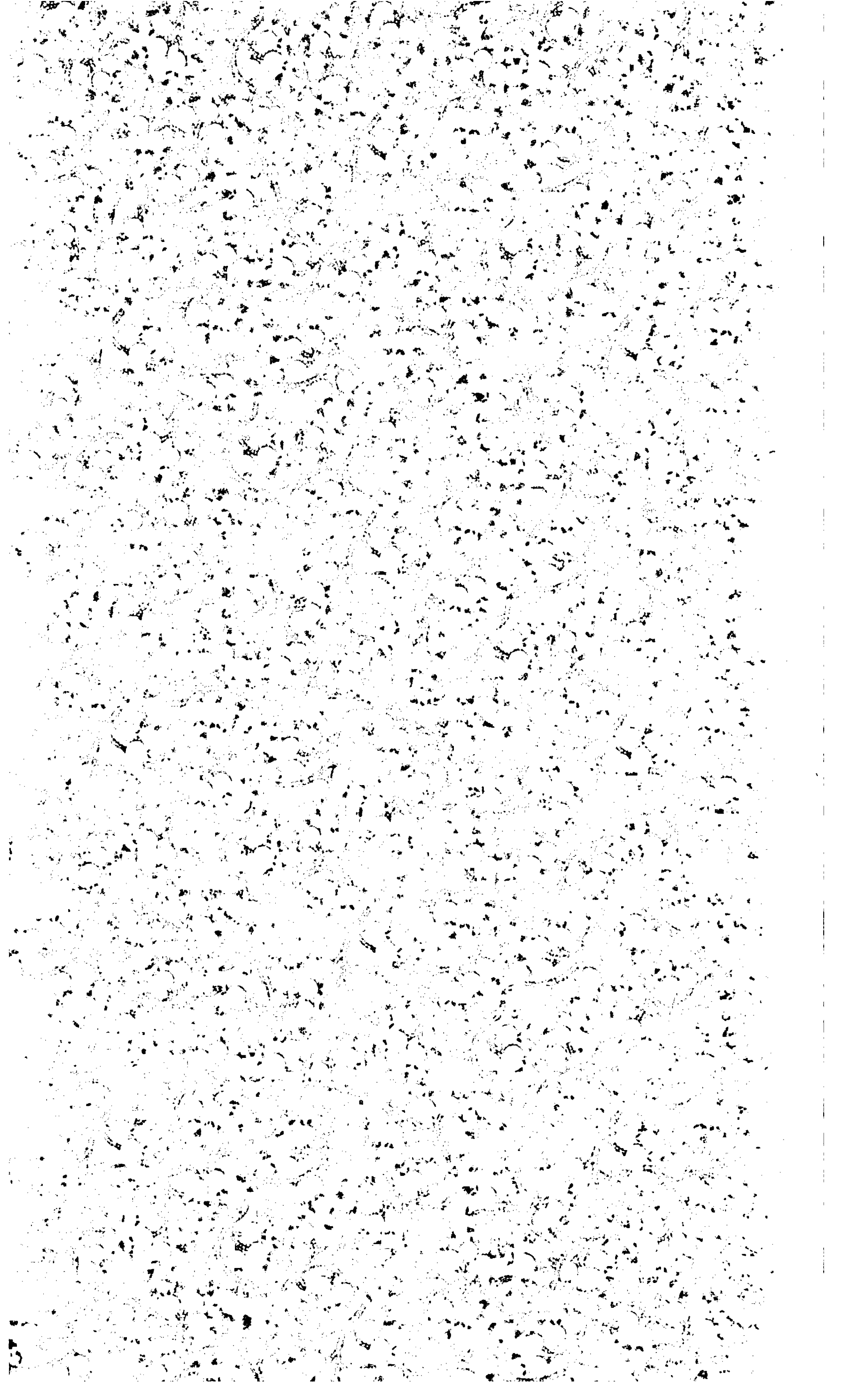
Urtheile der Presse:

Leipziger Illustrirte Zeitung. Welche Fülle der abenteuerlichsten, seltsamsten Gestalten und Situationen hat hier der Künstler geschaffen, eine grotesker als die andere, und welch' köstlicher Humor ist über das Ganze ausgebreitet! Die Ausstattung des Werkes ist in jeder Weise vorzüglich.

Dresdener Nachrichten. Münchhausen's Abenteuer mit 150 Illustrationen von G. Doré sind ein sehr reizendes Festgeschenk und in der eingebundenen Ausgabe mit Goldpressung für 3 Thaler spottbillig.

Rigaische Zeitung. Die ungemein reiche Ausstattung dieser Lügengeschichten, die treffliche, immer wechselnde, immer pikante und zugleich gefällige Zeichnung machen auch dieses neu erschienene Buch zu einem höchst unterhaltenden Salonstück.

Schlesische Zeitung, Breslau. Die drastische Komik des Lügenbarons in ihrer Naivität und ihrer Kühnheit ist vom Illustrator so treffend und genial behandelt, wie nur irgend vom Dichter selbst, und das künstlerisch ausgestattete Buch gehört zu den kostbarsten Gaben der Fest-Literatur.



YB 53019

214547